Die Mission in unsern Kolonien

von P. Carl Paul

Teil II

Deutsch-Ostafrika

C. Ludwig Ungelenk
Verlag in Dresden-A.

H. A. U. M.
V/h J. DUSSEAU & C.
KAAPSTAD

Die
Mission in unsern Kolonien

von

P. Carl Paul,
Schriftführer der Sächsischen Missionskonferenz.

Zweites Heft:

Deutsch-Ostafrika.

Neue Folge der Dietelschen Missionsstunden.

Leipzig
Druck und Verlag von Fr. Richter.
1900.

MERENSKY-BIBLIOTEEK
1 DEC. 1941
UNIVERSITEIT VAN PRETORIA.
Klasnommer Z1A4.064-8
Registernommer 68813
DEUTSCH

Inhalt.

	Seite
Deutsch-Ostafrika als Missionsfeld	1— 64
Das deutsche Gebiet und seine Völker	3
Die Missionsstraßen	20
Die Sprachen	31
Heidentum und Islam	42
Mission und Politik	53
Livingstone und die Universitäten-Mission	65—112
1. Der Missionsherold in Innerafrika	65
2. Die Universitäten-Mission und die Schotten	83
Die Etappenstraße der englischen Kirchenmission ins Seengebiet	113—149
1. Die erste Missionsstraße zum Victoria-Nyanza	113
2. Auf dem harten Boden von Usagara	132
Die Berliner Mission im Küstengebiet (Berlin III)	150—212
1. Der Beginn in Sturm und Drang	150
2 In Usaramo	166
3. Tanga	182
4. Auf Evangelistenpfaden in den Bergen von Usambara	190
Die beiden deutschen Schwestermissionen am Nyassa-See	213—270
1. Der gemeinsame Anfang im Kondelande	213
2. Die Herrnhuter auf dem Wege zum Tanganjika-See	232
3. Vom Nyassa nach Uhehe (Berlin I)	252
Sonnenaufgang am Kilimandscharo	271—332
1. Die ersten Glaubensboten unter den Wadschagga	278
2. Der Eintritt der Leipziger Mission	290
3. Das Missionsgrab am Meru	305
4. Ein Rundgang durch die Dschagga-Mission	314
Urambo	333—344
Schlußwort	345—352

Quellenschriften über die Mission in Deutsch-Ostafrika.

(Nach der Reihenfolge der Kapitel in diesem Buche geordnet.)

Das Leben David Livingstones. Von W. G. Blaikie. Uebersetzt und mit Erläuterungen versehen von O. Denk. 2 Bände. Gütersloh 1881, C. Bertelsmann.

„Central-Africa". Monatsblatt der Universitäten-Mission. London, 9 Dartmouth Street, Westminster.

Alexander M. Mackay, Pionier-Missionar von Uganda. Von seiner Schwester. Uebersetzt von Nebinger. Mit einer Skizze seiner Persönlichkeit aus persönlichem Verkehr von D. Wilh. Baur. Leipzig 1891, Hinrichs.

Church Missionary Intelligencer. Organ der englischen Kirchenmission. London, Salisbury Square.

Bilder aus Ostafrika. Von Dan. v. Cölln. Berlin 1891, Zillessen.

Morgendämmerung in Deutsch-Ostafrika. Ein Rundgang durch die ostafrikanische Mission (Berlin III). Von P. Paul Döring, Missionar. 3. Aufl. Berlin 1899, M. Warneck.

Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission. Monatsblatt der evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika. Berlin.

Evangelische Mission im Nyassa-Lande. Von P. J. Richter. 2. Aufl. Berlin 1898, Buchhandlung der evangelischen Missionsgesellschaft, Friedenstr. 9.

Deutsche Arbeit am Nyassa. Von Missionsinsp. Merensky. Berlin 1894. Ebenda.

Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden. Von Missionsdir. a. D. G. Burkhardt. 3. Heft. Deutsch-Ostafrika. Nyassa-Gebiet. Leipzig 1898, Fr. Jansa.

Berliner Missionsberichte. Monatsblatt der Berliner Missionsgesellschaft (Berlin I). Berlin NO. 43. Georgenkirchstr. 70.

Missionsblatt der Brüdergemeine. Monatsblatt, herausgegeben von Th. Bechler, Herrnhut.

Evangelisch-Lutherisches Missionsblatt. Organ der Leipziger Mission. Herausg. von Missionar R. Handmann. Leipzig, Hohestr. 7.

Karl Segebrock und Ewald Ovir. Zwei früh vollendete Missionare. Von Missionsdir. C. v. Schwartz. Leipzig 1897, Hohestr. 7.

Deutsch-Ostafrika als Missionsfeld.

Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.
Matth. 9, 37. 38.

Ostafrika hat später, als alle andern Küstengebiete des dunkeln Erdteils die Segnungen des Evangeliums empfangen. Nach Südafrika zog bereits 1737 der erste Missionar. An der Westküste begannen die evangelischen Glaubensboten ihr Werk in Verbindung mit der englischen Antisklavereibewegung am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Sogar Nordafrika, wo das Christentum im Islam ein fast uneinnehmbares Bollwerk fand, kam früher an die Reihe, als der Osten. Nachdem Herrnhuter Brüder sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ohne jeden sichtbaren Erfolg um die koptischen Überreste des Christentums in Ägypten gemüht, traten 1826 englische Missionare ein und drangen seitdem nilaufwärts bis Abessynien vor, für andre Glaubensboten die Bahn brechend, die von Ägypten aus eine „Apostelstraße" durch Afrika zu legen suchten. Ostafrika aber blieb bis um die Mitte des jetzt beendeten Missionsjahrhunderts ganz beiseite liegen. Es wurde vom großen Weltverkehr nicht berührt, weil der vielbefahrene Seeweg von Europa nach dem südlichen und östlichen Asien über das Kap der guten Hoffnung und quer durch den Indischen Ocean

führte. Als aber vor 50 Jahren auch diese Gebiete des dunkeln Erdteils in den Gesichtskreis der europäischen Völker kamen, trat plötzlich eine geradezu fieberhafte Thätigkeit an die Stelle der bisherigen Gleichgiltigkeit. Die Geographen und Afrikaforscher beschäftigten sich mit keinem andern Teile des Erdballs so angelegentlich, wie mit diesen Gegenden. So oft es einem Reisenden gelang, den Schleier von den ostafrikanischen Geheimnissen ein Stück weiter wegzuziehen, ward er ein gefeierter Mann. Dann folgte gegen Ende des Jahrhunderts eine Zeit, wo von den Kolonialmächten, besonders Deutschland und England ein förmlicher Wettlauf nach den einzelnen Teilen Ostafrikas unternommen wurde. Die Pioniere der einen suchten denen der andern zuvorzukommen. Die Häuptlinge, deren Länder und Ländchen man bis dahin nicht einmal dem Namen nach kannte, wurden vielumworbene Persönlichkeiten. Sie konnten ganze Berge von Geschenken fordern, wenn sie dafür die deutsche oder englische Flagge über ihrer Boma wehen ließen.

Mitten unter die Forscher und Politiker hinein trat der Missionar, der den Eingebornen Ostafrikas nichts abforderte, sondern ihm die schönste Gabe seiner christlichen Heimat brachte, das Evangelium. Alle wichtigen Wege, die sich dem Forscher als gangbar erwiesen, mußten auch sogleich den Glaubensboten dienen. In einzelnen abgelegenen Gebieten kamen sogar die Missionare den Forschungsreisenden und Kolonialbeamten zuvor. Die Missionskarawanen sind viel eher als die militärischen Expeditionen ins Innere gezogen, und an manchen Orten haben die Missionare schon früher Posto gefaßt, als die Kolonialtruppen. Als dann im Jahre 1885 das ganze herrenlose Gebiet durch friedliche Verhandlungen unter Deutschland, England und Portugal verteilt ward, haben die mutigen Pioniere des Evangeliums unter den bei der Besitzergreifung seitens dieser Mächte unvermeidlichen Wirren allerdings schwer zu leiden ge-

habt; einzelne mühsam errichtete Stationen gingen sogar wieder verloren. Aber das war nur ein kurzer Rückschlag. Sobald das Land beruhigt war, nahm die Mission die Gelegenheit wahr, als segenspendende Friedensbotin unter die unterworfenen Völker zu treten. Den größten Anteil an diesen Fortschritten hat Deutsch-Ostafrika erlangt. Es war, als ob die christliche Liebe, die so lange von diesem Gebiet des dunkeln Erdteils zurückgehalten war, sich ihm nun mit um so größerer Innigkeit zuwenden wollte. Gleich einem aufgestauten Bergstrom ergoß sie sich über das Land.

Ehe wir uns dieser Geschichte der Missionsbestrebungen, an denen eine ganze Reihe von deutschen und englischen Missionsgesellschaften beteiligt sind, zuwenden, soll der Naturboden, den sie im deutschen Gebiet fanden, hier mit kurzen Strichen gekennzeichnet werden.

Das deutsche Gebiet und seine Völker.

Unser Kolonialbesitz in Ostafrika hat eine Ausdehnung von nahezu 18 000 deutschen Quadratmeilen oder einer Million Quadratkilometern, ist also ungefähr doppelt so groß wie das deutsche Mutterland. Im Osten und Westen finden wir natürliche Grenzen, dort den Indischen Ocean, hier die drei großen Seen Nyassa, Tanganjika und Victoria Nyanza, deren Wasserflächen teilweise zum deutschen Gebiet gehören. Im Norden und Süden sind die Grenzen bei den kolonialpolitischen Abmachungen an manchen Stellen ohne Rücksicht auf die natürlichen Verhältnisse gezogen, sodaß einzelne Stammesgebiete zerschnitten, halb deutsch und halb englisch oder portugiesisch wurden.

Der Gesamteindruck, den das Land macht, ist nicht schön. Der Naturforscher Henry Drummond, der sich einige Zeit in

der Nähe des Nyassa-Sees aufgehalten hat, schreibt in seinem Buche „Innerafrika“: „Afrika steigt in drei breiten Stufen vom Meere in die Höhe: zu äußerst ein niederer, Fieberluft erzeugender Küstenstrich; dann ein Hochland, etwa von der Durchschnittshöhe der Vogesen; nach diesem ein zweites, höheres Hochland, welches im innersten Teile des Landes mit Berg und Thal sich hinzieht. Füllt man diesen Umriß aus, so hat man Afrika vor sich. Man denke sich den Küstenstrich als eine sonnenverbrannte Graslandschaft, in der hier und da eine Palme steht. Die Dörfer sind nicht zahlreich und von heruntergekommenem Volk bewohnt; Leoparden, Hyänen, Krokodile und Flußpferde haben hier ihre Heimat. Dann folgen die Hochebenen, beide mit endlosem Wald bedeckt, aber es ist niederer Baumwuchs mit unansehnlichen Stämmen, dessen dürftiges Laubwerk den Wanderer nur schlecht vor der tropischen Sonne schützt. Die Bäume sind nichts besonderes. Hier und dort erblickt man eine Wein- oder Fächerpalme, eine wie ein Kronleuchter sich ausbreitende Euphorbia, eine farbenglühende Mimose oder den trostlosen mächtigen Affenbrotbaum; auch sieht ein aufmerksames Auge allerlei seltsame Schlinggewächse, und zwischen den Sträuchern bergen merkwürdige Orchideen ihre seltsamen Blütenformen. Die äußere Gestalt des Waldwuchses aber ist ähnlich dem europäischen; Bäume, wie Eschen, Ulmen und Buchen, nur selten so groß gewachsen, wie bei uns und, von den Flußufern abgesehen, selten so schön. Die Tierwelt ist allerdings eine andere, auch die Vögel. Viele tausend Kilometer Wald, über Berg und Thal sich hinziehend, ein dürftiger, schattenloser, spurloser, sangloser Wald, das ist das östliche Innerafrika.“

Diese Schilderung rührt aus der Zeit her, wo Deutsch-Ostafrika von Forschungsreisenden nur auf den Hauptstraßen durchzogen wurde. Sie wird heutigen Tages, wo wir auch die ehemals abgelegenen und unzugänglichen Gebiete besser kennen,

von manchem der begeisterten Lobredner Deutsch-Ostafrikas nicht mehr für zutreffend gehalten. Diese finden Drummonds Schilderung allzu absprechend. Und in der That giebt es Landschaften, wie Usambara und Usagara in der Nähe der Küste, oder die herrlichen Bergländer im Norden des Nyassa-Sees, die mit ihrem Pflanzen- und Wasserreichtum, mit ihren wohlangebauten Schamben, d. i. Pflanzungen der Eingebornen, einen viel anziehenderen Eindruck machen. Wenn diese aber geeignet sind, anmutigere Züge in das von Drummond entworfene Bild einzutragen, so darf nicht übersehen werden, daß sich in Deutsch-Ostafrika auch Landschaftsbilder finden, die noch viel trostloser aussehen, als es nach jener Beschreibung zu erwarten ist. Die Steppe im Süden des Kilimandscharo oder die große Wildnis von Ugogo, wo in der Regenzeit weiter nichts zu sehen ist, als mannshohes, hartes Gras, hier und da von schlammigen Tümpeln unterbrochen und in der Trockenzeit eine öde gleichfarbige Ebene, nach den häufigen Steppenbränden lediglich mit Asche und Steinen bedeckt, bilden das Gegengewicht zu den berg-, wasser- und blumenreichen Landschaften einzelner Gebiete. Bei der großen Ausdehnung von Deutsch-Ostafrika kann natürlich von einem einheitlichen Gesamteindruck nicht die Rede sein. Ein Missionar, der so glücklich ist, seine Station in einer der lieblichen Landschaften von Usambara zu haben, wird in seinen Berichten die Schönheit von Deutsch-Ostafrika preisen, während der in Urambo oder ein andrer in Usambiro am Südufer des Victoria-Nyanza vielleicht über seine traurige Umgebung klagt. Als Major v. Wissmann Gouverneur von Deutsch-Ostafrika war, faßte er seine Wertschätzung des Landes in das Urteil zusammen, daß nur $^1/_{10}$ des ganzen Gebiets bewohnt und nutzbar sei. Andere glaubten nach ihren Beobachtungen zu einem besseren Ergebnis zu kommen. Der jetzige Gouverneur Generalmajor Liebert schätzt das bewohnbare und brauchbare Land auf etwa die Hälfte des

Ganzen. Mag letzteres auch richtiger sein, so lohnt doch der größte Teil des Gebiets den Anbau nur für die Eingebornen. Es sind ganz verschwindend kleine Landesteile, die von so verlockender Fruchtbarkeit sind, daß sich Europäer bewogen fühlen, hinzugehen, um Plantagen anzulegen, wie das z. B. im östlichen Usambara schon geschehen ist. Die Kolonialmänner mögen die geringe Ausdehnung des Plantagenlandes bedauern. Im Interesse der Mission dagegen ist es mit Freuden zu begrüßen, daß im Großen und Ganzen die Afrikaner im Besitz ihres Heimatlands bleiben werden. Der Mission erwachsen jedesmal unermeßliche Schwierigkeiten daraus, wenn die Weißen ein Heidenland geradezu überfluten.

Ebensowenig einheitlich, wie der Charakter der Landschaft ist der der Bevölkerung. Im Matthäus-Evangelium heißt es, daß das Himmelreich einem Netz zu vergleichen sei, das ins Meer geworfen ist, damit man allerlei Gattung fängt. Dafür bietet die ostafrikanische Mission ein treffliches Beispiel. Wenn irgendwo, so ist es hier angebracht, von einem Völkermeer zu sprechen. An den Küstenplätzen, wo die Karawanenpfade enden, ist das Völkergemisch geradezu verwirrend. In den Straßen von Tanga oder Bagamoyo bekommt man mehr verschiedene Nationalitäten zu sehen und Sprachen zu hören, als in irgend einer der Haupt- und Handelsstädte Europas. Es wird dem Neuling freilich schwer werden, diese Afrikaner zu unterscheiden. Wer die Unterscheidungsmerkmale herausfinden will, muß ein geübtes Auge haben und sich auf die spärliche Kleidung, Waffen, Haarfrisur und Schmuckgegenstände der verschiedenen Stämme verstehen.

Die Bevölkerung gehört in der Mehrzahl zu den Bantu, jener großen Völkerfamilie, die die mittleren Teile Afrikas bewohnt und zu beiden Seiten der geraden Linie von Kamerun nach Dar-es-Salaam gefunden wird. Im südlichen Teile Deutsch-Ostafrikas wohnen Stämme, die den Sulus verwandt sind, in

den Steppen des Nordens dagegen schweifen die Massai, ein der großen hamitischen Rasse von Nordostafrika angehöriges Volk. Man zählt sie wie andere an der deutsch-englischen Grenze wohnende kleinere Gruppen zu den sogenannten nilotischen Völkern, die sich den Sudannegern nähern. Unter den Eingebornen giebt es seßhafte Leute, die sich meist vom Ackerbau oder an den Seen vom Fischfang nähren, und beweglichere Elemente, wie die handeltreibenden Stämme, die sich auf den Karawanenstraßen herumtreiben, oder die nomadisierenden Hirten. Im allgemeinen ist die Bevölkerung arm. Drummond weiß das anschaulich zu schildern. Er schreibt: „Verborgen in den Wäldern, wie Vogelnester im Dickicht, in steter Furcht vor einander und vor ihrem gemeinsamen Feinde, dem Sklavenjäger, finden sich die kleinen Ortschaften der Eingebornen. In paradiesischer Einfalt haust hier der Mensch im Urzustand; ohne Kleidung, ohne Bildung, ohne Gelehrsamkeit, scheinbar auch ohne Religion, das echte Kind der Natur, gedankenlos, sorglos und zufrieden. Dieser Mensch ist allem Anschein nach stets vergnügt; er hat, was er braucht. Ein zugespitzter Stecken liefert ihm seinen Speer; zwei Hölzer, aneinander gerieben, gewähren ihm Feuer; aus fünfzig Stecken macht er sich ein Haus. Die Rinde, die er davon abschält, giebt sein bißchen Kleidung ab; die Früchte an den Ästen sind seine Nahrung. Es ist erstaunlich, wie wenig ein solches Naturgeschöpf zu seiner Reise durchs Leben nötig hat. Ich wohnte einmal dem Begräbnis eines Afrikaners bei; nach der Gewohnheit seines Stammes wurde ihm seine ganze irdische Habe mit ins Grab gegeben. Nach dem Leichnam wurde die Tabakspfeife des Gestorbenen hineingelegt, dann ein kunstloses Messer, eine irdene Schüssel und zuletzt Pfeil und Bogen, die Sehne des letzteren durchschnitten, ein rührendes Symbol, daß die Arbeit gethan. Das war alles; vier Gegenstände der ganze Besitz eines Menschenkindes während eines halben Jahrhunderts."

Sehr auffällig ist der Mangel an größeren Staatenbildungen. Über das weite Gebiet herrschen Hunderte von kleinen Häuptlingen, die in der Regel von einander unabhängig, meist sogar feindlich gesinnt sind. Die Trennung geht im Dschaggalande am Kilimandscharo so weit, daß die auf etwa 50000 Köpfe geschätzte Bewohnerschaft in mehr als 30 kleine Staaten zerfällt, die sich gegen einander verschanzten und abschlossen, bis das deutsche Regiment zwangsweise einen Verbindungsweg unter ihnen herstellte. Von Zeit zu Zeit haben sich zwar einzelne Häuptlinge hervorgethan und nach Unterjochung ihrer Nachbarn ein größeres Reich gegründet. So die Wakilindi in Usambara, vor allem aber der berühmte Mirambo, den man den Napoleon von Ostafrika genannt hat. Sein Reich soll ungefähr so groß wie Württemberg gewesen sein. Er behauptete sich selbst den Arabern gegenüber, die sonst doch mit jedem Häuptling fertig wurden. Von 1871 an führte er einen mehrjährigen siegreichen Krieg gegen sie. Seine Hauptstadt Urambo bestand aus einer Reihe von Dörfern, die mit Lehmmauern befestigt waren und eine Fläche von 80 Quadratkilometern bedeckten. Ein Herrschergeschlecht von ähnlicher Bedeutung muß es auch im Süden unsers Schutzgebiets gegeben haben. In Rungembe (Uhehe) wird heute noch ein Nationalheiligtum, das Familiengrab der früheren Sultane gezeigt, auch fanden die deutschen Eroberer große Tembenstädte von beträchtlicher Ausdehnung. Aber es ist doch nur bei dem Versuch geblieben, die verschiedenartigen Stämme zusammenzuschweißen. Etwas nachhaltiges hat keiner dieser großen Häuptlinge schaffen können.

Wesentlich verschieden von der in abgesonderten Stämmen lebenden Bevölkerung des Innern ist das Küstenvolk. Hier entstand durch eine Völkermischung größeren Stils, deren Ursprung sich geschichtlich nicht mehr nachweisen läßt, ein ganz neuer

Stamm, die Wasuaheli*). Man findet bei ihnen viele Eigenheiten aller der Stämme wieder, die in ihnen aufgegangen sind, aber abgeblaßt und ausgeglichen, wie es bei der leicht beweglichen Küstenbevölkerung nicht anders zu erwarten. Weil sie sich gern als die aufgeklärten und fortgeschrittenen unter den Negern aufspielen, ist ihnen in religiöser Hinsicht schwer beizukommen. Das gilt auch von den anderen Bewohnern der Küstenstädte, von denen hier nur die Goanesen, ein Mischvolk aus der alten portugiesischen Zeit, und die Inder erwähnt seien. Letztere bilden den Kaufmannsstand an der Küste. Die einen haben Kramläden, in denen sie alle möglichen europäischen oder indischen Artikel feilbieten, andre haben sich als Geldwechsler oder auch als Großhändler aufgethan. Zu der Zeit, als noch alle Fäden des Verkehrs auf der Insel Sansibar zusammenliefen, beherrschte ein dortiger Inder, namens Sewa, das ganze Karawanengeschäft. Wer Träger anwerben und Tauschartikel einkaufen wollte, konnte nichts besseres thun, als sich an ihn wenden. Es giebt auch in den deutschen Küstenstädten sehr reiche Händler indischer Abkunft. Einer von ihnen, Sewa Hadji, hat ein Krankenhaus in Dar-es-Salaam gestiftet.

Eine noch größere Rolle spielten und spielen hier und da wohl noch die Araber. Sie hatten sich vor der deutschen Besitzergreifung zu Herren des Landes aufgeworfen und knechteten thatsächlich die eingeborene Bevölkerung ganz nach Belieben. Ihr Hauptquartier war Sansibar, der Herrschersitz der von Südarabien herübergekommenen Sultane. Von hier ward erst die Küsten-

*) In der ostafrikanischen Sprachfamilie unterscheidet man das Land, Volk, die Sprache durch bestimmte Vorsatzsilben vor dem Namen. Man muß das beachten, um durch die Namensveränderung nicht verwirrt zu werden. U-gogo = das Land, Wa-gogo = die Leute von Ugogo, M-gogo = ein einzelner Mann des Stammes, Ki-gogo = die Sprache des Landes.

bevölkerung unterworfen und dann in klugem Vorgehen eine Karawanenstraße nach der andern besetzt. Die arabischen Ansiedelungen erstrecken sich bis ins Seengebiet, ja noch darüber hinaus. Vermöge ihrer geistigen Überlegenheit und einer besseren Bewaffnung hielten wenige Araber ganze Volksstämme mit ihren Häuptlingen in Abhängigkeit von sich. Wie abscheulich sie diese Übermacht bei den Sklavenjagden und dem Sklavenhandel benutzten, ist allbekannt. Sie verdienen, die Blutsauger Ostafrikas genannt zu werden.

Man kann im allgemeinen nicht sagen, daß der Mission unter den Völkern Ostafrikas eine leichte Aufgabe gestellt wäre. Gewiß, die Zerrissenheit der Bevölkerung kann den Sieg des Evangeliums befördern. Das Heidentum tritt ihm hier nirgends als eine geschlossene Macht entgegen; viele kleine Völker werden sich jedenfalls leichter christianisieren lassen, als ein einziges großes. Dafür findet aber die Mission auf diesem Arbeitsfelde andere eigentümliche Hindernisse. Es ist eine fast allgemeine Klage der Missionare an der Küste und in den unmittelbar dahinterliegenden Gegenden, daß die hier wohnenden Völker sehr stumpf und hart sind. Der fleischliche Sinn und die heidnische Unsittlichkeit halten die Neger wie mit ehernen Fesseln gebunden. Dasselbe Klagelied ist zu hören, wenn man in die Missionsstationen kommt, die zwar weiter landeinwärts, aber an den vielbegangenen Karawanenstraßen liegen. So schreibt ein Herrnhuter Missionar aus Urambo: „Wenn ich mir die Leute anschaue, wie blöde sie einen oft ansehen oder gar anlachen, wenn man sie über geistliche Dinge befragt oder auch nur sagt, daß man hier von Jesu reden und lehren wolle, so möchte sich einem der Gedanke aufdrängen: „Solche Leute werden nie Christen werden.“

Es wäre aber verkehrt, solche Erfahrungen zu verallgemeinern und alle Eingebornen Ostafrikas stumpfsinnig und unempfänglich zu nennen. Die Herrnhuter Brüder unter den

Kondenegern machen gerade die gegenteiligen Erfahrungen; sie finden nach einer mehrjährigen Wirksamkeit bei ihren Schülern und Gottesdienstbesuchern schon ein ziemlich reichliches Maß christlicher Erkenntnis. Ähnlich steht es in Usambara, wo es z. B. in Hohenfriedeberg geradezu Erweckungszeiten gegeben hat, und bei den Dschagganegern in Kilimandscharo.

Eine Erschwerung der Missionsthätigkeit liegt offenbar in der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung. Man hat noch keine allgemeine Volkszählung in Deutsch-Ostafrika vornehmen können, es liegen aber von verschiedenen Seiten Schätzungen der Bevölkerungszahl vor. Die höchste derselben geht auf 7—8 Millionen. Wenn man bedenkt, daß das Gebiet, in dem sie wohnen, doppelt so groß ist, wie das Deutsche Reich, erhellt ohne weiteres, wie spärlich es bewohnt ist. Aus einzelnen Gegenden wird ja ausdrücklich berichtet, daß sie sich zu ihrem Vorteil von den übrigen Landesteilen unterscheiden. So haben die Sendboten der Universitäten-Mission im Bondëilande bei Magila und Korogwe einen Kranz von Dörfern um sich, die sie mit Leichtigkeit besuchen können. Ähnliches wird aus Ruanda und Urundi am Tanganjika-See berichtet; in Usambura sollen sich täglich mindestens 2000 Menschen auf dem Marktplatz versammeln. Aber das sind doch Ausnahmen, die sehr auffallen, und wenn es solche dichtbevölkerte Landschaften giebt, so muß der übrige Teil des Landes um so dünner bewohnt sein, weil, wie oben erwähnt, im Durchschnitt unser afrikanisches Gebiet nur den dreizehnten Teil der Bevölkerungsdichtigkeit Deutschlands aufzuweisen hat. Da muß der Missionar bei seinen Heidenpredigten in der Regel weit wandern und sich mit einer kleinen Zuhörerschar zufrieden geben.

Es lassen sich manche Gründe für diese Erscheinung anführen. In erster Linie wohl der Umstand, daß weite Strecken unfruchtbar sind und ihre Bewohner thatsächlich nicht ernähren könnten. An Versuchen, sich dort anzusiedeln, hat es nicht ge-

fehlt. Die Eingebornen am Rowuma, die durch die Magwangwara von ihren ursprünglichen Wohnsitzen verscheucht wurden, siedelten sich in abgelegenen Berggegenden an, mußten diese aber später wieder verlassen, weil dort nichts wuchs. Ferner wird manche Landschaft, in der die Verhältnisse für gewöhnlich günstiger liegen, dadurch entvölkert, daß hier die afrikanischen Plagen, Dürre und Heuschrecken, wiederholt die Ernte vernichten und die Bewohner zum Verlassen der Gegend zwingen. Die Hungersnot, die während der letzten Jahre das deutsche und englische Gebiet in der Nähe der Küste heimsuchte, hat vielen Tausenden das Leben gekostet. Auch das Klima ist wohl an manchen Orten schuld, wenn die Bevölkerung sich nicht recht mehren will. Die Weißen haben ja unter dem afrikanischen Fieber weit mehr zu leiden, als die Schwarzen. Ganz verschont bleiben aber auch die letzteren nicht davon. Außerdem gesellt sich bei ihnen noch ein ganzes Heer von Krankheiten dazu, die vielleicht nicht tödlich zu sein brauchten, es aber bei der verkehrten Behandlung thatsächlich sind.

Den hauptsächlichsten Grund für die Entvölkerung des Landes hat man ohne Zweifel in dem lang andauernden Kriegszustand früherer Zeiten zu suchen. Wenn es in solchen Ländern, wie am Kilimandscharo, Chronisten gegeben hätte, so würden in ihren Aufzeichnungen nicht nur Jahr für Jahr Kriegszüge und räuberische Überfälle zu finden sein, es gäbe sicherlich keinen Monat, wo nicht ein Waffengang der Häuptlinge am Berge oder aus der Nachbarschaft zu verzeichnen wäre. Ohne Rauben, Plündern und Morden ging es bei ihnen nicht ab. Im Süden unsers Gebiets haben die übermütigen Magwangwara Jahrzehnte lang das Land in Schrecken gehalten. Wir haben darüber gerade durch die mitbetroffene Universitäten-Mission nähere Nachrichten erhalten, in anderen Gegenden aber, wo es keine Berichterstatter gab, wird es nicht anders gewesen sein.

Mit der deutschen Besitzergreifung wurde ja das Kriegsgetümmel zuerst noch vermehrt, und es ist auch seitdem im Innern noch manche blutige Strafexpedition zur Ausführung gekommen. Auf die Dauer aber hat das deutsche Regiment doch friedliche Verhältnisse geschaffen, sodaß man hoffen darf, die Bevölkerung werde sich in Zukunft unter der neuen Regierung wieder vermehren.

Von der neuen Obrigkeit wird man auch die Abschaffung mancher grausamen Sitten erwarten dürfen, die bisher vielen Menschen das Leben kosteten. Da ist in erster Linie der Kindermord zu nennen. In Usaramo wird ein Kind, dessen Geburt auf einen gewissen für unheilvoll gehaltenen Tag fällt, oder das seiner Mutter viele Schmerzen verursacht hat, erbarmungslos beiseite geschafft. Die Waseguha opferten einst alle Kinder, die während der Erscheinung eines Kometen geboren wurden. Die Waschambaa beobachten eine ganze Menge von Fällen, in denen die neugebornen Kinder sterben müssen, so, wenn es Zwillinge sind, wenn die Kleinen schon mit Zähnchen auf die Welt kommen, oder wenn die Schneidezähne zuerst kommen; auch wenn ein Kind geboren wird, so lange der ältere Bruder noch nicht beschnitten ist, und so fort. Ein Missionar sah in Korogwe, wie ein Vater sein Kind der Mutter mit Gewalt entriß und es tötete, weil die Oberzähne zuerst kamen! Die Mutter suchte sich aus Verzweiflung darüber zu ertränken. Aus ganz lächerlichen Ursachen bestehen die Väter oft darauf, ihre Kinder zu töten, weil sie fürchten, sonst selbst sterben zu müssen. Die Neger behaupten, daß die Säuglinge, bei denen diese oder jene Zeichen eintreten, einen bösen Geist hätten und später nichtsnutzige Menschen würden. Der jetzige Gouverneur hat den Kindermord verboten. In der Nähe der Regierungs- und Missionsstationen wird das Verbot wohl wirken, in der Verborgenheit aber müssen doch noch unzählige Kinder sterben.

Das bei den westafrikanischen Heiden so vielgeübte Hinschlachten von Sklaven beim Tode ihres Herrn kommt in Ostafrika nicht so häufig vor, ganz unbekannt ist es hier aber auch nicht. Noch im Jahre 1893 wurden in Wuga, der Hauptstadt von Usambara, als der alte Häuptling Kimueri II. starb, vier Sklaven an seinem Grabe erstickt, um ihm das Geleit in die andre Welt zu geben. Solchen Gewaltthaten wird ja jetzt von den deutschen Behörden nachgespürt und die verdiente Strafe zuteil, wirklich überwunden aber können sie erst mit der Ausbreitung christlicher Anschauungen im Volke werden. Das gilt auch von der Herzkrankheit Afrikas, der Sklaverei mit den vielfachen Übeln, die daran hängen. Wir werden später bei der Geschichte Livingstones noch auf die Einzelheiten dieser Krankheit zu sprechen kommen. Hier soll nur an der Hand einer Darstellung von Drummond, der die Dinge als Augenzeuge schildert, in einigen allgemeinen Zügen davon die Rede sein. Die Schuld, sie hervorgerufen zu haben, liegt bei den Arabern. Von Norden und Osten her drangen sie in Innerafrika ein, durchstreiften es nach allen Seiten, und wohin sie kamen, brachten sie die Hölle auf Erden. Es war, als ob das unstete und flüchtige Arabervolk nur dazu da wäre, um andre ihrer Heimat zu berauben. Wo diese Bekenner des Islam erschienen, erwiesen sie sich als Feinde des Friedens, als herzlose Zerstörer des patriarchalischen Lebens und der Familienbande. Ganz Innerafrika lernte unter der von ihnen aufgerichteten Schreckensherrschaft seufzen. Sie haben das erreicht kraft ihres einzigen Vorteils: sie waren eher, als die Neger, im Besitz von Pulver und Blei. Sie thaten es um eines einzigen Zweckes willen: Elfenbein und Sklaven; diese beiden sind gewissermaßen ein und dasselbe. Der arabische Händler brauchte Sklaven, um Elfenbein zu kaufen; wiederum brauchte er Sklaven, die ihm das Elfenbein an die Küste schleppten. Der Eingeborne, die lebendige Menschenseele,

galt ihm nicht nur als gangbare Waare, sondern thatsächlich als Geld; man konnte ihn stehlen, man konnte ihn von dannen führen, er war überall verkäuflich.

Durch ganz Innerafrika legten die Händler ein Netz arabischer Stationen für den empörenden Menschenhandel an. Sie standen gewöhnlich mit den reichen Arabern an der Küste in Verbindung, und die Karawanenstraßen bildeten ihre Haupthandelswege. Ihre Helfershelfer erschienen in kürzeren oder längeren Zwischenräumen mit Kriegsbedarf wohlausgerüstet, daher waren die schwachen und unter sich obendrein verfeindeten Stämme völlig in ihrer Gewalt. Sie kamen immer unversehens und blieben nur so lange, bis sie ihren Zweck erreicht hatten, sie verschwanden und kehrten wieder, wenn die Bevölkerung sich erholt hatte und eine neue Menschenernte gehalten werden konnte.

Tief im Innern ging die Schlechtigkeit so weit, daß einige Araber sich zuweilen auf ein oder zwei Jahre im Bereich eines nichts ahnenden Stammes niederließen. Sie heuchelten Freundschaft und belästigten niemand. Ihr Geschäft schien lediglich der ehrliche Tauschhandel zu sein. Sie bauten ihre Lieblingsgemüse und Früchte an, deren Samen sie immer bei sich führten, als ob sie an diesem Orte immer leben und sterben wollten. Mittlerweile brachten sie alles Elfenbein in ihre Hand, das in der Gegend vorhanden war. Sobald aber eine genügend große Menge in ihren Hütten unter dem Boden vergraben und ihr Vorrat an Baumwollenstoff und Glasperlen verbraucht war, ließen sie die Maske fallen. Eines schönen Tages fingen sie Streit an, es folgte ein Blutbad, dem nur diejenigen unter den Eingebornen entgingen, die zum Elfenbeintransport brauchbar waren oder, wie die jungen Frauen und Mädchen, auf den Sklavenmärkten besonders hohe Preise erzielten. Nun wurden die Grashütten des Dorfes in Brand gesteckt, die Araber zogen mit ihrem Raube davon, und es begann der Sklavenmarsch, der

ärger war als der Tod. Sachkundige Leute haben berechnet, daß auf einen Neger, der an der Küste zum Verkauf kam, vier oder fünf Eingeborne zu rechnen sind, die bei den Sklavenjagden oder auf dem Transport umkamen.

So stand es, als bei der Aufteilung der ostafrikanischen Gebiete ein Teil dieser mit Menschenblut befleckten Jagdreviere unter die deutsche Oberhoheit kam. Das Vorgehen der christlichen Mächte an der Küste und im Innern, soweit es dort möglich war, hat wenigstens die entsetzlichen Sklavenjagden unterdrückt, aber damit ist die Sklaverei noch lange nicht beseitigt, nicht einmal der Sklavenhandel. Noch im Jahre 1888 schrieb der Missionsarzt Dr. Pruen aus Mpapua: „Große Karawanen, die augenscheinlich aus Sklaven bestehen, kommen aus dem Innern unter der Aufsicht von Arabern oder ihrer eingebornen Diener; sie werden hauptsächlich durch Tauschhandel erworben. Unzählige Karawanen mit Stoffen, Draht und Perlen ziehen in das Land hinauf und bei der Rückkehr führen sie statt der Tauschwaren Arbeitssklaven und Elfenbein mit. Von diesen Sklaven steht es fest, daß sie entweder der Abschaum ihrer heimischen Dörfer sind, deren Häuptlinge froh sind, sie los zu werden, oder es sind Gefangene, welche die Stämme des Hinterlands bei ihren häufigen Kriegen gemacht haben. Die Eingebornen erzählen mir, daß ein geringerer Teil durch List und Betrug erworben wird. Kleinere Trupps und einzelne Neger werden unter dem Vorwande, Nahrungsmittel absetzen zu können, in eine Karawane gelockt und dann ergriffen; oder zur Zeit einer Teuerung verlockt man die halbverhungerten Bewohner eines Dorfes durch die Versicherung, sich einer Karawane anschließen zu dürfen, und daß sie einige Tagereisen weiter Nahrung in Fülle finden würden. Aber wenn die wenigen Tagereisen gemacht sind, erscheint die Fülle immer noch nicht, und den Unglücklichen wird die traurige Thatsache klar, daß sie ihrer Freiheit Lebewohl

gesagt haben. Endlich verkaufen zur Zeit einer Hungersnot manchmal Eltern ihre Kinder für Lebensmittel an vorüberziehende Karawanen."

Es ist keine Frage, daß die Wachsamkeit der deutschen Behörden den Sklavenhändlern ihr abscheuliches Gewerbe immer mehr erschwert. Jetzt müssen sie schon beim Beginn ihres Marsches am Tanganjika-See ihre Vorkehrungen treffen. Da werden die aus dem Kongostaat herübergebrachten Frauen und Mädchen, wie uns die Missionare berichten, mit den furchtbarsten Drohungen bearbeitet, sich für die Frauen oder Kinder des Händlers auszugeben, wenn sie von jemandem befragt werden. Unter diesem Deckmantel finden die Sklaventransporte noch heutigen Tages ihren Weg durchs deutsche Gebiet. Daß hier aber auch noch ganz offenkundige Gewaltthaten geschehen, ersieht man aus dem Jahresbericht der Universitäten-Mission vom Jahre 1898. Missionar Carnon erzählt dort aus Masasi am Rowuma: „Eines Morgens kam ein Schulknabe gelaufen und sagte, daß ihm eben eine Frau zugerufen habe: „Geh, sage dem Padre meinen Gruß, ich wäre verkauft und wüßte nicht, wohin mich diese Karawane bringt." Wir machten uns eiligst auf und holten den Zug ein. Der Führer war ganz zuvorkommend gegen mich, kehrte mit um und kam in mein Haus, um Erörterungen über die Sache anzustellen. Seine Leute wurden sehr betreten, und lieferten mir die Frau mit ihren zwei Kindern aus. Sie war eine Wittwe und vollständig frei gewesen. Weil sie sich geweigert hatte, die Frau eines Mannes zu werden, der ihr Nachbar und schon verheiratet war, nahm dieser das als Ursache, sich an ihr zu rächen und sie in die Sklaverei zu verkaufen. Das alles geschah zehn Minuten von unsrer Station!"

Mit der Sklaverei im engsten Zusammenhang steht die Vielweiberei. Sie wird von den Muhammedanern und Heiden in gleicher Weise geübt. Je reicher ein Mann ist, um so mehr

Frauen pflegt er zu haben. Auch in Ostafrika ist infolgedessen das weibliche Geschlecht ganz entwürdigt. Die Frau ist in vielen Fällen weiter nichts, als ein Werkzeug und Spielball des Mannes. Bei einzelnen Stämmen z. B. den Wadschagga und Waschambaa ist sie etwas bessergestellt, aber auch hier ist das eheliche Band so locker, daß ein innigeres Zusammenleben der Ehegatten kaum vorkommt, jedenfalls werden die Ehen ebenso leicht gelöst, wie sie geschlossen wurden. Einer der Missionare von Bethel traf einst einen ihm von früher her bekannten Mann in einem fremden Dorfe. Bei einer Krankheit war er um sein ganzes Glück gekommen. Er hatte eine Frau, drei Söhne und eine Tochter gehabt. Als er aber zu schwach wurde, sein Feld zu bestellen, kam eines Tages der Häuptling zu ihm und sagte: „Du kannst dein Feld nicht mehr besorgen; damit nun deine Frau nicht im Elend umkommt, gieb sie mir!“ Da blieb dem Armen nichts weiter übrig, als ihm seine Frau abzutreten. Darauf ist er aus Gram weggezogen. Aus diesem Falle ist nicht zu ersehen, wie sich die Frau selbst zu der Auflösung der Ehe gestellt hat. Bei einer andern Gelegenheit aber war zu erkennen, wie leicht es die Ehefrauen mit einem solchen Wechsel nehmen. In Hohenfriedeberg standen einige verheiratete Frauen im Taufunterricht, die von ihren Männern deswegen verlassen wurden. Da wandten sie sich, natürlich ohne Vorwissen ihres Lehrers, an einige halberwachsene Knaben auf der Station mit der Frage, ob sie sie heiraten wollten. Als diese Ja sagten, waren sie sehr vergnügt.

Das sind traurige Dinge, welche die Verkommenheit der Heiden deutlich illustrieren. Es wird lange Zeit dauern, ehe das Jahrhunderte lang geknechtete und entwürdigte Weib sich in Ostafrika zu der Stellung erhebt, die ihr das Christentum in Haus, Familie und Gemeinde zuweist.

Schließlich sei noch das Laster der Trunksucht erwähnt, dem keineswegs nur in West- und Südafrika gehuldigt wird,

wie manche meinen. Ostafrika hat auch seine Trunkenbolde. Der bekannte englische Missionar Mackay schrieb darüber von seiner Reise durchs deutsche Gebiet: „Wie oft muß ich wohl von diesen Stämmen in mein Tagebuch schreiben: ‚Trunksucht ist der Fluch Afrikas!‘ Useguha, Usagara, Ugogo, Unyamwezi, Usukuma, Ukerewe — wo man hinkommt, kann man jede Woche, und wenn genug Getreide vorhanden ist, jede Nacht alle Männer, Frauen und Kinder betrunken sehen. Hier wird aus dem Zuckerrohr ein scheußlicher Trank gebraut, der im Kleinen von jedem Hindu-, Banyanen- oder Goakaufmann in allen Küstenstädten verkauft wird zum Ruin des ganzen Suahelistammes. Im Innern wird das Getreide zu einem berauschenden Getränk verwandt.“ Ähnliche Klagen kehren in den Berichten der Leipziger Missionare vom Kilimandscharo immer wieder. So oft sie bei ihren Predigtgängen merken, daß die Leute, denen sie das Wort Gottes sagen wollen, beim Trinken sind, gehen sie stumm und traurig hinweg, denn unter der Herrschaft des starken Getränks sind auch die sonst entgegenkommenden Dschagganeger unempfänglich. Die englischen Missionare in Usagara haben, um dem Übel zu begegnen, ihren Christen nahegelegt, sich zu vollkommener Enthaltsamkeit von berauschenden Getränken zu verpflichten. Daß das den Neubekehrten nicht leicht wird, ist erklärlich. Es ist unter diesen Umständen mit Freuden zu begrüßen, daß unsere Kolonialregierung die Einfuhr von Alkohol nach Deutsch-Ostafrika verboten hat. Dadurch werden die Bemühungen der Missionare, der Trunksucht zu steuern, wesentlich gefördert, und der deutsche Name bleibt von einem Schandfleck verschont, der ihm in Westafrika infolge der unermeßlichen Spirituoseneinfuhr leider anhaftet.

Die Missionsstraßen.

Der Missionsbefehl, der den Anstoß zu den durch alle Erdteile und durch alle Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung sich hinziehenden Reisen der christlichen Glaubensboten gegeben hat, beginnt mit den Worten: „Gehet hin!“ In keinem andern Teile des Erdballs ist das so buchstäblich zu verstehen, wie in Afrika und in Deutsch-Ostafrika zumal. In Indien brauchten die Missionare von alters her nicht zu marschieren. Vor der Entstehung des jetzt vorhandenen Eisenbahnnetzes stand ihnen dort das Reitpferd und der Ochsenwagen zur Verfügung. China hat seine großen Ströme und Kanäle mit Schiffahrtsgelegenheiten nach allen Seiten. In der australischen Inselwelt ist fast jede Missionsstation mit dem Dampfer oder dem Segelschiff zu erreichen. Im Vergleich dazu ist das Reisen in Ostafrika entsetzlich schwerfällig und mühsam. Unser deutsches Gebiet hat keinen einzigen Fluß aufzuweisen, auf dem die Missionare einen Schiffsverkehr vorgefunden hätten. Die in den Indischen Ocean mündenden Ströme, unter denen der Rowuma, Rufidji und Pangani die wichtigsten sind, sind zwar wasserreich, aber infolge von Wasserfällen und ähnlichen Hindernissen nicht auf weite Strecken schiffbar. Ebenso vergeblich, wie nach Wasserstraßen, suchten die Reisenden nach Landstraßen. Wenn man sie als Kennzeichen der Kultur ansehen will, so muß man Ostafrika, wie es sich bei der deutschen Besitzergreifung darstellte, ganz besonders unkultiviert nennen. Es gab keine Fahrstraßen und also auch keine Wagen. Selbst Reit- und Lasttiere, die sonst in Ländern mit schwachem Verkehr dem Reisenden über die großen Entfernungen hinweghelfen, waren zu vermissen. Pferde und Esel sind auch heute noch selten und sterben bald, für die Rinder aber, die allenfalls noch in Frage kommen könnten, schränkt die

giftige Tsetsefliege das Verbreitungsgebiet ein. Die nach Ostafrika kommenden Missionare mußten also auf fast alle Verkehrsmittel, die anderwärts zu Gebote stehen, verzichten.

Unser Gebiet hat seit undenklichen Zeiten nur eine einzige Art von Verkehrswegen gehabt, die Fußpfade. Diese sind allerdings in großer Zahl vorhanden. Sie reichen von der Küste des Indischen Oceans bis ins Seengebiet von Innerafrika und von da wieder zum Atlantischen Ocean und nordwärts bis ans Mittelländische Meer. Jedes Dorf hat seinen Fußpfad zum Nachbardorf, jeder Stamm einen solchen Verbindungsweg mit dem Nachbarvolk. Das ganze Land ist wie mit einem Netz überzogen, dessen Maschen um so dichter werden, je volkreicher eine Gegend ist. Da ein Weg genau so aussieht, wie der andre, braucht der Fremde natürlich überall einen Führer, um nicht irrezugehen. Die Pfade sind so schmal, daß nicht zwei Menschen nebeneinander gehen können. Durch den Jahrhunderte langen Gebrauch sind sie tief ausgetreten, wie schmale Rinnen; alle spitzen Steine oder was sonst die nackten Negerfüße verletzen könnte, wird sorgfältig entfernt. In dieser Hinsicht kann man sie gut gehalten nennen. Das ist aber auch die einzige Fürsorge, die man an ihnen bemerkt. Weiter geschieht nichts. Die überhängenden Zweige oder einen stacheligten Dornbusch zur Seite zu entfernen, fällt niemanden ein. Diesen Hindernissen weichen die geschmeidigen Neger aus. Für gewöhnlich gehen sie gerade auf ihr Ziel los, wie die alten Römer mit ihren Straßen. Man verschmäht es, wilden Felsenklüften oder schwammigen Morästen auszuweichen, es geht mitten hindurch. Wenn der Pfad einmal einen Bogen beschreibt, so hat gewiß früher ein Hindernis für die gerade Linie vorgelegen, das inzwischen verschwunden ist. Etwa ein umgefallener Baum, der den alten Pfad versperrte. Die Eingeborenen dachten nicht daran, ihn zu entfernen, sie gingen um ihn herum und gehen gedankenlos

weiter in der einmal eingeschlagenen Richtung, auch wenn der Stamm längst vermodert ist. Kommt ein Bach oder Fluß in den Weg, so hört der Pfad am diesseitigen Ufer auf und führt drüben weiter. Nur größere Wasserläufe, in denen Krokodile leben, sucht man zu überbrücken, natürlich auf die einfachste Weise. Es wird ein am Ufer stehender hoher Baum gefällt oder ein von selbst umgefallener, der im Wasser liegt, so zurechtgerückt, daß er die Verbindung zwischen beiden Ufern herstellt. Neben der so entstandenen Naturbrücke werden einige zähe Lianen als Geländer zum Anhalten befestigt. So ist die Schwierigkeit, den gefährlichen Fluß zu überschreiten, überraschend leicht gelöst.

Auf diesen Pfaden, die sich, wie gesagt, endlos weit durch das ganze deutsche Gebiet hinziehen, wandern die Neger Mann hinter Mann, auf ihren Köpfen alle Lasten tragend. Was in Ostafrika landeinwärts befördert wird oder aus dem Innern an die Küste kommt, wird lediglich auf diese Weise transportiert. Alle Tauschartikel, die von den Händlern am Tanganjika oder Victoria Nyanza gebraucht werden, sind auf Negerköpfen dorthin gelangt, und jeder Elefantenzahn, der in Dar-es-Salaam oder Tanga ankommt, mußte ebenso befördert werden. Wenn man bedenkt, daß eine Reise von mehreren Monaten dazu gehört, die Lasten ans Ziel zu bringen, bekommt man eine Vorstellung von der Schwierigkeit und Kostspieligkeit der ostafrikanischen Reisen. Der Trägerlohn für eine gewöhnliche Last kommt bis ins Seengebiet auf etwa 75 Mk. zu stehen. Besonders umständlich ist es für den Leiter einer Karawane, wenn Gegenstände von größerem Umfang oder Gewicht ins Innere geschafft werden sollen. Man muß sie auf jeden Fall teilen, denn ein Mann trägt nur bis zu 60 Pfund. Bei Zeugballen, Werkzeugen oder Büchern läßt sich eine größere Menge ja leicht verteilen, wie aber, wenn es sich um einzelne große Stücke handelt? Da kann es geschehen, daß sie zum Verdruß der Reisenden an der Küste zurückgelassen

werden müssen. Als die erste Glocke für die Leipziger Mission an den Kilimandscharo befördert werden sollte, riet ein erfahrener Afrikareisender, sie nicht über 60 Pfund schwer zu machen, weil man im andern Falle darauf gefaßt sein müßte, daß die Träger, denen eine schwerere Last aufgenötigt worden, sie beim Überschreiten eines Flusses fallen und für immer verloren gehen ließen.

Wenn die Transportkosten für das nach Innerafrika bestimmte Missionsgut durch die ausschließliche Verwendung von Menschenkräften schon sehr hoch werden, so werden sie durch den Hongo der Häuptlinge doch noch vermehrt. Letztere sehen es gern, wenn ihr Gebiet von Karawanen benutzt wird. Ihre Leute verkaufen alle nötigen Nahrungsmittel an die Träger und haben bei größeren Reisegesellschaften, die 2—300 Köpfe zählen, eine beträchtliche Einnahme davon. Sie selbst aber lassen sich das Durchzugsrecht für schweres Geld abkaufen. Wer ihnen das Recht dazu gegeben oder den schlauen Gedanken zum ersten Male ausgeführt, wird schwerlich festzustellen sein. Die Einrichtung war da, als die ersten Weißen durch Afrika zogen; letztere mußten sich mit saurer Miene in die leidige Sache finden. Es giebt keine bestimmten Taxen, wie bei dem ehemaligen deutschen Chausseegeld, der Häuptling und der Führer der Karawane verhandeln von Fall zu Fall. Man findet bescheidene Landesherren, die wenig nehmen, aber auch habgierige, welche nie genug bekommen können. Einzelne Forschungsreisende oder Expeditionsführer, die mit bewaffneter Macht kamen, haben sich zuweilen den Durchzug erzwungen, ohne die erhobenen Forderungen zu erfüllen. Die Missionare konnten und wollten das nicht thun. Sie achten das Recht auch bei den Schwarzen und wollen lieber Opfer bringen, als einen Häuptling und sein Volk in Feindschaft hinter sich lassen. Aber sie haben unsäglich viel Verdruß bei den Hongo-Verhandlungen gehabt und viel

kostbare Zeit damit verloren. Es sei schon hier bemerkt, daß die ganze Sache wesentlich erleichtert worden ist, seitdem sich die deutsche Verwaltung in Ostafrika geltend machte. In den letzten Jahren ist der Wegezoll an den wichtigsten Verkehrsstraßen fast ganz verschwunden.

Die ostafrikanischen Reisen kosten aber nicht nur viel Mühe, Zeit und Geld, sie sind auch mit großen Gefahren verbunden. Das Land ist voll wilder Tiere. Von den Krokodilen, welche die Flußübergänge erschweren, war schon die Rede. In den Dickichten am Wege hausen Löwen und Leoparden, die an einzelnen Stellen so zahlreich sind, daß das Karawanenlager stets durch eine mächtige Dornhecke gesichert wird und bei Nacht helle Feuer brennen müssen. Die Schwarzen sind wegen dieser Raubtiere nicht zu bewegen, nach Sonnenuntergang zu marschieren. Auch giftige Schlangen giebt es in Menge. Eine Missionskarawane machte einmal die schreckliche Entdeckung, daß sie sich gerade über einem Schlangennest niedergelassen hatte. Nebenbei mögen auch die lästigen Ameisen erwähnt sein, die alles zerstören, was ihnen in den Weg kommt, es sei denn von Metall oder anderem Stoffe, der ihren Freßwerkzeugen widersteht.

Eine weitere Gefahr liegt in der tropischen Hitze. Das deutsche Gebiet liegt zwischen dem 1^0 und 11^0 südlicher Breite, gehört also zu den heißesten Teilen Afrikas. Bei den verschiedenen Höhenlagen, die das Innere aufzuweisen hat, wird man die dauernden Ansiedelungen meist so legen, daß ihnen die Berg- oder Waldkühle zu statten kommt, aber auf der Reise kann der Missionar der Hitze nicht entgehen. Der niedere Küstenstreifen, der in den ersten Tagen zu durchschreiten ist, gleicht in der trockenen Zeit einem Glutofen; die Steppen im Innern, wo kein Baum Schatten gewährt, nicht minder. Und wenn die Wanderer noch wenigstens mit ungeschwächter Kraft den Anstrengungen der Reise entgegengehen könnten. Aber die aller-

meisten müssen gleich beim Eintritt nach Afrika ihren Tribut an den berüchtigten Thürhüter, das Fieber, zahlen. Es ist geradezu furchtbar, wie viele Sterbefälle auf diese heimtückische Krankheit zurückzuführen sind. Jeder, der den Boden Afrikas betritt, muß mit baldigen Fieberanfällen rechnen. Die Ankömmlinge nehmen daher Chinin, wie das tägliche Brot. Aber unfehlbar wirkt auch dieses Vorbeugemittel nicht. Glücklich noch der, welcher nach 8—14tägiger Reise auf den Höhen von Usambara oder am Kilimandscharo sein Arbeitsfeld erreicht, wo die Fieberneigung nach einigen Wochen wieder verschwindet. Wer aber in der ungesunden Niederung bleibt oder gar den vielwöchentlichen Marsch ins Seengebiet zu bestehen hat, geht unter Umständen lange auf der harten Grenzlinie zwischen Leben und Tod dahin. Ganz verfallene, erbarmungswürdige Gestalten, die in der Hängematte getragen werden müssen, nachdem sie sich vorher tagelang mühsam fortgeschleppt hatten, sind in solchen Missionskarawanen keine Seltenheit.

Diese außerordentlichen Schwierigkeiten der Reise drängten von selbst zur Verbesserung der Reisewege, als die Europäer in größerer Zahl nach Ostafrika kamen. Dabei begegneten sich die Interessen der Missionare mit denen der Forschungsreisenden, Beamten und Kaufleute. Ihren vereinigten Bemühungen und der Hilfe der Regierung ist es zu verdanken, daß die Verkehrsstraßen Ostafrikas sich fast mit jedem Jahre verbessern. Livingstone war zu seiner Zeit lediglich auf die oben beschriebenen schmalen Negerpfade und die Lastenbeförderung auf den Köpfen der Eingebornen angewiesen, jetzt steht den Reisenden schon eine ganze Reihe bequemer Wege zur Verfügung. Gerade die fernsten Stationen im Innern haben eine überraschend leichte Verbindung mit der Küste erlangt. Die ersten englischen Missionare, die an das Südufer des Victoria Nyanza zogen, konnten ihr Ziel nur unter unsäglichen Schwierigkeiten erreichen, binnen kurzem wird es fast

keiner körperlichen Anstrengung mehr bedürfen, um dorthin zu kommen.

Zuerst wurde der Wasserweg Sambesi-Schire-Nyassa gefunden und nutzbar gemacht. Er ist eine Missionsstraße ersten Ranges geworden. Das Verdienst, ihn gefunden zu haben, gebührt dem großen Livingstone. Als er auf die Erforschung von Centralafrika ausging, fiel sein Auge auf den größten der an der Ostküste mündenden Ströme, den Sambesi. Er fuhr einmal diesen Fluß hinauf und entdeckte etwa 150 Kilometer von der Mündung einen von Norden her kommenden Nebenfluß. Das kam dem Forscher gerade gelegen. Mit der ihm eigenen Ausdauer überwand er alle Schwierigkeiten der Reise, die ihm als dem ersten Europäer in diesen Gegenden entgegentraten, und siehe da! der Schirefluß führte ihn zu einem langgedehnten Wasserbecken, dem Nyassa-See, dessen Abfluß er bildete. Wenn es gelang, diese ganze Wasserstraße mit einem Dampfer zu befahren, so war die Reise ins Herz des dunkeln Erdteils in ungeahnter Weise erleichtert. Und es ist gelungen, wenigstens in der Hauptsache. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß die ganze in Frage kommende Strecke des Sambesi für flachgebaute Flußdampfer schiffbar ist. Dasselbe gilt vom Schire, nur daß die Fahrt auf demselben einmal durch die Murchisonfälle bei der später hier entstandenen Missionsstation Blantyre unterbrochen wird. Die Reisenden müssen unterhalb der Stromschnellen das Schiff verlassen und einen für afrikanische Verhältnisse unbedeutenden Fußmarsch machen, gelangen aber oberhalb der Fälle wieder an eine schiffbare Stromstrecke und können dann per Schiff bis an das Nordufer des Nyassa-Sees fahren. Die auf Livingstones Anregung entstandenen englischen und schottischen Missionsgesellschaften waren die ersten, die sich den bequemen Weg zu nutze machten. Nach kurzer Zeit schaukelte das erste Missionsschiff auf dem See. Bald kamen weitere Ver-

kehrserleichterungen hinzu. In Schottland bildete sich eine Handelsgesellschaft, die African-Lakes-Company, die ihre Handelsfaktoreien im Seengebiet anlegte und für einen regelmäßigen Dampferverkehr zwischen Quilimane an der Sambesimündung und Karonga am Nordwestufer des Nyassa-Sees sorgte. An der Überlandstrecke bei Blantyre wurde eine richtige Lastbeförderung eingerichtet. Als die Berliner und Herrnhuter Missionare im Jahre 1891 ihren ersten Zug ins Kondeland unternahmen, standen ihnen bereits diese Beförderungsmittel zur Verfügung, ein großer Fortschritt im Vergleich zu der ersten Expedition der Universitäten-Mission im Jahre 1861. Seitdem in Langenburg am Nordost-Ufer des Sees eine deutsche Militärstation besteht, sind noch weitere Erleichterungen der Reise hinzugekommen. Es schwimmen jetzt auch einige deutsche Dampfer auf dem Nyassa, darunter das Missionsschiff „Paulus“. Um den Landweg bei Blantyre noch bequemer zu machen, plant man gar die Anlage einer elektrischen Bahn, bei der man die Wasserkraft der Murchisonfälle nutzbar zu machen gedenkt. Wenn das geschehen ist, wird die Reise ins Kondeland außer der Hitze fast keine Belästigung mehr aufzuweisen haben.

Damit aber noch nicht genug. Jeder Punkt an der Westgrenze des deutschen Gebiets soll demnächst in den Verkehr gezogen werden. Die Ufer des Tanganjika-Sees lagen vor einigen Jahrzehnten noch in endloser Ferne. Man erreichte sie auf dem Wege Sansibar-Tabora-Udschidschi, also quer durchs deutsche Gebiet. Die Karawanen brauchten einige Monate, um die Entfernung zurückzulegen und hatten dabei die oben geschilderten Schwierigkeiten zu überwinden. Jetzt kann man über den Nyassa-See viel leichter dahin gelangen. Man braucht nur einen Marsch von etwa über 300 Kilometer zurückzulegen. Livingstone war auch hier Pfadfinder und zeigte seinen Nachfolgern den Weg. Der Schotte Stevenson, der Gründer

der erwähnten Handelsgesellschaft, schuf eine Erleichterung der Reise durch den Bau einer bequemen Straße, nach ihm Stevenson-Road genannt. Sie verbindet das Nordufer des Nyassa mit der Südspitze des Tanganjika und wurde eine Zeit lang fleißig benutzt, auch von den Missionaren der Londoner Mission, die sich am Tanganjika niederließen. Weil sie bei der Grenzregulierung auf englisches Gebiet zu liegen kam, haben sich unsre deutschen Landsleute in jüngster Zeit einen eignen Weg diesseits der Grenze gesucht und sind eben dabei, einen zerlegbaren Dampfer an den Tanganjika zu schaffen. Damit wird die kleine Flotte, die bereits auf dem See schwimmt, einen willkommenen Zuwachs erfahren. Bis jetzt sahen seine Ufer nur die beiden Missionsschiffe „Morgenstern“ und „Bwana Edward“.

Dieser Wasserstraße, die den Verkehr mit den innersten Teilen unsres Gebiets von Süden her erleichtert, steht im Norden die Ugandabahn gegenüber. Die Missionsinteressen sind bei ihrer Anlage in hervorragender Weise beteiligt. Was Uganda geworden ist, verdankt es der um die Mitte der siebziger Jahre dort begonnenen Missionsthätigkeit. Die englischen Beamten und Kolonialtruppen kamen erst ins Land, als es schon viele eingeborne Christen gab. Wenn es die unternehmenden Engländer jetzt für lohnend erachten, einen Schienenstrang von Mombasa nach Uganda zu legen, so ist das ein gutes Zeichen für die Fortschritte, die die Länder am Nordufer des Victoria-Nyanza unter dem Zeichen des Kreuzes gemacht haben. Die Eisenbahn ist gegenwärtig noch im Bau, daher läßt sich die Tragweite des neuen Verkehrsmittels noch nicht ganz übersehen. Aber so viel ist gewiß, daß mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts alle Missionare, deren Arbeitsfeld in der Nordwest-Ecke unsers Schutzgebiets liegt, nicht mehr den mühsamen Landweg benutzen werden. Die Eisenbahnfahrt Mombasa-Uganda und einer der auf dem Nyanza schwimmenden Dampfer bringt sie in ebenso-

viel Tagen ans Ziel, als sie beim direkten Marsch Wochen brauchen würden. Die neue Bahnlinie wird aber nicht nur die Reise ins Seengebiet erleichtern, schon die jetzt fertige Teilstrecke ist wertvoll für die unterwegs liegenden Stationen. Sie geht nahe bei Dschimba und Ikutha, zwei Niederlassungen der Leipziger Wakamba-Mission, vorbei und das von englischen Glaubensboten besetzte Kibwezi und Taweta liegen auch dicht daneben, auf deutschem Gebiet aber nehmen die Stationen der Leipziger Mission am Kilimandscharo an der Verkehrserleichterung Anteil.

Im Vergleich zu dieser großen Bahnlinie ist die im Bau unterbrochene deutsche Bahn von Tanga nach Korogwe von untergeordneter Bedeutung, und doch freuen sich die Missionare von Bondei und Usambara jedesmal sehr, wenn sie einen Zug benutzen können und dadurch den heißen Marsch durch die Küstenniederung um die Strecke Tanga-Magila verkürzt finden.

Die eben erwähnten Eisenbahnen und Schiffsgelegenheiten haben den Verkehr auf ganz neue Wege gelenkt und vorher unbekannte Missionsstraßen fürs deutsche Gebiet geschaffen. Durch die Fürsorge der deutschen Regierung und die fortschreitende Entwickelung der Kolonie sind aber auch die vorhandenen Wege verbessert und für größere Transporte brauchbarer geworden. Ein bekannter Forschungsreisender konnte vor kurzem bei seiner Rückkehr aus Ostafrika die Fortschritte der letzten Jahre damit kennzeichnen, daß er sagte: „Man kann jetzt den Weg von Tanga nach dem Kilimandscharo mit dem Spazierstock in der Hand oder auf dem Fahrrad zurücklegen.“ Er selbst hat vor zehn Jahren eine hundertköpfige Karawane zu seiner Begleitung dahin nötig gehabt. Der von seiten der Regierung angestellte Wegebau hat in der Zwischenzeit überraschende Erfolge gehabt. Auf den wichtigsten Verkehrslinien ist an die Stelle des schmalen Neger-pfades die Barrabarra, d. i. eine breite Straße zum Fahren und Reiten getreten. Es giebt jetzt sechs solcher Straßen, die

von der Küste landeinwärts führen. Da schon ein ganzes Netz von Regierungsstationen über das Land gespannt ist, war es möglich, den Straßenbau gleichzeitig an vielen Stellen in Angriff zu nehmen. Die Häuptlinge, die dazu helfen mußten, haben gewiß den Wert solcher „Kunststraßen" nicht eingesehen und das daran arbeitende Volk noch weniger, aber sie haben sich schließlich zur Herstellung der Barrabarra bequemt, weil der Bwana kubwa d. i. der große Herr es befohlen hatte. Auch einzelne Ländchen, die nicht im Zusammenhang mit den Hauptstraßen stehen, wie die Umgebung der Missionsstationen in Usambara oder das Dschaggaland, haben ihre breiten Wege bekommen. An einigen der Hauptstraßen sind sogar Rasthäuser gebaut, deren Schlüssel der zunächst wohnende Häuptling in Verwahrung hat. Wo solche Herbergen vorhanden sind, kann sich der Reisende das Mitnehmen eines Zeltes, das früher zu den unentbehrlichen Ausrüstungsstücken gehörte, ersparen.

Wenn wir noch hinzufügen, daß die Anlage einer Telegraphenlinie durch die westlichsten Teile des deutschen Gebiets von Süden nach Norden in Aussicht genommen ist, und daß der Bau einer großen deutschen Bahnlinie von Dar-es-Salaam geradenwegs zum Tanganjika-See stark betrieben wird, so geht daraus hervor, daß für den Verkehr im deutschen Gebiet eine neue Zeit angebrochen ist.

Es wird zwar immer dabei bleiben, daß die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen, sich fleißig regen müssen, um alle Bewohner Ostafrikas mit ihrer Botschaft zu erreichen. Aber sie werden in Zukunft nicht mehr so sehr auf den Zugangsstraßen zu ihrem Arbeitsfeld ermüdet werden. Jeder Straßen- und Bahnbau, jede neue Schiffsgelegenheit trägt dazu bei, daß das Wort Gottes schneller laufe. Auch Dampf und Elektrizität müssen beim Bau des Reiches Gottes dienen. Daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür sorgen schon die großen Entfernungen. Es gilt

heute schon für außerordentlich schnell, wenn ein am 8. Juni in Moschi am Kilimandscharo geschriebener Brief am 11. Juli in Sachsen eintrifft, und von Urambo bis Herrnhut wird er mindestens die doppelte Zeit brauchen. Da vergeht immer noch viel kostbare Zeit, ehe etwa für einen unerwartet gestorbenen Missionar ein Ersatzmann zur Stelle ist. Aber im Vergleich zu den Zuständen, die bei der Ankunft der ersten Missionare herrschten, ist der Weg in dankenswerter Weise abgekürzt.

Die Europäer haben mit dem Bau der Straßen, welche die Missionsthätigkeit erleichtern, begonnen, die Afrikaner aber folgen dem guten Beispiel. Als der Häuptling Mareale von Marangu mit der Missionsstation in Mamba in Verbindung trat, war es ihm lästig, daß er jedesmal einen starken Umweg machen mußte, wenn er zur Predigt kam. Da rief er eines Tages seine Leute zusammen und ließ einen geraden Weg von Marangu nach Mamba durch das Dickicht schlagen. Eine solche Missionsstraße durch die Wildnis ist ein schönes Zeugnis für die Anziehungskraft, die eine christliche Niederlassung auf die umwohnenden Heiden ausübt. Unbewußt halfen die letzteren dazu, die Forderung zu erfüllen: „Bereitet dem Herrn den Weg!“

Die Sprachen.

Der englische Sprachforscher R. N. Cust schreibt in seinem Buche über „Die modernen Sprachen Afrikas“: „Ich will noch einmal den Missionaren Lebewohl sagen, diesen guten und selbstlosen Leuten, welche in ihrer Heimat es wohl hätten zu hohen Ehren bringen können, und sind doch ausgegangen, in elenden Hütten zu wohnen, oft genug, um darin zu sterben; welche, während sie auf dem Ambos Afrika mit dem Hammer des göttlichen Wortes hart arbeiteten, auch helle Funken sprachwissen-

schaftlichen Lichtes hervorlockten, eine vorher in tiefstes Dunkel gehüllte Welt zu erhellen."

Der Sprachgelehrte, dem die Missionare oft genug die Quadersteine zur Errichtung seines wissenschaftlichen Gebäudes geliefert haben, zieht hier eins der stillen Verdienste ans Licht, die sich die Glaubensboten bei ihrer vorbereitenden Thätigkeit zu erwerben pflegen, und zwar vor allem die evangelischen Missionare, diese „Schriftgelehrten" unter den Afrikanern. Ein ähnliches Loblied könnte ihnen vielleicht auch der Herausgeber der deutschen „Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen" singen, der unter seinen Mitarbeitern viele Missionare zählt. Thatsächlich ist kein anderer Stand so sehr dazu berufen, den Urwald der afrikanischen Sprachen zu lichten, wie gerade die Männer, deren ganze Thätigkeit von dem Grundsatz geleitet wird: „Das Wort soll's thun!"

In dem Psalm, der die Himmel erzählen läßt die Ehre Gottes, steht der Spruch: „Es sei keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre." Damit ist den Verkündigern des göttlichen Wortes die Aufgabe gestellt, die Sprachen der Heiden zu lernen und ihren heiligen Zwecken dienstbar zu machen. In Ostafrika ist das besonders schwer. Die ersten Missionare, die vor 50 Jahren an die dortige Küste kamen, mögen anfangs eine ähnliche Empfindung gehabt haben, wie ein Mensch, der auf der Reise an ein fischreiches Gewässer kommt und vom Strande aus dem Gewimmel der nie vorher gesehenen Wassertiere zuschaut. Da schwimmen so viele Arten und Gestalten durcheinander, daß er sie nicht zu zählen vermag. So mag es den Missionaren Krapf und Rebmann zu Mute gewesen sein, als sie in ihrem Standquartier bei Mombasa zum ersten Male mit dem Vertreter der einzelnen Völkerstämme Ostafrikas zusammentrafen. Die äußeren Merkmale der Wasuaheli, Wanika, Wakamba, Waschambaa u. s. w. waren schließlich aber noch leichter zu er-

kennen, als der Pfad, der durch den Irrgarten ihrer Sprachen führt. Wir haben oben festgestellt, daß das Völkergemisch im deutschen Gebiet aus zahllosen verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt ist. Aber so viele Völker, so viele Sprachen; oder richtiger, noch mehr Sprachen, als Völker, denn bei einzelnen Stämmen sind noch mehrere von einander abweichende Mundarten zu unterscheiden, von denen jede ein gesondertes Studium erfordert.

Die Sprachenzerrissenheit ist eins der größten Hindernisse für den schnellen Sieg des Evangeliums in Deutsch-Ostafrika. Wir sind noch nicht imstande, festzustellen, wie viele Sprachen es im Lande giebt. Aber was man bisher gefunden, ist ganz geeignet, die Verkündiger des christlichen Glaubens zu den angestrengtesten wissenschaftlichen Arbeiten anzuspornen. Einige Beispiele mögen das illustrieren. Die Universitäten-Mission hat ein mäßig ausgedehntes Arbeitsfeld am Rowumafluß, dessen einzelne Stationen nur etliche Tagereisen von einander entfernt sind. Aber da wohnen Yao, Makua, Makonde und Matambwi teils durch einander, teils dicht neben einander, und jeder Stamm hat seine besondere Sprache. Die Missionare sehen sich also geradezu in ein babylonisches Sprachengewirr hineingestellt. Ähnliche Erfahrungen machten die Sendboten der englischen Kirchenmissionsgesellschaft, als sie die Straße nach Uganda durchs deutsche Gebiet besetzten. In Mamboia fanden sie das Kimegi, in Mpapua das Kigogo, in Ujui das Kinyamwezi und am Südufer des Viktoria Nyanza eine vierte Sprache. Die Versetzung eines Missionars von einer Station zur andern wird dadurch ungeheuer erschwert. Auf seinem ersten Posten hat er die Landessprache eben erlernt und es bis zum freien Predigen gebracht. Wenn er nun nach einem andern Orte gerufen wird, steht er dort wieder ein oder zwei Jahre lang mit geschlossenem Munde da. Ein interessantes Beispiel für die Verschiedenheit der Dialekte bietet die Leipziger Mission am Kilimandscharo. Dort giebt es

nur eine Sprache, das Kidschagga. Die Mundarten sind aber, wahrscheinlich infolge der politischen Zerrissenheit im Westen und Osten des Dschaggalandes so verschieden, daß der Missionar, der in Madschame zu predigen gelernt hat, in dem eine Tagereise entfernten Moschi oder Mamba nicht verstanden wird. Selbstverständlich wird man nur einen der Dialekte zur Schriftsprache erheben können, man ist aber noch nicht im Klaren, welcher den Vorzug verdient.

Glücklicherweise giebt es in Ostafrika eine Sprache, die als Bindeglied zwischen den andern bezeichnet werden kann, das Kisuaheli. Sie wird an der ganzen Küste gesprochen bis hinunter zur Sambesimündung. Zugleich ist sie die Handels- und Verkehrssprache nach dem Innern geworden. Längs der Karawanenstraßen wird man sich immer mit ihr behelfen können. Die meisten Häuptlinge, die auf Verkehr mit den arabischen Händlern halten, sind ihrer mächtig oder haben doch Leute, die sie verstehen. Man kann die Rolle des Kisuaheli im ostafrikanischen Sprachengewirr in mancher Hinsicht mit der Bedeutung der griechischen Sprache im römischen Reiche zur Zeit Christi vergleichen. Es fehlt denn auch nicht an Leuten, die in ihm die Sprache der Zukunft für ganz Ostafrika sehen, und die katholische Mission, die ja eine ganz andere Stellung zu der Eigenart der Völker einnimmt, wie die evangelische, ist geneigt, sie neben dem Lateinischen zur Kirchensprache zu machen. Für die evangelischen Glaubensboten aber kann das Kisuaheli nur die Brücke zur Muttersprache der einzelnen Völker sein. Mögen die Beamten, Soldaten und Kaufleute sich damit begnügen, das Kisuaheli zu lernen; sie haben mit den Eingebornen nur geschäftlich zu verkehren. Der Missionar aber, der mit dem Neger reden will, wie eine Mutter mit ihrem Kinde, muß die Muttersprache des Volkes gebrauchen, so mühsam auch ihre Aneignung ist. Es wäre ja eine bedeutende Ersparnis an Zeit und Kraft,

wenn er sich mit der einen Sprache begnügen könnte. Das Kisuaheli lernt man jetzt im orientalischen Seminar zu Berlin, das Kisaramo, Kigogo oder Kidschagga aber muß man in mühsamer Geduldsarbeit dem Volke an Ort und Stelle vom Munde ablauschen und in Schriftzeichen fassen.

Wie man eine solche ungeschriebene Sprache lernt, mag uns Missionar Döring von der Berliner ostafrikanischen Missionsgesellschaft erzählen. „Man sucht sich", schreibt er, „einen etwas begabten Mann, nimmt das Notizbuch zur Hand, zeigt auf einen Baum und fragt in Kischamba: nimbwai? was ist das? Er antwortet: ni muti, das ist ein Baum. Man schreibt: muti = Baum. Was ist das? ni nyumba, das ist ein Haus. So geht man auf der Station umher und fragt und schreibt, und was man im Laufe des Tages gesammelt hat, das lernt man am Abend. Zugleich fängt man an, sich zu unterhalten, so gut oder so schlecht es geht. Die Waschambaa haben einen sehr langen Wechselgruß, bei welchem man sich nach vielen Dingen erkundigen muß. Ihn hatte ich bald gelernt und freute mich nun, mit jedem eine längere Unterredung führen zu können. Die Unterhaltung ist natürlich zunächst sehr beschwert und rätselhaft und möglichst nichtssagend, aber man unterhält sich doch und gewöhnt sein Ohr und seine Zunge und lernt die gewöhnlichsten Redensarten. Ist man schon etwas weiter, so setzt man sich mit Papier und Feder hin und sagt zu dem sogenannten Sprachlehrer: „Nun erzähle mir eine Geschichte." Er erzählt irgend etwas. Man schreibt auf, was man hört, so gut man kann. „Erzähle nochmals!" Nun korrigiert und liest man seinerseits vor und wird verbessert. Dann sinnt man nach, was er wohl erzählt haben mag, und ist glücklich, wenn es gefunden ist. Jetzt hat man eine Geschichte, an der man Satzbau und Grammatik studieren kann. Eine zweite Erzählung ergänzt es und führt weiter, eine dritte folgt und so fort. Man kann

nun schon nach Begriffen fragen. Der „Sprachlehrer“ hat inzwischen erfaßt, was man eigentlich will und hat Geschick bekommen, die Worte zu erklären; er hat gemerkt, was uns wichtig ist, und bringt alles herbei, was er weiß. Jetzt kommt die freudenreiche Zeit, wo man täglich neue Entdeckungen macht und immer neue Einblicke bekommt. Man fragt nach allem Möglichen, nach ihrer Verfassung, nach ihren Rechtsanschauungen und nach ihrer Geschichte, nach ihren Familienfesten, nach Sitten und Gewohnheiten, nach allem, was im Volke lebt und webt, nach ihren socialen Verhältnissen und nach ihren religiösen Vorstellungen. Alles lichtet sich mit der Zeit, immer heller wird das Auge und immer froher das Herz. Man fängt an, sein Volk zu verstehen und sich heimisch in ihm zu fühlen. Man ist nicht mehr erdrückt von all dem Fremden, sondern beginnt die Situation zu beherrschen; man ist im Begriff, ein Mschambaa zu werden.“

Gerade beim Sprachstudium thut der Missionar oft überraschende Blicke in das geistige Leben des Volkes. Es ist eine landläufige Rede, daß die afrikanischen Sprachen arm an Ausdrücken wären. Natürlich fehlen ihnen meist die Bezeichnungen für übersinnliche Dinge und für alle christlichen Begriffe, aber schon hinsichtlich der ersteren findet der unverdrossene Forscher schließlich mehr, als es nach oberflächlicher Kenntnisnahme scheint. Überraschend reich sind jedoch die ostafrikanischen Sprachen für die Dinge in der Natur. Als die Leipziger Missionare das Kidschagga näher kennen lernten, staunten sie oft über den Wortreichtum. Für die Bananen z. B., die in Madschame das Hauptnahrungsmittel ausmachen, giebt es zahllose Namen, und ebenso zungenfertig sind die Eingebornen, wenn es gilt, die Farbe eines ihrer Tiere zu beschreiben. Um noch einmal auf das Kischamba zurückzukommen, so schreibt Missionar Becker darüber: „Die sprachlichen Arbeiten machen mir immer mehr Freude. Der

Grundbedeutung der Wörter nachzuspüren, die grammatischen Regeln und den inneren Bau der Sprache zu verfolgen, ist schon an und für sich ein Genuß. Je mehr ich hineinkomme, um so mehr erkenne ich, wie wenig ich davon verstehe, und um so mehr bewundere ich auch die Feinheit der Sprache. Zuerst kam sie mir so arm vor. Ich fand nicht gleich Ausdrücke für die Gedanken, die ich hatte und glaubte, die Sprache habe sie nicht. Aber je länger je mehr finde ich, daß das Herz des Volkes dieselben Bedürfnisse und Vorstellungen hat, wie unser eigenes und deshalb auch die entsprechenden Ausdrücke haben muß und thatsächlich hat. Man muß nur von dem eigenen hohen Thron herab, als ob nur wir selbst ein Herz und eine ausgebildete Sprache hätten."

Der Formenreichtum des Kischamba wird dadurch hell beleuchtet, daß ein Satz, wie der: „Als ich gestern kam, ging er weg" sich nach dem Urteil desselben Missionars auf mindestens vierzehnfache Art ausdrücken läßt, und daß jede Gegend auch ihre besonderen Ausdrücke hat.

Neben solchen erfreulichen Entdeckungen fehlen freilich auch die traurigen nicht. Als Missionar Cleve den Katechismus übersetzen wollte und ans sechste Gebot kam, konnte er nicht weiter, denn er fand trotz aller Bemühungen keine Worte für „keusch und züchtig leben". Hier fehlt dem heidnischen Volke der Begriff und darum auch der Ausdruck. Da ward ein böser Schaden Afrikas offenbar.

Von einer Bemeisterung des ostafrikanischen Sprachenreichtums kann noch nicht die Rede sein. Der Urwald liegt zum größten Teile noch unzugänglich und finster da. Höchstens vom Rande her sind einige Licht- und Lichtwege geschlagen. Immerhin sind die geleisteten Arbeiten nicht zu unterschätzen. Im Folgenden soll ein kurzer Überblick über die bisherige Spracharbeit der Missionare gegeben werden.

Am besten ist das Kisuaheli bearbeitet, das, wie gesagt,

schon in Europa gelehrt wird, und an dem fast alle ostafrikanischen Missionare ein Interesse haben. Es ist seit Jahrzehnten zur Schriftsprache erhoben. Die ersten Europäer, die sich mit ihm beschäftigten, waren Dr. Krapf und Rebmann, hernach haben die englischen Missionare Steere und Hodgson eingehende Studien darüber getrieben. Während der erstere später Bischof der Universitäten-Mission wurde, ist der letztere hauptsächlich bei der Spracharbeit geblieben und hat als Bibelübersetzer einen geachteten Namen erlangt. Unter den deutschen Missionaren der neueren Zeit ist hier Krämer in Tanga zu nennen, der eine Reihe biblischer Geschichten und Lieder übersetzt hat. Jetzt liegt bereits eine ganze Kisuaheli-Litteratur vor. Die Bibel in einem Bande ward zum ersten Male im Jahre 1891 mit Hilfe der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft herausgegeben, bald darauf folgte ein Wörterbuch in Englisch und Kisuaheli, ferner ein Gesangbuch, das Common Prayerbook und anderes. Für den Druck steht die Missionsdruckerei der Universitäten-Mission in Kiungani auf Sansibar zur Verfügung.

Unter den Sprachen im Küstengebiet sind die von Usaramo und Bondëi zu erwähnen. Vom Kisaramo haben wir ein Wörterverzeichnis mit deutscher Übersetzung, das Missionar Worms von Berlin III gesammelt hat, die Bondëisprache hat durch die Bemühung englischer Missionare ebenfalls ein Wörterverzeichnis, eine Grammatik und einige Evangelien aufzuweisen. Ungefähr ebensoweit ist man mit der Bemeisterung des Kischamba gekommen.

Weiter landeinwärts giebt es Lichtpunkte im Dschaggalande und Ugogo. Die ersten Versuche mit Kidschagga-Übersetzungen gehen auf Missionar Taylor von der englischen Kirchenmission zurück. Es waren aber nur sehr unvollkommene Anfänge, die in die Hände der Leipziger Missionare gelegt wurden, als sie die Arbeit am Kilimandscharo übernahmen. Inzwischen hat das

Sprachstudium hier gute Fortschritte gemacht. Es giebt ein Lesebuch, biblische Geschichten und auch Lieder in Kidschagga. Ganz ähnlich ist es um den bescheidenen Bücherschatz in Kigogo bestellt: eine Grammatik mit Wörterverzeichnis, ein Gesangbuch, dazu als Krönung der bisherigen Arbeiten eine Übersetzung der Evangelien und der Apostelgeschichte.

Am Rowuma ist es trotz langjähriger Thätigkeit der Universitäten-Mission noch nicht gelungen, der obenerwähnten Sprachschwierigkeiten Herr zu werden.

Je weiter ins Innere, umso dichter ist das über dem Sprachengewirr liegende Dunkel. Wohl haben eine Anzahl englischer Missionare versucht, die Sprache von Unyanyembe in Schriftzeichen zu fassen, aber sie sind nicht über die allerersten Anfänge hinausgekommen. Missionar Shaw in Urambo hatte ein Wörterbuch zusammengestellt, als eine Feuersbrunst die Station einäscherte und das Manuskript mit vernichteten. Die Vorarbeiten seiner Vorgänger sind aber noch vorhanden und werden gegenwärtig von den Herrnhuter Brüdern verbessert. In Udschidschi am Tanganjika-See haben die Sendboten derselben Gesellschaft einiges gesammelt und am Südufer des Victoria-Nyanza die der englischen Kirchenmission. Aber an beiden Orten sind es nur schwache Versuche. Etwas weiter sind die Sprachstudien am Nyassa-See gediehen. Für das südliche und westliche Ufer haben die Schotten schon manches Kirchen- und Schulbuch geschaffen. In unserm Gebiet kommen die sprachlichen Arbeiten der Universitäten-Mission in Betracht, die auf der mitten im See gelegenen Insel Likoma eine Druckerei hat und von da aus ihre Stationen auf dem östlichen Ufer mit Drucksachen versorgt. Es sind Übersetzungen in der Konde- und Nyassasprache vorhanden, auch geht aus der Druckerei aller zwei Monate eine für die Eingebornen bestimmte Zeitung mit dem Titel: „Mtenga Watu“ hervor. Die Herrnhuter und Berliner Missionare am

Nordufer, die seit einigen Jahren die ersten Schwierigkeiten hinter sich haben, bereiten die ersten litterarischen Hilfsmittel für die Erbauung ihrer Gemeinden vor, nachdem Grammatik und Wörterbuch beschafft sind.

Diese flüchtige Übersicht zeigt, daß die Mission von allen Seiten her in den Urwald der ostafrikanischen Sprachen eindringt, aber daß das bisher Geleistete thatsächlich nur als ein schwacher Anfang anzusehen ist. Es wäre jedoch irreleitend, wollte man die obenverzeichneten Übersetzungen als die einzigen Erfolge in der Bemeisterung der Idiome unsers Gebiets ansehen. Sie stellen nur den sichtbaren Ertrag einer viel ausgedehnteren Arbeit dar. Ehe die Sprachen in Schriftzeichen gefaßt werden konnten, wurden sie schon viele Jahre lang im täglichen Gebrauch für die Predigt und den Unterricht benutzt. An wie vielen Stellen das bereits geschieht, wie viele Männer und Frauen mit den Eingebornen in ihrer Muttersprache reden, läßt sich mit Zahlen nicht belegen. Aber im allgemeinen darf man sagen, daß es auf jeder evangelischen Station geschieht, die über ein Jahr besteht. Der Dolmetscher wird hier nur so lange gebraucht, als es unumgänglich nötig ist.

Es war oben wiederholt von Übersetzungen der Bibel oder doch einzelner Bibelteile die Rede. Es erreicht natürlich keine derselben auch nur annähernd eine solche Vollkommenheit, wie unsere deutsche Bibel von Dr. M. Luther. Man bedenke aber, daß unser Volk diese herrliche Gabe auch nicht während seiner Bekehrung zum Christentum erhalten hat, sondern erst, als etwa 300 Jahre seit dem Abschluß derselben vergangen waren. An den jetzt in Ostafrika vorhandenen Übersetzungen wird noch viel zu bessern sein, ehe sie auch nur annähernd diese Stufe erreichen. Gerade für die Bibelübersetzung wird schließlich ein Mann gebraucht, der aus dem Volke selbst hervorgegangen ist und ein sicheres Gefühl für alle Feinheiten der Sprache hat. Zugleich aber muß

es ein Mann sein, der das evangelische Christentum in seiner Tiefe erfaßt hat. Solche Leute giebt es in der ostafrikanischen Mission noch nicht. Es bedarf erst einer Reihe von christlichen Generationen, ehe auf sie gerechnet werden kann.

Von den Schwierigkeiten, mit denen die Bibelübersetzer zu kämpfen haben, gewinnt man eine Vorstellung, wenn man ihnen gelegentlich über die Schulter sehen und sie bei ihren Verlegenheiten beobachten kann. Wie oft halten sie zögernd inne, wenn sich für die poetischen Ausdrücke der Bibel kein passender Ausdruck finden will. In der Geschichte der Salbung in Bethanien kommt z. B. die köstliche Narde vor. Im Kischamba läßt sich das nicht anders ausdrücken, als mit „schönem Rindertalg". Wie geht da aller Duft der Sprache verloren, wenigstens für unser Gefühl! In diesem Falle bot sich doch ein entsprechender Ausdruck dar. Noch schwieriger wird die Wahl eines Wortes, wenn Dinge, die in der Bibel vorkommen, dem Volke ganz fremd sind. Die Berliner Missionare in Usambara fanden kein Wort für Küssen, weil sich die Leute dort thatsächlich nicht küssen. Nun brauchten sie aber den Ausdruck bei der Wiedergabe der Leidensgeschichte. Es mußte also ein Wort dafür gesucht werden. Sie fragten darum die Eingebornen, was denn die Europäer thäten, wenn sie sich begrüßten. Die Antwort lautete: „mzafyosana", d. i. „ihr saugt einander". Das war kein schöner Ausdruck, aber er traf doch die Sache, und so ward er zur Übersetzung von Matth. 26, 49 benutzt.

Das sind indeß noch kleinliche Verlegenheiten im Vergleich zu den wirklich groben Fehlern, die bei den ersten Übertragungen in die fremde Sprache vorkommen. Dafür noch ein Beispiel aus dem Kischamba. Die Missionare fanden lange kein passendes Wort für „vergeben". Sie verwandten anfangs in der Regel dafür das Wort kuleka, das nach ihrer Meinung soviel bedeutete wie „lassen" oder „loslassen". Daher übersetzten

sie die fünfte Bitte im Vaterunser mit „utileke mabadu yebu" = „erlaß uns unsre Schulden". Als diese Form zwei Jahre lang im Gebrauch gewesen war, fanden sie durch genaueres Nachforschen, daß sie den Sinn hat: „laß uns unsre Schulden", also gerade das Umgekehrte von dem, was in der Bitte liegt. Leider hatten es die eingebornen Christen zwei Jahre so gebetet.

Solche Dinge sind recht geeignet, uns einen Blick in die Schwierigkeiten und Nöte eines Übersetzers thun zu lassen. Welche Hemmnisse liegen doch für die Glaubensboten in den zahllosen Sprachgrenzen, die das große deutsche Gebiet in eine Menge einzelner Missionsfelder zerlegen und um so schlimmer wirken müssen, weil es bisher noch so wenige Missionare giebt, die als Veteranen bezeichnet werden können. Je älter sie werden, um so tiefer dringen sie in das Verständnis der Sprache ein. Hier liegt auch einer der Gründe, die die baldige Heranbildung eines eingebornen Lehrstandes wünschenswert machen. Es hat jemand gesagt: „Afrika muß durch die Afrikaner bekehrt werden!" Darin liegt viel Wahres, und die Sprachschwierigkeiten haben auch ihren Anteil daran.

Heidentum und Islam.

Wohin die christliche Mission auch kommen mag, überall tritt sie mit dem Siegesbewußtsein auf: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat." Dieses Wort stammt aus der apostolischen Zeit, als die Zahl der christlichen Gemeinden in der ganzen Welt noch nicht viel größer war, wie die der Missionsstationen im heutigen Deutsch-Ostafrika, und hinsichtlich der Hindernisse, die sich der Ausbreitung des neuen Glaubens entgegenstellten, stand es damals eher noch schlechter, als in dem Missionsgebiet, mit dem wir uns hier beschäftigen. Dennoch

hatte einer der damaligen Glaubensboten den Mut, einen solchen Siegesruf auszustoßen.

Seitdem ist in allen fünf Erdteilen der große Glaubenskampf entbrannt, und die Streiter mit der Kreuzesfahne haben einen Sieg nach dem andern erfochten, sodaß es in der Gegenwart niemand, der die Geschichte des Christentums kennt, für Vermessenheit oder Übermut halten kann, wenn auch die ostafrikanischen Missionare mit dem Bewußtsein an die Arbeit gehen, daß ihr Oberfeldherr doch zuletzt das Feld behalten wird.

Zunächst ist freilich solcher Siegesjubel in den Berichten der in Deutsch-Ostafrika thätigen Missionsgesellschaften nur selten zu hören. Mit wenigen vereinzelten Ausnahmen liegt das ganze große Gebiet noch im Banne des finstern Heidentums. Selbst in den von der Mission berührten Landschaften ist das Christentum noch nicht weiter, als es zu den Zeiten des Bonifatius oder Ansgar im ehemals heidnischen Deutschland war. Wo aber der Islam an die Stelle des Heidentums getreten ist, kann auch nicht davon die Rede sein, als ob das Dunkel gelichtet wäre. Der Halbmond mit seinem bleichen, kalten Lichte hat nichts gemein mit der strahlenden und wärmenden Sonne, die mit der Verkündigung des Evangeliums über dem dunkeln Erdteil aufgeht. Kein Wunder, daß die Glaubensboten unter dem Druck der Finsternis, die sie umgiebt, den Ton der Siegeslieder nicht leicht finden, sondern viel öfter klagen und fragen: „Hüter, ist die Nacht schier hin?“

Wer nur flüchtig durch Deutsch-Ostafrika reist, bekommt vom dortigen Heidentum möglicherweise gar nichts zu sehen. Da giebt es keine Götzentempel, wie in Ostindien oder China; nicht einmal die leicht gebauten Fetischhütten Westafrikas sind hier zu finden. Daß man bei den Muhammedanern an der Küste kein Bild der Gottheit findet, ist bei der bekannten Bilderscheu des Islam nicht zu verwundern, aber auch bei den rein heidnischen Neger-

stämmen im Innern sind keine Götzenbilder und kein Götzendienst zu sehen. Trotzdem wäre es ein großer Irrtum, diese Neger für religionslos zu halten. Sobald man etwas länger im Lande verweilt, wie es der Missionar thut, lernt man nach und nach in der Volksseele zu lesen und erkennt die den Ostafrikanern eigentümlichen Formen des Heidentums.

Der Missionar begegnet allenthalben den Zauberern und hat manchen unliebsamen Strauß mit ihnen auszufechten, weil er gar nicht anders kann, als ihr finsteres Treiben zu stören. Als sich die Berliner Missionare unter den Kondenegern am Nyassa-See niederließen, trat ihnen bald die geheimnisvolle Gestalt des Mbasi entgegen, der zuerst die Freundschaft der christlichen Sendboten suchte, ihnen aber dann allerlei Hindernisse in den Weg warf. Die Eingebornen standen ganz unter seinem Bann und wagten nichts zu thun, was der Mbasi untersagte. Erst als es den Missionaren gelang, den Betrüger zu entlarven und seine Machtlosigkeit vor dem ganzen Volke zu beweisen, war die finstere Macht, die sich zwischen sie stellte, gebrochen.

Ähnliche Gestalten, wie diesen Mbasi, giebt es in ganz Ostafrika. Sie verstehen ihr unsauberes Gewerbe ebensogut, wie die berüchtigten Fetischpriester und Medizinmänner an der Westküste. Am Kilimandscharo wohnt ein großer Zauberer, namens Makimende, in Marangu. Die Leipziger Missionare von Madschame berichten, daß er einmal durch alle Teile des Dschaggalandes zog und die ganze Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder das „Uri" trinken ließ. Er that es überall im Verein mit dem Häuptling, dessen Autorität er geschickt benutzte, sodaß sich niemand ausschließen durfte. Nur den unter der Obhut der Missionare stehenden Eingebornen blieb die Ceremonie erspart. Aber, wer weiß, ob sich der schlaue Heide bei ihnen nicht mit einem ähnlichen Schlich geholfen hat, wie bei den schwarzen Soldaten von Moschi, denen der Zaubertrank heimlich in das

Bier und die Milch gemischt wurde, die man ihnen zum Verkauf brachte. Missionar Müller erfuhr, daß alle andern Zaubermittel vor dem Genuß des „Uri“ aus Haus und Feld entfernt werden mußten. Nach seiner Schilderung verlief die abergläubische Feier folgendermaßen: Ein Teil der Leute von Madschame lagerte in Gruppen umher, die andern drängten sich um den Uritrog; ein wüstes Geschrei erfüllte die Luft. Bei dem Trog stand der Häuptling, zwei seiner Vornehmen gossen den Leuten den ekelhaften Trank ein, während zwei andre mit Stöcken bewaffnet mühsam die Ordnung aufrecht erhielten. Der Inhalt des Trogs bestand aus einer Mischung von Wasser mit Bier, der geschabtes Kupfer beigemengt war. Darin schwammen ein Menschenknochen, ein Eselsschädel und ein totes Huhn, dem der Hals abgeschnitten war. Bevor die Einzelnen tranken, sprachen sie einige Worte, die wohl den Sinn eines Gelübdes hatten. Der eine sagte: „Wenn mein Vater Zauberei hat, mir hat er sie nicht gezeigt.“ Die andern verschworen sich meistens, dieser Trank sollte sie töten, wenn sie irgend ein Zaubermittel gegen Menschen oder Vieh bereiteten. Die Worte wurden in einer gewissen Raserei gesprochen, sodaß sie einen unheimlichen Eindruck auf den Zuhörer machten. Daß der Zauberer ein gutes Geschäft mit der Feier machte, geht daraus hervor, daß er aus dem kleinen Madschame mehrere Rinder und über 30 Ziegen als Lohn mit hinwegnahm.

In diesem Falle handelte es sich um einen abergläubischen Brauch, der anscheinend nur in langen Zwischenräumen wiederkehrt. Wenn man aber genauer zusieht, entdeckt man, daß auch das tägliche Leben ganz vom Zauberwesen beherrscht wird. Bei Karawanenreisen sieht man oft früh morgens an mehreren Stellen neben dem Pfade Maismehl oder Mutama ausgestreut, bald kreisförmig, bald im Dreieck oder in anderer Form. Ein andres Mal findet man zu beiden Seiten des Weges kleine

Häufchen von Steinen, Sand, Kies oder Holzstücken oder auch einen größeren Stein, der zwischen einen gabelförmigen Zweig gesteckt ist. Das ist ebenfalls ein Zaubermittel. Die Träger stoßen mit dem Fuße gegen den Sand- oder Steinhaufen und halten das für eine Art Opfer oder Huldigung, womit sie sich eine gute Reise verschaffen wollen.

Die Zauberer sind in den Augen des Afrikaners die geeignetsten Vermittler für seine Gaben oder Gebete an die böſen Geister. Nur um deren Gunst mühen sich diese verblendeten Heiden. Zwar fehlt ihnen nicht ganz die Vorstellung von dem guten Gott, der alles erschaffen hat und erhält. Was sie gelegentlich einmal von ihm aussagen, nimmt sich wie ein halbvergessenes Erbstück aus der Urgeschichte der Menschheit aus. So, wenn die Waschambaa von dem großen Mulungu reden, der im Himmel thront und aller Kreatur das Leben gegeben hat. Aber dieser große Gott ist nach ihrer Anschauung viel zu gut, als daß er ihnen schaden könnte, die Geister der Verstorbenen dagegen sind sehr zu fürchten; sie quälen die Leute, die ihr Wohlgefallen nicht erkaufen. Um ihre Besänftigung handelt es sich in der Regel bei den Opfern und andern feierlichen Veranstaltungen, die man etwa mit dem Namen eines ostafrikanischen Götzendienstes bezeichnen könnte.

Ein recht bezeichnendes Beispiel für die Thorheit des Aberglaubens erzählt Missionar Döring aus Usambara. Vor Zeiten wurde in der Nyika (Steppe) ein Mschamba von Feinden verfolgt. Er drückte sich an den Stamm eines Affenbrotbaumes und sagte: „Du Affenbrotbaum, wenn du mich von meinen Feinden erretteſt, so will ich kommen, dich zu feiern und anzubeten.“ Er wird errettet, kehrt heim und sagt: „Kinder, bereitet Bier, ich will ein Schaf suchen und Hühner, wir wollen den Affenbrotbaum anbeten, er hat mich von meinen Feinden errettet.“ Bald macht sich die ganze Sippe auf mit Bier,

Speise und einem Schaf. Nach ihrer Ankunft in der Steppe wird der Platz um den Baum herum geackert und alles Gras entfernt. Nun beginnt die Feier. Der Mann nimmt den Mund voll Bier, speit es gegen den Baum und spricht: „Du Affenbrotbaum, neulich hast du mich errettet, ich verachte dich nicht; dich zu versöhnen bin ich hergekommen, du bist mein Fika. Auch später, wenn ich gestorben bin, werden diese meine Kinder kommen, dich anzubeten.“ Darauf schlachtet er das Schaf und streicht das Blut an den Baum. Nun essen und trinken sie und kehren am Nachmittag heim. Seitdem gilt der Affenbrotbaum als ein Fika. Das Familienoberhaupt sagt jedesmal bei der Feier: „Wir sind gekommen, dich anzubeten. Behüte uns vor Krankheit, laß uns gesund bleiben. Wir wollen dich nicht verbrennen, du sollst in Ewigkeit stehen bleiben.“

Noch thörichter als dieser Baumdienst, dem doch wenigstens ein edler Gedanke zu Grunde liegt, ist das Katzenopfer, das man ebenfalls bei den Waschambaa findet. Diese fürchten, wenn jemand eine Katze getötet hat, der Geist derselben würde sich dadurch rächen, daß er den Thäter oder eins seiner Familienglieder in Krankheit stürzt. Sie suchen sich dann damit zu helfen, daß sie die Katze durch ein Opferfest versöhnen. Es wird eine beliebige Katze gefangen und ihr ein Schaf geschlachtet. Ein Zauberer füttert sie mit der Lunge des geopferten Thieres und bespricht sie etwa mit den Worten: „Du Katze, dieser Mann hat dir ein Schaf geschlachtet, nun laß' ihn los!“ Wie traurig ist dieser elende Wahn und Aberglaube! Man sieht hier so recht in die Armseligkeit der heidnischen Gedankenwelt hinein.

Die Neger fühlen das auch. Es ist eine ergreifende Klage, die Missionar Döring unter ihnen hörte: „Alles zeigt nach oben, die Vögel, die Bäume, die Berge, die Pflanzen, nur der Mensch geht seinen Weg gebückt nach unten. Er gleicht dem Speichel, der zur Erde fällt.“ Wie lieblich muß diesen vom Elend der

Erde bedrückten Seelen ein Bibelspruch klingen, wie dieser: „Unser Wandel ist im Himmel," oder: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir." In Usambara sagte denn auch ein altes Mütterchen einmal zu einem Missionar, dem sie lange zugehört hatte: „Ich will auch nach oben. Gott ist barmherzig; die da unten (sie meinte die bösen Geister) haben keine Barmherzigkeit."

Sehr oft tritt den Glaubensboten die Hoffnungslosigkeit der Heiden entgegen. Der Gedanke ans Sterben und an die Zeit nach dem Tode ist ihnen furchtbar. Als ein Missionar die Rede darauf brachte, fiel ihm ein Mann in die Rede: „Ach sage uns doch dieses böse Wort nicht mehr. Wenn du so zu uns redest, so beißt uns das hier drinnen. Rede uns ein freundliches Wort."

Wenn nun schon ihre Gedankenwelt in religiöser Hinsicht so arm und ihre Zukunft so düster ist, so darf man sich nicht wundern, daß das Heidentum einem Baum mit faulen Früchten gleicht. Wie geringschätzig sie das Leben ihrer Mitmenschen behandeln, geht aus der Sklaverei hervor; wie sie die Frau erniedrigen, aus der Vielweiberei. Neben diesen allenthalben in die Augen fallenden Uebeln finden sich auch noch einzelne entsetzliche Greuel und Schandthaten. Als Missionar Greiner zum ersten Male durch Usaramo reiste, sah er hier und da Aschenhäufchen am Wege. Auf seine Frage, was sie zu bedeuten hätten, sagten ihm die Leute mit lächelnder Miene, da wären Hexen verbrannt worden. Wenn ein Häuptling stirbt, wird immer angenommen, daß ihn jemand behext hat. Eine von ihm ausgesprochene Vermutung genügt, irgend eine Frau als die Anstifterin seiner Krankheit zu verdächtigen, worauf ihr sogleich der Prozeß gemacht wird. In anderen Fällen forscht der Zauberer nach der schuldigen Person. Sein Ausspruch kostet dann unfehlbar einer Unglücklichen das Leben.

In diesen Fällen handelt es sich jedesmal nur um einen vereinzelten Mord; es kommen aber auch Massenmorde vor. Ein solcher Fall wird aus dem Lande der Wawende am Tanganjika-See berichtet. Eines Tages starb Mlera, der Häuptling von Ikola, an einem Brustleiden, das er durch übermäßiges Trinken arg verschlimmert hatte. Als er den Tod kommen sah, sagte er röchelnd: „Ich sterbe an einer Vergiftung, ich bin verhext und verzaubert, aber ich zähle fest darauf, daß mein Bruder mich rächen wird.“ Letzterer beeilte sich, den Auftrag des Sterbenden auszuführen. Er hieß den Scharfrichter nach Ikola gehen, um an den Einwohnern die Giftprobe vorzunehmen. Trotz des von den deutschen Beamten in Udschidschi erlassenen Verbots ging die scheußliche Procedur vor sich. Ein Augenzeuge berichtet darüber: „Beim Eintritt in das Dorf war ich überrascht, eine so dichte Menschenmenge vor mir zu sehen. Es war wie an einem Hauptmarkttage. Unzählige Wawende waren zusammengeströmt, um sich an dem Schauspiel der unter dem Gift sich krümmenden und röchelnden „Verzauberer“ zu ergötzen. Welch ein Lärm, welch ein Gejohle von allen Seiten! Man sollte glauben, in die Hölle geraten zu sein. Es waren etwa zwanzig Furchen in den Boden gezogen, um die ein leichter Schilfzaun gestellt war. In jeder Furche befand sich ein zur Giftprobe Verurteilter. Abseits von diesem schaurigen Platz befanden sich in Schilfhütten die Bedauernswerten, die den Gifttrank schon hinabgeschluckt hatten, sich unter gräßlichen Schmerzen hin und her wandten und am Boden wälzten, rechts die Männer, links die Frauen. Einigen wenigen gelang es, sich zu erbrechen und so dem Tode zu entrinnen; bei den meisten aber verrieten die zur Wachsfarbe erbleichenden Gesichter, daß das Gift seine schreckliche Wirkung that. Die dem Tode verfallenden wurden von entmenschten Schwarzen ein Stück weg an den Platz geschleift, wo schon zahlreiche halb oder ganz tote Opfer lagen. Man er-

schlug sie dort noch mit Keulen. Beim einbrechenden Abenddunkel wurden die Leichname vors Dorf auf den Schindanger geschleppt, um den Hyänen und Raubvögeln als Fraß zu dienen.

Das ist die Leichenfeier eines afrikanischen Herrschers! Wir haben die entsetzlichen Einzelheiten hier noch übergangen, weil die Feder sich sträubt, all diese Ruchlosigkeiten, deren die gefühllosen Heiden fähig sind, wiederzugeben. Wie gut, daß endlich die Zeit gekommen ist, wo die Axt an die Wurzeln dieser Übel gelegt wird.

Neben dem Heidentum hat es die Mission auch mit dem Islam zu thun. Die ganze ostafrikanische Küste steht unter seinem Einfluß. In den Hafenstädten des deutschen Gebiets stößt man allenthalben auf die Moscheen der Araber. Nach dem Innern zu findet man sie seltener, dafür sind aber in einem 2 bis 3 Tagereisen breiten Streifen auch die Neger schon vielfach zum Muhammedanismus übergetreten. Im Inlande sind die Eingebornen vom Islam unberührt geblieben, da giebt es nur vereinzelte arabische Kolonien, wie Tabora und Udschidschi. Es waren die an den Hauptwegen der Karawanen errichteten Stützpunkte der Sklavenjäger und Händler.

Von einer planmäßigen Ausbreitung der muhammedanischen Lehre, wie in den Sudanländern, kann in Ostafrika kaum die Rede sein, oder wenn eine solche wirklich stattgefunden haben sollte, so müßte man den Erfolg als einen überaus kläglichen bezeichnen. Allem Anschein nach versuchten die Wasuaheli an der Küste in der Zeit vor der deutschen Besitzergreifung, als das Ansehen der tonangebenden Muhammedaner am höchsten stand, sich durch Annahme ihrer Religion den Herren des Landes zu nähern. So ist vielleicht die wiederholt berichtete Erscheinung zu erklären, daß in den Dörfern an der Küste arabische Schulen bestanden oder auch neu gegründet wurden, wie in Mwenzange bei Tanga, wo schleunigst eine muhammedanische Gegenschule

entstand, als die Berliner Mission dort Einfluß zu gewinnen suchte. Von irgendwelchem Fanatismus kann jedoch bei den Eingebornen, soweit sie dem Islam zugefallen sind, nicht die Rede sein. Wie oberflächlich sie die Lehre Muhammeds angenommen haben, geht unter anderem daraus hervor, daß sie als Gottesnamen nicht das muhammedanische Allah gebrauchten, sondern das allen Bantuvölkern eigentümliche Wort Mulungu. Die Eröffnung christlicher Schulen und Kirchen sahen sie gleichgiltig mit an. Als die Universitäten-Mission sich am Pangani einmal festgesetzt hatte, schlossen sie 1882 bereitwillig ihre Moschee in Magila. Die neugebaute Kirche der Missionare trat in ihren Augen vollständig an die Stelle derselben.

Die Muhammedaner Ostafrikas stehen äußerlich auf einer höheren Stufe, als die Heiden, aber in der Gesinnung sind sie um nichts besser. Der große Livingstone, der sie gründlich kannte, hat sie sogar viel schlechter beurteilt. Sie sind es, die die schrecklichen Sklavenjagden und alle mit dem Sklavenhandel zusammenhängenden Uebel auf dem Gewissen haben. Wie herzlos sie sogar gegen die eigenen Glaubensgenossen sind, erfuhr einmal ein deutscher Missionar, zu dem während der Hungersnot auch ein Muhammedaner kam, um etwas Reis zu kaufen. Auf die Frage, warum er denn nicht zu seinen gutgestellten Glaubensgenossen an der Küste ginge, erhielt er die Antwort: „Die haben kein Mitleid."

Der Islam hat die traurige Lage, in der sich Deutsch-Ostafrika und seine Völker zur Zeit befinden, zum guten Teil verschuldet. Es ist die alte Erfahrung: wo der Halbmond herrscht, veröden die Länder, verkümmern die Völker. Als dieses Zeichen an der ostafrikanischen Küste erschien, war ein Todeswehen zu spüren vom Gestade des Indischen Oceans bis an die lieblichen Ufer des Tanganjika- und Nyassa-Sees. Nun ist das Kreuz an seine Stelle getreten. Mit ihm ist Gerechtigkeit,

Heil und Frieden eingezogen. Du armes Ostafrika, hörst du die Botschaft der neuen Zeit? Im Zeichen des Kreuzes sollst du leben!

Was die Zugänglichkeit für die Mission betrifft, so ist bei den Heiden offenbar ein größeres Entgegenkommen vorhanden, als bei den Muhammedanern. Die Stimmführer der letzteren können es offenbar noch nicht verwinden, daß das christliche Regiment ihnen die Zügel aus der Hand genommen und ihrem schändlichen Treiben einen Riegel vorgeschoben hat. Die Bekehrung eines Muhammedaners aus arabischem Stamme wird für lange Zeit eine große Seltenheit sein. Anders bei den nur muhammedanisch angehauchten Wasuahelis. Sie sind jedenfalls geneigt, den erst kürzlich angenommenen Glauben zu wechseln, wie ein verbrauchtes Kleid. Wer ihnen die größeren Vorteile bietet, bekommt sie. Eine Mission, die ihnen den Uebertritt zum Christentum leicht macht oder wohl gar Lockmittel anwendet, wird sie schaarenweise zu ihrer Taufe kommen sehen. Die evangelische Mission verschmäht aber solche Erfolge. Sie fordert aufrichtige Herzenserneuerung. Weil gerade darauf bei den verschlagenen Küstennegern am wenigsten zu rechnen ist, findet man bei den evangelischen Missionaren vielfach eine Abneigung, in den Küstenstädten zu wirken. Sie fühlen sich zu den reinen Heiden im Innern gezogen. Auch bei diesen bleibt ja die natürliche Herzenshärtigkeit und viel fleischlicher Sinn zu überwinden. Aber weil das Heidentum hier keine anderen festen Bollwerke hat, und nur ein geringer Zusammenhang zwischen den einzelnen Völkerschaften besteht, ist zu hoffen, daß diese Heiden sich gern der christlichen Kirche anschließen, wenn sie einmal begriffen haben, was die Missionare wollen, und daß diese es gut mit ihnen meinen. Ermutigende Anfänge sind schon in allen Teilen unseres Gebietes zu verzeichnen.

Mission und Politik.

Es gab eine Zeit, wo die im heutigen Deutsch-Ostafrika wirkenden Missionare die einzigen weißen Leute waren, die sich im Lande seßhaft gemacht hatten. So in den Ansiedelungen der Universitäten-Mission am Pangani, deren Anfänge bis in die sechziger Jahre zurückreichen, oder bei den etwas später stattgefundenen Stationsgründungen derselben Mission am Rowuma. Auch die berühmte Etappenstraße der kirchlichen Missionsgesellschaft ist schon fast ein Jahrzehnt vor der deutschen Besitzergreifung entstanden. Damals hatten Mission und Politik noch nichts mit einander zu thun. Die Missionare brauchten sich mit keinen andern politischen Gewalten auseinanderzusetzen, als mit den Häuptlingen der Eingebornen. Jetzt ist das anders. Sie begegnen auf Schritt und Tritt den deutschen Beamten und Offizieren, die Militärstationen stehen oft dicht neben den Missionshäusern, die Plantagen deutscher Unternehmer liegen nicht fern von dem Stationsland, das die Kostschüler des Missionshauses bebauen. Wenn gegenwärtig neue Missionsunternehmungen ins Leben treten sollen, wird die betreffende Gesellschaft gut thun, vor der Aussendung ihrer Boten mit der Kolonialverwaltung im Auswärtigen Amte zu Berlin in Verbindung zu treten; wenn es sich um Landerwerbungen in Ostafrika handelt, haben die deutschen Behörden ein Wort mit zu reden und das erworbene Grundstück in das Grundbuch der Kolonie einzutragen; wenn eine Missionarsbraut ihrem Bräutigam nach Ostafrika folgt, genügt die kirchliche Einsegnung der Ehe in einer der Missionskapellen noch nicht, die Brautleute müssen einen der politischen Beamten, der als Standesbeamter verpflichtet ist, aufsuchen, um dort die Eheschließung beurkunden zu lassen, mag der Ort auch viele Tagereisen weit entfernt sein. So haben sich die Zeiten geändert. In demselben Maße, als die deutsche Besitzergreifung thatsächlich zum Vollzug

kommt, mehren sich die Berührungspunkte zwischen den Missionaren und den Regierungsleuten.

Als unsere Kolonialpolitik vor fünfzehn Jahren ihre Sturm- und Drangperiode durchzumachen hatte, gingen die Politiker darauf aus, die Mission ihren Zwecken dienstbar zu machen. Sie hätten am liebsten die Missionsunternehmungen unter die Oberleitung der Kolonialverwaltung gestellt. In den durch die Mission gewonnenen Eingebornen hofften sie dann gefügige Werkzeuge für ihre selbstsüchtigen Pläne zu gewinnen. Als Gegenleistung versprachen sie goldene Berge, von denen freilich sehr zweifelhaft ist, ob sie ihnen wirklich zu Gebote standen. Nur ein einziges Mal, als die sogenannte Antisklavereilotterie ein glänzendes Ergebnis lieferte, wurden den Missionsgesellschaften thatsächlich Geldmittel von dieser Seite angeboten. Diese wiesen aber das gleißende Gold sehr entschieden zurück, weil sie sich für ihre Arbeit keine Fesseln, auch keine goldenen anlegen lassen wollten. Die Römischen zeigten sich bei jener Gelegenheit allerdings weniger bedenklich. Sie waren gleich bereit, das ihnen ebenfalls angebotene Geld zu nehmen, mußten aber schließlich mit leeren Händen abziehen, weil man um der Parität willen den einen nicht geben wollte, was die andern nicht nehmen mochten. Die evangelische Mission hat bei dieser, wie bei anderen Gelegenheiten klar und bestimmt zu erkennen gegeben, daß sie von einer Vermengung der politischen und der Missionsinteressen nichts wissen will. Ihre Stimmführer haben stets geltend gemacht, daß Mission und Politik wohl beide darauf bedacht sein müssen, einander zu stärken und zu fördern, daß dies aber am besten so geschieht, daß sie sich gegenseitig nicht die Hände binden. Nur eine deutsche Missionsgesellschaft, deren Entstehung mit dem Beginn unsrer Kolonialära zusammenfällt, hat sich im Anfang auf eine engere Verbindung mit den politischen Kreisen eingelassen, dabei aber so ungünstige Erfahrungen gemacht, daß sie

jetzt in Theorie und Praxis ganz auf die Seite ihrer Schwestern getreten ist.

Es wäre ein Unglück, wenn sich die Missionare und die Kolonisatoren in unserem Gebiet feindlich zu einander stellen wollten, aber ebenso nachteilig würde es für die Mission sein, wenn die Glaubensboten sich mit den Machthabern oder den andern Europäern im Lande so verbünden wollten, daß die Eingebornen keinen Unterschied zwischen ihnen machen könnten. Jede Ungerechtigkeit seitens der Weißen würde auch den Missionaren zur Last gelegt werden, und jede Strafexpedition der Schutztruppe würde auf lange Zeit hinaus die Predigt des Evangeliums unter dem betroffenen Stamme vereiteln, vor allem aber würde jede sittliche Verirrung auf jener Seite der guten Sache schaden, welche die Missionare vertreten. Darum ist es am besten: schiedlich, friedlich.

Ohne Zweifel sind die politischen Vorgänge der letzten Jahrzehnte von weittragender Bedeutung für die Mission gewesen. Rebmann, einer der Pfadfinder der ostafrikanischen Mission, schrieb lange vor der deutschen Besitzergreifung: „Eine christliche Regierung würde eine unsägliche Wohlthat für die Ostafrikaner sein im Vergleich zu den steten Räubereien und der Mißwirtschaft seiner jetzigen muhammedanischen oder heidnischen Herrscher. Sobald einmal der Osten Afrikas, wie der Süden und Westen, sich einer christlichen Regierung zu erfreuen haben wird, wird er auch ein herrliches Missionsfeld werden. Daß dieselbe zustande komme, dafür hat kein Missionar zu sorgen; das überläßt er ruhig dem allmächtigen Gott, der die ganze Welt regiert, und dessen Zwecken alles dienen muß. Dessen bin ich gewiß, daß die ostafrikanische Mission nicht aufgegeben, sondern nur für einige Zeit unterbrochen ist, bis der Herr die Thüren wieder öffnet und zwar nicht durch muhammedanische Vermittlung, sondern durch die Hand einer christlichen Macht."

Es ist dem trefflichen Manne, der diese prophetischen Worte geschrieben hat, leider nicht vergönnt gewesen, ihre Erfüllung zu erleben. Er kehrte 1875 von seinem schwierigen Missionsposten an der Küste bei Mombasa in die deutsche Heimat zurück und starb im nächsten Jahre. Hätte er zehn Jahre länger gelebt, so wäre ihm die Freude geworden, daß die Flagge der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft mit dem symbolischen Zeichen des Kreuzes gerade durch diejenigen Teile Ostafrikas getragen wurde, in denen sich die muhammedanischen und heidnischen Gedanken am rücksichtslosesten breit machten. Das deutsche Regiment hat inzwischen im Verein mit dem englischen seine Hoffnungen erfüllt.

Es liegt in der Natur der Sache und hat sein Gegenstück in Kamerun und Südwest-Afrika, daß die Kämpfe bei der Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika den damals schon bestehenden Missionsunternehmungen empfindlichen Schaden brachten. Besonders gilt das von der Zeit des Buschiri-Aufstands. Da ward Greiners Missionshaus auf dem Immanuelskap bei Dar-es-Salaam zerstört. Ebenso erging es der Station der kirchlichen Mission in Mpapua. Der zur Londoner Mission am Tanganjika gehörige Mr. Brooks wurde sogar auf dem Marsche zur Küste erschlagen, ganz zu schweigen von den Beunruhigungen der Mission in Bondëi. Die Störung machte sich auch noch weit über die deutschen Grenzen hinaus fühlbar. Daß die reichgesegnete Mission in Uganda zu jener Zeit eine schwere Krisis durchmachen mußte, die sie ihrer Auflösung nahe brachte, hatte noch andere Ursachen; es ist aber nachgewiesen, daß sie zum Teil aus dem Mißtrauen des damaligen Herrschers von Uganda gegen die von der Küste her energisch vorgehenden Deutschen hervorging.

Diese Schädigung der Missionsstationen mag unvermeidlich gewesen sein, wenn nun einmal eine europäische Macht die Zügel mit kräftiger Hand ergreifen wollte. Der Schaden ist, abgesehen vom Verlust eines kostbaren Menschenlebens, auch nicht so groß

gewesen, daß er nicht hätte in einigen Jahren ausgebessert werden können. Viel empfindlicher aber wurde die evangelische Mission durch das feindselige Verhalten unserer Kolonialpolitiker gegen die Missionare englischer Nationalität getroffen. Es ist bekannt, wie viel Eifersüchteleien und Ränke bei der Teilung Ostafrikas zwischen Deutschland, England und Portugal zur Anwendung gekommen sind. Namentlich die englischen und die deutschen Agenten suchten sich überall den Rang abzulaufen. Aber was ging das die friedliebenden Männer auf den Missionsstationen an? Man hat von deutscher Seite die Missionare der englischen Gesellschaften beschuldigt, an den politischen Machenschaften teilgenommen zu haben; der Beweis für diesen harten Vorwurf konnte aber nirgends erbracht werden. Spätere Enthüllungen legen vielmehr die Vermutung nahe, daß der Haß gewisser Männer gegen die Missionare aus der Besorgnis hervorgegangen ist, diese möchten ihr ungerechtes und sittenloses Treiben ans Licht ziehen. Man braucht nur an die Vergehen des Dr. Peters am Kilimandscharo zu denken, der gerade einer der heftigsten Gegner der englischen Missionare war. Sie haben den letzteren, wie gesagt, nicht das geringste Unrecht nachweisen können. In Anbetracht der wichtigen Dienste, die sie schon Jahrzehnte lang bei der Erschließung Ostafrikas geleistet, hätte ihnen sogar Dank und Anerkennung gebührt. Statt dessen wurde ihnen das Leben sauer gemacht, ja man gab ihnen deutlich zu verstehen, daß man ihr Gehen lieber sähe, als ihr Bleiben. Wir freuen uns, daß sie geblieben sind, wenigstens in Bondëi und Usagara, sowie am Rowuma. Im andern Falle wäre ein Schimpf auf den deutschen Namen gekommen. Nur an einem Punkte hat bedauerlicherweise wirklich eine Verdrängung englischer Missionare stattgefunden, in Moschi am Kilimandscharo. Wir werden bei der dortigen Missionsgeschichte noch davon zu reden haben. Eine deutsche Gesellschaft ist später an dieser Stelle in den Riß getreten

und hat die geschlagenen Wunden so viel als möglich zu heilen gesucht. Auch von politischer Seite hat man das begangene Unrecht mit der Zeit gut gemacht. Die Spannung zwischen den Kolonialmännern und den englischen Glaubensboten ist ganz verschwunden. Sie leben im besten Einvernehmen mit einander. Das Verhältnis zwischen der Mission und der Kolonialregierung hat sich überhaupt so freundlich gestaltet, als man nur wünschen kann. Die Missionare ohne Unterschied der Nationalität oder der Konfession genießen viele Vergünstigungen, und ihre Reiseberichte sind des Lobes voll über die gastliche Aufnahme auf den Regierungsstationen und dergleichen.

Die Männer der Kolonialverwaltung handeln ja in ihrem eigenen Interesse, wenn sie die Missionsbestrebungen fördern. Der englische Admiral Fremantle sprach bei einer Versammlung der Universitäten-Mission im Oktober 1898 seine Meinung dahin aus: „Jeder Missionar, der nach Innerafrika geht, thut mehr zur Abschaffung des Sklavenhandels, als ein halbes Dutzend englischer Kreuzer.“ Man kann das ohne weiteres auch auf die Erschließung und Sicherung unsers Kolonialgebiets übertragen. Jede Missionsstation wird ganz von selbst zu einem Ausgangspunkt von Kultur und Civilisation für ihre Umgebung und jede kleine Gemeinde eingeborner Christen bedeutet einen Stamm zuverlässiger Leute, die den Herren des Landes, deren Glaubensgenossen sie nun geworden sind, sehr viel näher stehen, als ihre Söldnertruppen. Es ist also unverkennbar, daß die Politik Vorteile von der Missionsthätigkeit hat.

Andrerseits ist aber auch anzuerkennen, daß durch die Neugestaltung der politischen Verhältnisse die Bestrebungen zur Christianisierung des Landes sehr gefördert worden sind. Während früher bei der Willkürherrschaft der Araber und heidnischen Häuptlinge eigentlich ein fortdauernder Kriegszustand herrschte, ist das ganze Land jetzt ruhig und sicher, wenigstens nach

afrikanischen Begriffen. Aus Kisokwe am Pangani schreiben die Missionare: „Es ist Frieden im Lande. Statt der Flinten und Speere sehen wir die Eingebornen jetzt oft Spazierstöcke tragen.“ In Bethel (Usambara) erzählen die Leute, früher wären überall in ihrem Lande Wachposten ausgestellt gewesen, die nach anziehenden Feinden ausschauen sollten; in den Häusern hätte sich der Thür gegenüber eine oberflächlich zugemauerte Stelle befunden, die man leicht hätte einstoßen können, um vorkommenden Falls schnell zu fliehen; jetzt aber kämen diese Dinge in Vergessenheit. Am Rowuma lebten die Eingebornen Jahre lang in unwegsamen Felsklüften, wo sie eine Zuflucht vor den räuberischen Magwangwara fanden. In neuerer Zeit ziehen sie sich wieder mehr in die fruchtbare Flußniederung hinab, weil die Räuber durch die Schutztruppe verjagt sind. Wenn die Eingebornen in solcher Weise aufatmen und in Sicherheit ihr Land bebauen können, so kommt das auch der Missionsarbeit zugute. Nehmen wir ferner das veränderte Verhältnis zu den Häuptlingen an. Früher war ein Missionar ganz in die Hände des Häuptlings gegeben, in dessen Bereich er sich niedergelassen hatte. Er wurde oft geradezu schändlich von ihm behandelt. Die Quälereien, denen die ersten Glaubensboten in Moschi seitens des dortigen Herrschers Mandara ausgesetzt waren, sind ein Beispiel dafür. Jetzt wird ein solcher Gernegroß das nicht mehr wagen, weil er die Hand des strengen Herrn von der Militärstation fürchtet.

Das sind die guten Früchte der deutschen Besetzung und Verwaltung, die trotz vieler Schwierigkeiten in allen Teilen des Gebiets durchgeführt wird, selbst in dem bis vor kurzem unzugänglichen Süden zwischen Rowumamündung und Nyassa-See. Auch die Anlage und die Sicherung der wichtigsten Verkehrsstraßen nach dem Innern, die bequemen Rasthäuser an einem Teile derselben und die an der Küste sowie auf den Seen

schwimmenden Regierungsdampfer sind hier zu erwähnen. Zu diesen Errungenschaften äußerlicher Art kommen noch eine Reihe von Maßregeln, in denen der christlich-humane Gedanke zur Geltung kommt. Die deutsche Behörde hat ein Gesetz erlassen, welches den Kindermord unter Strafe stellt; ebenso duldet die Regierung es nicht mehr, daß beim Tode eines Häuptlings Sklaven umgebracht werden. Die kräftigste Maßregel dieser Art aber war das Vorgehen unsrer Kolonialregierung gegen den Sklavenhandel. Jahrelang haben die Kriegsschiffe an der Küste Jagd auf jedes verdächtige Fahrzeug gemacht und den nichtswürdigen Händlern ganze Schiffsladungen von Sklaven jedes Alters und Geschlechts entrissen. Dieselbe Wachsamkeit entwickelte die Landespolizei und die Schutztruppe auf den Landwegen, wo Sklaven transportiert werden. Es mag ihnen da auch heute noch mancher Sklavenzug entgehen, weil die verschlagenen Araber alle möglichen Kunstgriffe anwenden, um ihre kostbare Ware durchzuschmuggeln. Wenn man aber die heutigen Zustände mit denen vor zwanzig Jahren vergleicht, wo die armen Schwarzen ganz ungescheut zu Tausenden an die Küste geschleppt wurden, so läßt sich ein großer Fortschritt zum Bessern feststellen. Es ist eins der rühmlichsten Blätter in unsrer kurzen Kolonialgeschichte, daß die deutsche Regierung so energische Maßregeln gegen das demoralisierende Treiben der Sklavenhändler ergriffen hat.

Ein wunder Punkt im Kolonialleben ist die Stellung der Europäer zu Mission und Christentum. Es ist schon erwähnt, daß das persönliche Verhältnis zwischen den Missionsleuten und den Regierungsbeamten und Offizieren nichts zu wünschen übrig läßt; damit ist aber noch nicht gesagt, daß die letzteren auch ihrerseits dem Christennamen Ehre machen und, wenn auch nicht durch das gesprochene Wort, so doch durch ihren Wandel die Bestrebungen zur Ausbreitung des Christentums unterstützen. Wie viel könnten sie in dieser Hinsicht wirken!

Gerade das Ansehen, das sie weit und breit genießen, macht, ihre Stellung so verantwortlich. Wenn in ihren Häusern und Stationen ebenso auf ein sittlich reines Leben gehalten wird wie in äußerlicher Hinsicht auf Sauberkeit und Ordnung, wenn ihre Rechtsprechung nie von der geraden Linie der Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit abweicht, wenn sie sich bei den nötig werdenden Strafen jeder Überschreitung enthalten, wie werden sie dann das christliche Regiment zu Ehren bringen! Und wenn sie für ihre eigne Person sich als lebendige Glieder ihrer Kirche beweisen und die sich darbietenden Gelegenheiten zur Teilnahme am Gottesdienst benutzen, ja sich auf Expeditionen oder auf abseits gelegenen Stationen nicht scheuen, die wenigen Christen ihrer Umgebung zu einer gemeinsamen Andachtsstunde zu sammeln, wie viel willkommene Helfer können dann der Mission aus ihren Reihen erwachsen! Es giebt glücklicher Weise deutsche Männer in Ostafrika, die diesem Ideal nahe kommen. Wir könnten hier eine ganze Reihe von Offizieren und Beamten nennen, deren gerechtes und menschenfreundliches Auftreten von Weißen und Schwarzen gerühmt wird. Es fehlt glücklicher Weise auch nicht ganz an solchen, welche den herrschenden Mangel an Gottesdiensten für die Europäer schmerzlich empfinden und auf seine Abstellung bedacht sind. Das Tagebuch eines Missionars erzählt von einem Bezirkshauptmann in Kilwa, der sich um eine Missionsstation für seinen Platz bemühte. Es war ihm vor allem darum zu thun, eine Kirche und einen Pastor dort zu haben. Er versprach sich davon eine Hebung der Sittlichkeit. Als ihm keine Aussicht für die Anstellung eines Missionars gemacht werden konnte, regte er an, es möchte von oben her den Vorstehern der Stationen befohlen werden, sonntäglich einen Gottesdienst zu halten, wie es z. B. auf den Kriegsschiffen geschieht. Er sprach die Hoffnung aus, wenn es auch zunächst manchem ein Zwang wäre, so würde es doch für jeden heilsam sein, durch Gottes

Wort an den richtigen Weg erinnert zu werden, und mit der Zeit würden wenigstens die Besseren sich über den guten Einfluß freuen, der dadurch auf alle ausginge. Unseres Wissens ist dieser treffliche Vorschlag leider noch nicht zur Ausführung gekommen, er verdient aber ernstlich berücksichtigt zu werden. Der gegenwärtige Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Generalmajor Liebert, ist ganz der Mann dazu, derartigen Bestrebungen Nachdruck zu verleihen. Wie sehr ihm selbst daran liegt, das religiöse und sittliche Leben in der Kolonie zu heben, ersieht man an seinem unermüdlichen Eintreten für den Bau einer evangelischen Kirche und den Zusammenschluß einer deutschen Kirchgemeinde in Dar-es-Salaam. Die Gemeinde ist da, der Pastor auch und die Kirche nähert sich ihrer Vollendung. Möchten bald andere wichtige Plätze dem Vorgange der Hauptstadt folgen. Die kirchliche Versorgung der Deutschen fällt von Rechtswegen nicht unter die Aufgaben der Missionare, sie ist aber eine der wichtigsten Voraussetzungen für ein erfolgreiches Wirken derselben unter der eingebornen Bevölkerung.

Wir haben diejenigen unter den Kolonialmännern erwähnt, deren christlicher und kirchlicher Sinn Anerkennung verdient. Leider können wir aber nicht verschweigen, daß es eine Menge anderer Europäer giebt, die nach Kirche und Gottesdienst nicht fragen, und deren Lebenswandel sogar bei den Heiden Anstoß erregt. Die Berliner Missionare in Usambara mußten sich einmal von den Eingebornen, die sie zum Besuch ihrer Predigt aufforderten, die Antwort gefallen lassen, daß ja die Deutschen in Tanga auch nicht zum Gottesdienst kämen. Bei einer andern Gelegenheit sagte ein Heide in der Schambalai dem Missionar Döring: „Ich nehme niemandes Frau, also folge ich Gott nach, aber ihr Wazungu nehmt die Frauen der Leute.“ Er spielte damit auf die schlechten Gewohnheiten an, die aus einer der benachbarten Militärstationen bekannt wurden. Aus solchen Reden ist

zu ersehen, daß die Afrikaner ihre weißen Herren scharf beobachten und auch ein Unterscheidungsvermögen haben für das, was gut und böse ist. Ach, wenn doch alle Regierungsbeamte, Offiziere, Pflanzer und Kaufleute bedenken wollten, wie viel ihr vorbildlicher Lebenswandel nützen, ihr schlechtes Beispiel aber schaden kann! Man möchte einem jeden das Wort aus der Bergpredigt als Denkspruch mit auf den Weg geben: „Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen?“

Wenn wir Alles überblicken, so möchten wir keineswegs die alten Zustände zurückwünschen. In den letzten beiden Jahrzehnten ist vieles besser geworden. Die Thore von Ostafrika sind seit der deutschen Besitzergreifung viel weiter aufgethan. Die großen Fortschritte, welche die Mission seitdem gemacht hat, sind ein Beweis, daß sie jetzt bessere Lebensbedingungen findet, als zuvor. Wohl sind mit dem Einfluten der europäischen Kultur und Afterkultur auch wieder Schädigungen für das fromme Werk verbunden, aber diese werden sich zurückdämmen lassen, wenn die Missionsleute draußen und in der Heimat ein wachsames Auge dafür haben und sich unausgesetzt um die Heilung dieser Schäden bemühen.

In dem Vordringen der deutschen Macht von der Küste des Indischen Oceans zu den innerafrikanischen Seen ist ein unverkennbarer Fingerzeig Gottes für die deutschen Missionskreise enthalten. In der Geschichte des Reiches Gottes wiederholen sich oft überraschend ähnliche Vorgänge in ganz entfernt liegenden Teilen der Erde. Vor tausend Jahren sind weite Gebiete unseres deutschen Vaterlandes auf ganz ähnliche Weise in den Schallbereich der christlichen Predigt gekommen, wie jetzt die Negerstämme Ostafrikas. Als die fränkischen und sächsischen Kaiser ihre Marken nach Osten vorschoben, zog mit den Rittern der Priester. Die erste Kirche im heutigen Sachsen hat in der

Burg zu Meißen gestanden. Wenn wir die Schilderungen des Lebens in den ostafrikanischen Militärstationen lesen, wacht oft unwillkürlich die Erinnerung an die alten deutschen Ritterburgen unter den heidnischen Wenden auf. Wie viel von der Christianisierung unserer Heimat den deutschen Kaisern zu verdanken ist, weiß jedermann. Sollten wir von dem Vorgehen der deutschen Macht im dunkeln Erdteil nicht eine ähnliche Förderung erwarten dürfen? Die evangelische Mission will freilich von ungeistlichen Hilfsmitteln bei ihrer Thätigkeit nichts wissen; sie verschmäht es, zur Erreichung ihrer Zwecke den weltlichen Arm anzurufen. Darin unterscheidet sie sich wesentlich von der römischen Propaganda. Aber in die Thore einzutreten, die der starke deutsche Arm geöffnet hat, das kann auch die evangelische Mission thun. Ja, sie muß es thun, und zwar eilends und mit voller Kraft, um die gute, ihr gebotene Gelegenheit nicht zu versäumen. Die Kolonialmänner mögen Ostafrika dem Deutschen Reiche angliedern, die Missionare werden es zugleich zu einer Provinz des Reiches machen, das nicht von dieser Welt ist. Jene mögen deutschen Fleiß, deutsche Ordnung und deutsche Zucht hinübertragen, diese sollen unbekümmert um weltliche Geschäfte den guten Samen des Evangeliums ausstreuen, ihre Ernte aber wird dem Herrn aller Herren zufallen, dessen Acker die Welt ist.

Livingstone und die Universitäten-Mission.

1. Der Missionsherold in Innerafrika.

Gehe hin, denn ich will dich ferne
unter die Heiden senden!
Apgesch. 22, 21.

Am Ufer des Tanganjika-Sees steht auf einer Anhöhe bei Mpala eine alte Palme, die von den Eingebornen besonders in Ehren gehalten wird. Man schont sie, weil vor langen Jahren der Mann unter ihr zu rasten pflegte, der den Schlüssel zum Herzen des dunkeln Erdteils gefunden hat, David Livingstone. Dieses pietätvolle Gedenken wirft ein gutes Licht auf das Verhältnis des großen Missionars und Afrikaforschers zu den Bewohnern des Landes. Als Gegenstück dazu erzählte Missionar Swann, ein Pionier der Londoner Mission in Innerafrika ein Gespräch, das er auf seinen Reisen im Seengebiet gehabt. Er suchte zehn Jahre nach Livingstones Tode die Spuren seines Landsmannes und fragte bei dieser Gelegenheit einmal einen grauhaarigen Afrikaner, der als Sklavenjäger jährlich den Tod von Hunderten der armen Schwarzen auf sein Gewissen genommen hatte, ob er David Livingstone gekannt hätte und sich seiner erinnerte. Der verneinte es. Als der Missionar aber weiter forschte: „Kannten Sie nicht den Mann mit der Mütze, der einen

Arzneikasten mit sich führte und nach Flüssen und Bergen suchte?“ „Ach, Sie meinen Vater David,“ lautete jetzt die freudige Antwort. Ein Mann, der so im Gedächtnis der Afrikaner fortlebt, muß ohne Zweifel ein Freund der Schwarzen und ein Wohlthäter Afrikas gewesen sein.

Er war aber noch mehr. In den katholischen Missionsblättern wird in der Regel der erste beste Missionspriester mit dem Apostelnamen bedacht; nach ihrem Sprachgebrauch laufen die apostolischen Männer zu Hunderten in Afrika herum. Die evangelischen Missionskreise sind sparsamer mit der Verleihung dieses Ehrentitels. Wenn wir aber irgend einem einzelnen Manne das Beiwort: „Apostel Afrikas“ geben sollten, so könnte nur der große Schotte so heißen, dessen Name wie unter den Missionaren, so unter den Afrikaforschern stets mit an erster Stelle stehen wird und der mit all seinem Thun, auch wenn es sich lediglich auf äußerliche Dinge bezog, nur die Ehre Gottes suchte. Weil er in Süd- und Ost- und Centralafrika als Bahnbrecher vorangegangen ist, müßten wir seiner hier Erwähnung thun, selbst wenn er den Boden des heutigen Deutsch-Ostafrika nie betreten hätte. Nun aber hat ihn seine dritte Reise zur Erforschung des dunkeln Erdteils thatsächlich durchs deutsche Gebiet geführt; er hat sich in seinen letzten Lebensjahren Monate lang an der Ostseite des Tanganjika-Sees aufgehalten. Wir haben daher allen Grund, ihn als einen der Pfadfinder für die Mission in Deutsch-Ostafrika zu bezeichnen.

David Livingstone ist am 19. März 1813 in Blantyre, einem Fabrikorte im Westen Schottlands geboren. Da seine Eltern in ziemlich bescheidenen Verhältnissen lebten, ward er schon als Knabe in eine Spinnerei geschickt, um als Hilfsarbeiter etwas zu verdienen. Er lernte also zeitig den Ernst des Lebens kennen. Als ihm sein erster Arbeitslohn ausgezahlt wurde, kaufte er sich dafür eine lateinische Grammatik. Fortan verwandte er

jede freie Stunde zur Ausbildung seines Geistes und zur Befriedigung seines großen Wissensdurstes. Wie sehr er darauf bedacht war, die Zeit auszukaufen, ersieht man daraus, daß er in der Fabrik immer ein Buch bei sich hatte. Er legte es geöffnet neben die Spinnmaschine, um keine Minute unbenutzt zu lassen. Auf diese Weise ward er ein sehr belesener junger Mann, ohne sich jedoch damit dem praktischen Leben zu entfremden. Im Gegenteil. Er eignete sich auch eine ziemliche Fertigkeit in mehreren Handwerken an, was ihm später sehr nützlich war, da ein Missionar, wie er selbst sagte, womöglich ein Jack of all trades, d. h. in allen praktischen Dingen bewandert sein möchte, zumal wenn er als Pfadfinder nach Afrika geht.

Für die Heidenmission entschied sich der junge Livingstone zunächst noch nicht. Aber sein Leben empfing von Haus aus eine ernste Richtung. In seiner Familie ward eine ungeschminkte Frömmigkeit gepflegt. Auch sein gesellschaftlicher Verkehr führte ihn mit gottesfürchtigen Menschen zusammen. Er schloß sich besonders an einige Männer an, die neben ihrer Berufsarbeit als Stundenhalter in der Gemeinde thätig waren. Einer von ihnen sagte auf dem Sterbebette zu seinem jungen Freunde: „Jüngling, mache die Religion zum täglichen Geschäft deines Lebens und laß sie nicht von Stimmung und Laune abhängig sein, sonst werden Versuchung und andere Dinge Herr über dich werden!“ Wir werden später sehen, wie Livingstone unter den schwierigsten Verhältnissen in Afrika diesen Grundsatz festgehalten hat.

Der Gedanke, als Missionar unter die Heiden zu gehen, trat dem jungen Manne nahe, als ein Aufruf des bekannten Chinesenmissionars Gützlaff veröffentlicht wurde, der um Glaubensboten für China warb. Livingstone gedachte ihm Folge zu leisten. Weil dort ärztliche Kenntnisse erwünscht waren, studierte er noch Medizin. Auch hierbei bewies er eine staunenswerte Zähigkeit im Überwinden von Schwierigkeiten. Den Sommer

hindurch arbeitete er in der Spinnerei, im Winterhalbjahr studierte er mit Hilfe des ersparten Geldes. Dabei ergriff er begierig jede Gelegenheit, sein allgemeines Wissen zu vermehren oder sich in irgend einer Fertigkeit auszubilden. So ausgerüstet bot er im Alter von 25 Jahren der Londoner Mission seine Dienste an. Er ward, wie es bei dieser Gesellschaft Sitte war, versuchsweise angenommen und zu einem Landpfarrer geschickt, um eine dreimonatliche Probezeit durchzumachen. Hier sollte er sich in der pastoralen Arbeit üben, auch im Predigen. Dabei hatte er das Unglück, eines Tages so gründlich in der Predigt stecken zu bleiben, daß er gleich nach der Textverlesung erklären mußte: „Freunde, ich habe alles vergessen, was ich zu sagen hatte". Das war ein arges Mißgeschick, konnte ihn aber von dem einmal gefaßten Plane nicht abbringen. Die Leiter der Missionsgesellschaft erkannten zwar, daß er keine besondere Predigtgabe hatte, glücklicherweise sahen sie aber über diesen Mangel hinweg. Nach verlängerter Probezeit ward er doch als Missionar ausgesandt, allerdings nicht nach China, wie er erst gewünscht, sondern nach Südafrika. Die mißlungene Predigt mag nicht ganz ohne Einfluß auf die Wahl des Arbeitsfeldes gewesen sein. Es war inzwischen aber auch in Livingstones Neigungen eine Änderung eingetreten.

Kurz vor der zur Abordnung bestimmten Zeit hielt sich ein hervorragender südafrikanischer Missionar auf Urlaub in der englischen Heimat auf, Dr. Moffat. Livingstone hörte seine Vorträge und war bald ganz begeistert für ihn und das Land, in dem er als Pfadfinder wirkte. Als er ihn fragte, ob er ihm nach Afrika zu gehen riethe, erhielt er die Antwort: „Ja, aber nicht auf eine alte Station, sondern in eines der noch unbesuchten Gebiete." Dabei wies er auf das nördlich vom Orangefluß gelegene Betschuanenland hin, wo er zuweilen in der Morgensonne den Rauch von tausenden von Dörfern erblickt habe, in denen

noch nie ein Missionar gewesen sei. Das zündete. Livingstone gelobte bei der Aussendung am 20. Nov. 1840 sein Leben in den Dienst der afrikanischen Mission zu stellen.

Als er nach Südafrika kam, fand er, daß die Pfadfinder der Mission gerade über den Oranegfluß nach Norden vorgedrungen waren und die ersten Stützpunkte für weitere christliche Niederlassungen unter den Betschuanen geschaffen hatten. Auf der von Dr. Moffat gegründeten Station Kuruman ward ihm sein erstes Arbeitsfeld angewiesen. Er machte sich hier unter der Anleitung seines väterlichen Freundes mit den afrikanischen Verhältnissen vertraut. Das zwischen beiden geknüpfte Band ist auch in der Folgezeit, als er immer weiter in den unbekannten Norden vorwärts drang, fest geblieben. Livingstone heiratete nach einiger Zeit die in Afrika geborene Tochter Moffats. Dies geschah von Mabotsa aus, einer im Jahre 1843 von ihm angelegten Station. Hier und in dem 1848 gegründeten Kolobeng hat sich Livingstone fast zehn Jahre lang in aller Stille der Pflanzung kleiner Christengemeinden gewidmet, wobei er durch sein leutseliges Wesen und seine praktische Art die Herzen der Häuptlinge und ihrer Unterthanen im Fluge gewann. Wir können jedoch nicht näher auf diese wichtige Periode seines Lebens eingehen, weil sein damaliges Arbeitsfeld völlig außerhalb der uns hier gezogenen Grenzen liegt.

Nach Ablauf der ersten Jahrzehnte begann sein Forscher- und Wanderleben, für das er ebensoviel Neigung wie Begabung besaß. Nicht als ob ihn Abenteuerlust getrieben hätte. Er hatte vielmehr bei seiner bisherigen Thätigkeit die Überzeugung gewonnen, daß gerade jetzt die Zeit gekommen sei, in das Herz des dunkeln Erdteils vorzudringen und der Mission dort Pfadfinderdienste zu leisten. Nur im Lande der Makololo verweilte er noch einmal etwas länger, dann begannen jene Forschungsreisen, die seinen Namen so berühmt gemacht und

zugleich ganz neue Wege für die afrikanische Mission geöffnet haben.

Er hat drei große Reisen unternommen. Die erste nahm im November 1853 bei den Makololo ihren Anfang und endete im März 1856 an der Mündung des Sambesistroms. Er durchquerte bei dieser Gelegenheit die Südspitze Afrikas von Loanda im Westen bis nach Quilimane im Osten. Der wichtigste Ertrag dieser Reise war die Entdeckung des schiffbaren Sambesi, dessen Unterlauf in den folgenden Jahrzehnten zu einem Missionsweg ersten Ranges geworden ist.

Der zweite Zug, vor dessen Beginn er $1^1/_2$ Jahre in England war, dauerte von 1858—64. Von jetzt ab stand Livingstone nicht mehr im unmittelbaren Missionsdienst. Er hatte das Verhältnis mit der Londoner Mission, deren Mittel zur Ausführung seiner großen Reisepläne nicht ausreichten, in freundschaftlicher Weise gelöst und ging nun als Beauftragter der geographischen Gesellschaft von London und als englischer Konsul. Daß ihn dieser mehr politische und wissenschaftliche Auftrag nicht hindern konnte, immer noch die Missionsgedanken auf seinen Wegen zu verfolgen, werden wir später sehen. Die Reise erstreckte sich wieder auf den Sambesifluß. Er machte aber von hier diesmal einen Vorstoß nach Norden, wobei er den Nyassa-See entdeckte und dessen Abfluß durch das Schirethal nach dem Sambesi näher untersuchte. Hier war es ihm vergönnt, die wichtige Verkehrsstraße (Sambesi-Schire-Nyassa) aufzuschließen, die heutigen Tages in ihrer ganzen Ausdehnung mit Handels- und Missionsstationen besetzt ist. Auf dieser Reise erfuhr er, abgesehen von vielen anderen Widerwärtigkeiten und Gefahren, den Schmerz, sein liebes Weib in Afrikas Erde begraben zu müssen. Sie war beim Beginn seiner Wanderung zu ihren Eltern nach Kuruman und später mit diesen nach Schottland gegangen, aber die Sehnsucht nach ihrem Gatten hatte sie bald nach Afrika

zurückgetrieben. Nicht lange nach ihrem Zusammentreffen starb sie und mußte in der Wildnis begraben werden.

Hatte er auf der zweiten Reise den Nyassa-See erreicht und damit die erste Berührung mit dem jetzigen deutschen Gebiet gewonnen, so führte ihn der dritte Wanderzug tiefer in dasselbe hinein. Er begann im Jahre 1866. Als Ausgangspunkt ward diesmal Sansibar gewählt, wo um diese Zeit die Fäden der auf Innerafrika gerichteten Bestrebungen zusammenliefen. Livingstone hatte bereits das 50. Lebensjahr überschritten und doch ging er noch einmal mit jugendlichem Eifer ans Werk. Es war ihm um die Erforschung der Gegenden am Tanganjika-See zu thun. In den gelehrten Kreisen Europas war man damals gerade mit der Frage nach den Nilquellen beschäftigt. Er stellte sich die Aufgabe, das Rätsel zu lösen. Daß für ihn aber größere Gedanken hinter der geographischen Forschung lagen, hat er in seinen Reisebriefen und Tagebüchern wiederholt ausgesprochen. So schreibt er das eine Mal: „Wenn meine Enthüllungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels an der Ostküste führten, würde ich dies für eine weit größere Leistung halten, als die Entdeckung aller Quellen zusammen.“ Und an einer andern Stelle: „Die Nilquellen sind mir nur schätzbar als ein Mittel, das mich in den Stand setzt, meinen Mund mit Recht unter den Menschen aufzuthun.“

Er ging zu Schiff an die Mündung des Rowuma, marschierte sodann auf dem linken Ufer des Flusses, also durchs jetzige deutsche Gebiet und gelangte so auf dem Landwege zum Nyassa-See. Wegen der Kriegsunruhen, die das Land im Norden des Sees unsicher machten, umging er ihn auf der Südseite und wandte sich nun dem Tanganjika-See zu, dessen Ufer er teils zu Lande teils vom Schiff aus untersuchte. In diesem Wasserbecken vermutete man damals den Ursprung des Nil, weil man die Wasserverhältnisse des dritten großen Sees, des Victoria-

Nyanza noch nicht genügend kannte. Jahre lang hat er sich in der ungesunden, wasserreichen Gegend zwischen dem Tanganjika-, Moeru- und Bangweolo-See aufgehalten und durch seine brieflichen Nachrichten die geographischen Kreise Europas in Spannung erhalten. Er ward jetzt, freilich ohne es selbst klar zu erkennen, der Entdecker des Congo-Quellgebiets. Aber von noch viel größerer Tragweite für das arme Afrika waren die Beobachtungen, die er während dieser Zeit über die Sklavenjagden und den Sklavenhandel machte. Diese größte Wunde Afrikas, die Jahre lang immer vor seinen Augen lag, hat ihm so sehr das Herz bewegt, daß alle andern Gedanken dahinter zurücktraten. Er schrieb bei jeder Gelegenheit davon. Es waren aber auch furchtbare Bilder, die hier unaufhörlich an ihm vorüberzogen.

Eines Tages begegnete er einer Sklavenkarawane. Da hörte er die gefesselten Männer singen, als ob sie das Gewicht und die Schmach der Sklavengabeln nicht fühlten. Er fragte sie nach der Ursache ihrer Freude und erhielt die Antwort, sie freuten sich darauf, nach dem Tode zurückzukommen und dann durch Geistermacht die zu verfolgen und zu töten, von denen sie verkauft worden waren. Es war ein schauerlicher Chor, als sie nun singend die Namen derer aufzählten, durch deren Schuld sie in die Sklaverei gekommen waren.

Woher die vielen Sklavenzüge kamen, die in der Richtung nach dem Indischen Ocean an ihm vorbeizogen, sollte er bald sehen. Es war zu der Zeit, als er im Quellgebiet des Congo weilte. Da sah er an einem herrlichen Sommermorgen in einem Dorfe am Flußufer gegen 1500 Eingeborne, hauptsächlich Frauen, friedlich auf dem Markte versammelt. Plötzlich wurde ein mörderisches Gewehrfeuer auf die armen Leute eröffnet. Es kam von den arabischen Händlern, die zu gleicher Zeit mit dem Reisenden eingetroffen waren. Der unerwartete Überfall rief

eine unbeschreibliche Verwirrung hervor. Die unbewaffnete Menge stürzte vom Marktplatze hinweg, warf ihre Waaren fort und lief in furchtbarer Angst davon. Die meisten wandten sich dem Ufer des Flusses zu, wo ihre Fahrzeuge lagen. Hier aber empfing sie wieder eine Abteilung der Sklavenjäger und gab neue Gewehrsalven ab. Mehr als 50 Boote waren in einer Bucht dicht zusammengedrängt, sodaß sie schwer loszumachen waren; die Männer vergaßen obendrein vor Schrecken ihre Ruder. Es entstand ein wirrer Menschenknäuel, in den die entmenschten Peiniger fortwährend hineinschossen. Dadurch wurden die Unglücklichen bewogen, ins Wasser zu springen und ihre Rettung durch Schwimmen über den breiten Strom zu versuchen. Das gelang aber nur wenigen. Die meisten sah man nach und nach lautlos in der Tiefe versinken. Es war ein Massenmord. Selbst die Araber schätzten den Verlust an Menschenleben auf 350—400 Seelen. Nach dem fürchterlichen Trauerspiel im Wasser fuhren die Händler fort, auf das Volk zu schießen und ihre Dörfer in Brand zu stecken. Dann stürzten sie sich auf die Flüchtlinge und schleppten sie weg. Die Erinnerung an diese entsetzliche Scene war unauslöschlich in Livingstones Seele eingegraben. Er sagte, sie hätte auf ihn den Eindruck gemacht, als sei er in der Hölle. Wie furchtbar muß es für den Mann mit dem liebewarmen Herzen gewesen sein, diese Qualen seiner Mitmenschen mit anzusehen und doch keine Möglichkeit zu haben, ihnen zu helfen. Der geringste Versuch, den Sklavenjägern mit Gewalt entgegenzutreten, hätte ihm selbst das Leben gekostet.

An einer andern Stelle lesen wir die Beschreibung der Vorgänge auf den Transportzügen, wenn die Gefangenen durch das jetzige deutsche Gebiet zur Küste geschafft wurden. Es war, als er im Jahre 1868 zum ersten Male nach Udschidschi zog. Da reiste er mit einem Händler namens Mohamad. Dieser hatte eine Anzahl seiner Spießgesellen bei sich, dazu einen Haufen

von Unyamwezi, die sich ihm angehängt hatten und eine lange Reihe von elenden Sklaven, die mit schweren Sklavenstöcken zusammengejocht waren. Einige von ihnen mußten Elfenbeinzähne schleppen, andere Kupfer oder Nahrungsmittel für die Reise; auf den verschiedenen Gesichtern aber konnte man Hoffnung und Furcht, Elend und Schurkerei lesen. In langem Zuge verließen sie das Land, einer Schlange gleich, welche ihre fluchwürdigen Ringe von dem Opfer zurückzieht, das sie überfallen. Was für jammervolle Einzelbilder in einer solchen Karawane zu sehen waren, ehe sie die ferne Küste erreichte, dafür soll hier nur ein Beispiel stehen. Da werden Mütter mitgeschleppt, die ihren Säugling und zugleich einen Elefantenzahn oder eine andere Last tragen. Sie müssen ausruhen, weil sie nicht mehr vorwärts können. Die doppelte Bürde ist ihnen zu schwer. Da kommt ihr Peiniger herbei und sagt: „Du bist zu schwer belastet, aber bei mir geht das Elfenbein vor und dann kommen die Kinder." Damit reißt er das Kind vom Rücken der Mutter und schleudert es in die Brombeersträucher am Wege, die Unglückliche aber, deren Herz zusammenkrampft, zwingt er, die Last weiter zu schleppen.

Unter solchen Eindrücken wurden jene ergreifenden Briefe Livingstones geschrieben, in denen er die christlichen Völker zur Unterdrückung der Sklavengreuel aufrief. Es hat Jahre lang gedauert, bis auf den Notschrei aus dem Herzen Afrikas ein thatsächliches Vorgehen der europäischen Mächte folgte. Aber umsonst war er nicht. Zuerst griff England ein. Nachdem die Angelegenheit im Parlament zur Sprache gekommen war, ließ die Regierung durch einen Spezialgesandten, Sir Bartle Frere, später auch durch ihren Konsul Dr. Kirks in Sansibar einen diplomatischen Druck auf den Sultan ausüben. Dieser unterzeichnete im Jahre 1873 auch wirklich einen Vertrag, nach welchem die Verschiffung von Sklaven aus dem unter seiner Botmäßigkeit stehenden Küstengebiet verboten wurde. Das war aber

nur ein Glied in der Kette der nachfolgenden Unternehmungen zur Beseitigung des Sklavenhandels. Wir haben schon in einem frühern Kapitel gesehen, daß noch beim Beginn unsrer Kolonialperiode zahlreiche Sklaventransporte die Küste erreichten und verschifft wurden. Erst als die deutsche Regierung der englischen die Hand reichte, und beide im Einverständnis mit den andern beteiligten Nationen eine strenge Blockade durchführten, gelang es, dem grausamen Handel den Todesstoß zu versetzen. Den Anstoß zu diesem verdienstvollen Werke der christlichen Völker aber hat Livingstone gegeben. Das soll ihm unvergessen sein.

Eine Zeit lang war der edle Mann übrigens für seine Freunde in der Heimat verschollen. In Sansibar wurde schon das Gerücht von seinem Tode ausgesprengt. Gewissenlose Schwarze, die ihm Ersatz der aufgezehrten Reisevorräte bringen sollten, aber unverrichteter Dinge umgekehrt waren, suchten damit ihre Pflichtvergessenheit zuzudecken. Thatsächlich litt der von aller Verbindung mit der civilisirten Welt abgeschnittene Reisende auf seinem fernen Vorposten den empfindlichsten Mangel. Zu den Entbehrungen, die ihm kaum je ein Wort der Klage auspreßten, kamen heftige Fieberanfälle und andre Krankheiten. In solcher Verfassung konnte er nicht daran denken, seine Forschungsreisen an der Westseite des Tanganjika-Sees fortzusetzen. Er schleppte sich im Jahre 1871 wieder nach Udschidschi, dem wichtigsten Mittelpunkte des Verkehrs am Ostufer des Sees. Hier mußten nach seiner Rechnung reiche Vorräte für ihn liegen. Sie waren auch angekommen, aber von dem erbärmlichen Schereef, an den sie gesandt waren, verkauft worden. Er hatte sich im Koran Aufschluß geholt, wie er sagte, und gefunden, daß Livingstone tot sei und der Güter nicht mehr bedürfe. Dem Reisenden ist wiederholt von den Arabern so mitgespielt worden. Unzählige Briefe von ihm und für ihn gingen verloren, weil die mißtrauischen Händler ahnten, daß er Berichte über ihr schändliches Treiben nach

Sansibar und Europa schickte. Was der Verlust der für ihn gesandten Vorräte und Postsachen zu bedeuten hatte, kann man erst dann recht verstehen, wenn man bedenkt, wie schwierig und zeitraubend damals der Verkehr mit der Küste war. Es vergingen auch im günstigsten Falle drei bis vier Monate, bevor eine Karawane von Bagamoyo aus das Seengebiet erreichte. Einmal ist es sogar geschehen, daß eine Sendung, die von Sansibar abgegangen war, um dem Forscher Hilfe zu bringen, nach einem Vierteljahr noch in Bagamoyo lag, wo die Beauftragten herumfaulenzten unter dem Vorwande, auf Träger warten zu müssen. So hat Livingstone seine Briefe mehr als einmal erst 12 Monate nach ihrem Abgang erhalten.

Wie wohl mag es unter diesen Umständen dem einsamen Reisenden gethan haben, als er die Freudenbotschaft empfing, es sei ein weißer Mann mit einer großen Karawane in der Nähe. Es war Stanley, der ausgesandt war, den Verschollenen zu suchen. Am 10. November 1871 begegneten sich die beiden Männer nahe bei Udschidschi. Welche Freude dieses Zusammentreffen in der ganzen civilisierten Welt hervorrief, ist bekannt. Es war der sehnlichste Wunsch von Livingstones Freunden, der verdienstvolle Forscher möchte mit Stanley heimkehren, für seinen Lieblingsgedanken, die Unterdrückung des Sklavenhandels in England wirken und die Früchte seiner aufopferungsvollen Arbeit genießen. Doch davon wollte der unermüdliche Mann nichts wissen. Er war durch das Zusammensein mit Stanley so erquickt und durch den ihm zur Verfügung gestellten Reisebedarf so ermuthigt, daß er erst noch einmal in das nicht genügend erforschte Quellgebiet des Congo zurückkehren wollte. So ließ er den Freund an die Ostküste zurückkehren, er selbst begab sich wieder in den geheimnisvollen Westen. Er hat noch über ein Jahr im Herzen des dunkeln Erdteils zugebracht. Dann aber gingen seine Kräfte sichtlich zu Ende. Er ward so schwach, daß er sich von

seinen treuergebenen schwarzen Begleitern tragen lassen mußte. An einem Maimorgen des Jahres 1873 fanden sie ihn tot in der leichtgebauten Hütte, in der er die Nacht zubrachte. Er lag auf seinen Knieen und hatte die Hände gefaltet. Betend war er entschlafen.

Um sein Lebensbild zu vervollständigen, mögen hier noch einige Charakterzüge des großen Mannes erwähnt sein.

Er war, wie wir gesehen, in der letzten Zeit nicht mehr ein Missionar im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber er hat doch nie aufgehört, sein ganzes Thun in den Dienst des Reiches Gottes zu stellen. So schrieb er z. B. beim Antritt der dritten Reise: „Der Schweiß der Stirn ist kein Fluch mehr, wenn man für Gott arbeitet. Er ist wirklich ein Segen.“ Und wie schön sind die Vorsätze und Gebete, die dieser Afrikaforscher an wichtigen Tagen, wie Neujahr oder Geburtstag, in sein Tagebuch schrieb. So am Neujahrstag 1867, als er am Tanganjika-See weilte: „Ich will versuchen, im neuen Jahre Besseres zu thun und besser zu sein, sanfter und liebevoller. Möge der Allmächtige, dem ich meine Wege befehle, meine Wünsche in Erfüllung gehen lassen und mich segnen. — Laß alle Sünden von 1866 ausgewischt sein um Jesu willen! — Möge er, der voller Gnade und Wahrheit war, sein Bild meinem Geiste einprägen: Liebe — Eifer, Gutes zu erzeigen; Wahrheit, Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit, Ehre um seiner Barmherzigkeit willen!“

Es sind seit Livingstones Tagen viele tüchtige Männer durch jene nun erschlossenen Gegenden Innerafrikas gezogen, Forschungsreisende, Offiziere und Händler. Man lese einmal ihre Berichte, wenn es sich der Mühe verlohnt, ihnen nachzuspüren. Da wird man finden, wie einzigartig das Tagebuch dieses Pfadfinders ist. Er überragt auch die Besten um eines Hauptes Länge.

Sein Verkehr mit den Menschen war von herzgewinnender Milde und Freundlichkeit, ohne daß er es dabei an Ge-

rechtigkeit und Entschiedenheit fehlen ließ. Hätte er es nicht so meisterhaft verstanden, mit den Negern und selbst mit den Arabern umzugehen, er hätte nicht die Hälfte seiner Reisewege in Afrika zurücklegen können und wäre sicher keines natürlichen Todes gestorben. Von seinen schwarzen Begleitern und Trägern ward ihm vielleicht ebensoviel Verdruß bereitet, wie jedem andern Afrikareisenden, und doch hat er nie zu den harten oder gar grausamen Mitteln gegriffen, mit denen sich andre zu helfen suchten. Das Zaubermittel, mit dem er die Widerstrebenden überwältigte, war die Liebe. Er besaß eine unvergleichliche Geduld. Wenn die Schwarzen ihn betrogen oder verließen, hatte er in der Regel doch noch ein Wort der Entschuldigung für sie. Er sagte dann: „Das Bewußtsein meiner eigenen Mängel macht mich gelinde. Ich habe auch meine Schwächen.“ Am schwersten war es für ihn, den muhammedanischen Händlern gegenüber den rechten Ton zu treffen. Er durchschaute sie und ihren nichtswürdigen Handel vollständig. Sein abschließendes Urteil über sie lautet: „Heidnische Afrikaner stehen weit über den Muhammedanern, welche die nichtsnutzigsten Kerle sind, die man finden kann.“ Er ist ja schließlich auch derjenige gewesen, der ihrem schändlichen Treiben in Ost- und Centralafrika ein Ende bereitet hat. Aber so lange er mitten unter ihnen weilte, fern von jeder christlichen Unterstützung, wäre es frevelnde Vermessenheit gewesen, gegen sie zu poltern oder gar Gewaltthätigkeiten zu versuchen. War er doch zeitweilig sogar auf die Hilfe dieser einflußreichen Händler angewiesen. Infolge dessen reizte er sie nicht mutwillig. Aber ebensowenig verleugnete er ihnen gegenüber seinen christlichen Standpunkt, wie in ähnlicher Lage andere Afrikareisende gethan haben. Es kam vor, daß intelligente Araber ihn fragten, ob er an Muhammed glaube. Da antwortete er mit allem Freimut: „Nein, ich glaube nicht an ihn; ich bin ein Kind Jesu bin Miriam“. Aber er vermied dabei im Ton seiner

Rede alles Beleidigende, ja er hob bei einer solchen Gelegenheit wohl auch einmal hervor, daß die muhammedanische Verehrung des einen Gottes eine höhere Stufe darstelle, als das Heidentum mit seinem Götzendienst vor Steinen und Bäumen. Glaubte er Aussicht zu haben, durch gütliches Zureden etwas auszurichten, so folgte er der Stimme seines Gewissens und trat vor die Räuber und Sklavenjäger, um ihnen Vorstellungen zu machen. Er wies sie ernstlich darauf hin, daß wir doch alle einen Vater im Himmel hätten; daß es Unrecht sei, irgendwelche seiner Kinder zu verkaufen und daß doch nur Krieg und Entvölkerung aus ihren Raubzügen hervorgingen. Diese verständnisvolle Milde gegen alle, mit denen er in Berührung kam, hat ihm die Liebe und Verehrung eingetragen, von der wir im Eingang dieses Kapitels zwei sprechende Beweise kennen lernten.

Bei dem beständigen Hin- und Herwandern hätte von einer gründlichen Missionsthätigkeit in den letzten Jahrzehnten nicht mehr die Rede sein können, auch wenn Livingstone noch im Dienst einer Missionsgesellschaft gestanden hätte. Wir wissen, daß er in dieser Hinsicht keine amtlichen Verpflichtungen mehr hatte. Aber er hat doch auch nie aufgehört, das Banner des Christentums hochzuhalten. Für seine eigene Person ging er täglich an die Quelle des lebendigen Wassers, um die müde Seele zu erquicken. Es wird schwerlich ein zweiter Afrikaforscher gefunden werden, der neben seinem wissenschaftlichen Apparat seine Bibel so gut zu brauchen gewußt hat. Wie fleißig er Tag für Tag darin gelesen, geht daraus hervor, daß er während seines zweijährigen Aufenthalts in der Gegend westlich vom Tanganjika-See die ganze Bibel viermal durchgelesen hat.

Mit seinen schwarzen Begleitern hielt er in gesunden wie in kranken Tagen den regelmäßigen Sonntagsgottesdienst und war auch immer darauf bedacht, daß diejenigen Zuhörer, denen das Christentum noch ganz fremd war, etwas davon mit

hinwegnehmen möchten. Bis unmittelbar vor seinem Tode hat er in solcher Weise den Tag des Herrn in der afrikanischen Wildnis gefeiert. Wir verdanken der Feder Stanleys ein Stimmungsbild am Udschidschi, welches die eben erwähnten Charakterzüge Livingstones in trefflicher Weise zusammenfaßt. Er schreibt: „Livingstones Religion ist nicht Theorie, sondern fortwährende, ernste und aufrichtige Praxis. Sie ist weder aufdringlich noch laut. In ihm trägt die Religion ihre lieblichsten Züge zur Schau. Sie regelt sein Benehmen nicht nur gegen seine Diener, sondern auch gegen die Eingebornen, die bigotten Muselmänner und alle, die mit ihm in Berührung kommen. Durch seine stets gleiche Güte und sein mildes, freundliches Wesen hat er, nachdem er bei seiner ersten Ankunft in Udschidschi von den Arabern und Mischlingen auf alle mögliche Weise gehemmt und gehaßt worden war, alle Herzen gewonnen. Ich nahm wahr, daß man ihm allgemeine Hochachtung zollte. Selbst die Muhammedaner gingen nie an seinem Hause vorbei, ohne einzutreten, um ihn zu grüßen und zu sagen: „Gottes Segen ruhe auf dir!“ Jeden Sonntagmorgen sammelt er seine kleine Herde um sich und liest in einem natürlichen, ungezwungenen und aufrichtigen Tone die Gebete und ein Kapitel aus der Bibel; hernach hält er über den ihnen vorgelesenen Abschnitt in der Kisuahelisprache ein kurze Anrede, die mit sichtlicher Teilnahme und Aufmerksamkeit angehört wird.“

So ist Livingstone also doch ein Missionar geblieben bis an sein Lebensende. Welch ein Segen war es für jene innersten Teile unseres ostafrikanischen Gebiets, daß ein solcher Vertreter der weißen Rasse dort zuerst umhergereist ist! In vielen anderen Teilen unsrer Kolonien haben die ersten Weißen, die dahin kamen, nicht nur ihren Christennamen verleugnet, sondern sich mit ihrem Lebenswandel auf die niedrige Stufe der Heiden hinabgestellt, ja in einzelnen Fällen sind sie noch tiefer gesunken. Dadurch wurden die eingebornen Völker von vornherein mit

Geringschätzung für unsern Glauben erfüllt, was den nachfolgenden Missionaren die Arbeit erschwert hat. In Livingstone dagegen wandelte vor den Heiden und Muhammedanern Innerafrikas ein edler Mann, der bei jeder Gelegenheit erkennen ließ, daß er das Beste, was er besaß, dem Evangelium verdankte. Damit hat er eine Missionssaat ausgestreut, die schon jetzt ihre guten Früchte trägt, deren letzte Wirkungen aber noch lange Zeit zu spüren sein werden.

Der Ort, an dem Livingstone seinen Pilgerlauf beschloß, liegt am Südufer des Bangweolo-Sees beim Dorfe des Häuptlings Tschitambo. Es war kein Europäer bei ihm, darum dürfte man sich nicht wundern, wenn sein Leichnam an Ort und Stelle nach afrikanischer Weise bestattet worden wäre. Das geschah aber nicht. Seine schwarzen Begleiter haben ihrem toten Herrn noch zu einer Ehre verholfen, wie sie keinem weiter zu teil geworden ist, der seinen Tod in Innerafrika gefunden hat. Ihr aufopferndes und pietätvolles Verhalten ist ein schönes Beispiel dafür, daß die schwarze Rasse nicht roh und stumpfsinnig bleiben muß, sondern der edelsten Regungen fähig ist. Man bringe sie nur unter die Hände der rechten Männer und stelle sie unter den Einfluß der christlichen Lehre! An guten Früchten wird es dann nicht fehlen. Bei Livingstones Tode war ein Beispiel dafür zu sehen.

Als die Begleiter sahen, daß ihr guter Herr tot war, faßten sie den Entschluß, seine Leiche und die ganze Hinterlassenschaft nach Sansibar zu schaffen. Unter der Anleitung des Jacob Wainright, des einzigen schwarzen Christen in der Gesellschaft, hielten sie eine christliche Totenfeier. Dann bereiteten sie den Leichnam für die große Reise. Sie nahmen das Herz samt den andern Eingeweiden heraus, den Körper aber dörrten und balsamierten sie, so gut sie konnten. Das Herz sollte in Afrika bleiben. Es ward neben dem Mvula-Baum, unter dem er gestorben,

begraben. Mit Kreuz und Inschrift bezeichneten sie den Ort. Nachdem die Leiche sorgfältig umhüllt und eingenäht war, machten sich die Träger, unter denen namentlich Livingstones beide alte Diener, Susi und Chuma zu erwähnen sind, auf den Weg. Sie schlugen die Richtung über Unyanyembe nach Bagamoyo ein, eine Strecke von 1200 Kilometern in der Luftlinie, das ist so weit, wie von Berlin nach Rom. Trotz unsäglicher Schwierigkeiten erreichten sie ihr Ziel. Die Reise dauerte allerdings neun Monate. Neben den Gefahren der Wildnis, Krankheit und Hunger waren auch die Schwierigkeiten bei abergläubischen Völkerschaften zu überwinden, die den Leichenzug nicht durch ihr Gebiet lassen wollten. Aber die dankbare Liebe besiegte alle Hindernisse. Die treuen Diener lieferten ihre kostbare Last in Bagamoyo an ein englisches Kriegsschiff ab. Von hier ward sie nach London gebracht. Das englische Volk aber ehrte den großen Afrikaner mit der höchsten Auszeichnung, die es einem Toten geben kann. Livingstone erhielt eine Grabstätte in der Ruhmeshalle, die die sterblichen Reste aller großen Engländer birgt, in der Westminsterabtei. Hier bezeichnet ein Stein unmittelbar vor der Kanzel des herrlichen Domes die Stelle, wo die Gebeine des Toten endlich ihre letzte Ruhestätte fanden. Die Grabschrift lautet:

Von treuen Händen über Land und Meer gebracht
ruht hier
David Livingstone, Missionar, Reisender, Philanthrop.
Geboren am 19. März 1813 in Blantyre, Lanarkshire.
Gestorben am 4. Mai 1873 in Chitambos Dorf, Ilala.

Dreissig Jahre seines Lebens wurden dem unermüdlichen Streben gewidmet, die eingebornen Völker zu evangelisieren, die unentdeckten Geheimnisse zu erforschen und dem verwüstenden Sklavenhandel in Centralafrika ein Ende zu machen, wo er mit seinen letzten Worten schrieb:

„Alles, was ich in meiner Einsamkeit sagen kann, ist: Möge des Himmels reicher Segen auf jeden — Amerikaner, Engländer, Türken — herabkommen, der die offene Wunde der Welt heilen hilft."

Dieses Denkmal in der Ruhmeshalle der Stadt, in der der Weltverkehr am deutlichsten zu spüren ist, erzählt der Menschheit in Lapidarstyl die wichtigsten Daten seiner Lebensgeschichte und das Ziel seiner letzten Wünsche.

Es giebt aber noch ein andres Denkmal für ihn — in Afrika. Das sind die Missionsstationen, die aus seinen Fußtapfen erblühten oder auf seine Anregung hin entstanden. Livingstonia, Blantyre, Ilala, diese Namen aus der Geschichte des großen Schotten werden wir in der ostafrikanischen Mission wiederfinden. Man hat sie Missionsstationen und -schiffen gegeben, um den großen Pfadfinder zu ehren, und darin finden wir ein noch schöneres Gedächtnis seines Namens, als in dem vielbesuchten Grab der Westminsterabtei.

---

2. Die Universitäten-Mission und die Schotten.

Wer an mich glaubt, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen. Joh. 7, 38.

„Es ist etwas, ein Missionar zu sein. Die Morgensterne lobten mit einander und alle Kinder Gottes jauchzten, als sie zuerst das Feld erschauten, das der erste Missionar bestellen sollte. Der große und schreckliche Gott, vor dem die Engel ihr Antlitz verhüllen, hatte einen einigen Sohn; den hat er als einen Missionsarzt zu den bewohnbaren Teilen der Erde gesandt. Es ist etwas, in den Spuren des großen Lehrers und einzigen Mustermissionars, der je unter den Menschen erschienen, ein armer auch noch so schwacher Nachfolger zu sein. Jetzt, da er das Oberhaupt über alle Dinge, König der Könige und Herr der Herren ist, kann irgend ein Auftrag dem gleichen, den der Missionar von ihm empfängt? Dürfen wir es wagen, junge

gebildete Männer einzuladen, wenn sie ihre Lebenspläne entwerfen, einen Blick auf das Leben eines Missionars zu heften? Wir wollen das Amt preisen."

Mit diesen Worten hat sich Livingstone einst an die Blüte der englischen Jugend gewandt, um sie für den Missionsdienst zu begeistern. Als er zwischen seiner ersten und zweiten Reise in der Heimat weilte und von allen Seiten um Vorträge angegangen wurde, benutzte er die gute Gelegenheit, in den Universitätsstätten Oxford, Cambridge und Dublin der studierenden Jugend das Missionsgewissen zu schärfen. Er hielt den jungen Männern die beschämende Thatsache vor, daß eine der größten englischen Missionsgesellschaften gezwungen sei, Deutschland um Missionare zu bitten; sie sollten doch diesen Flecken vom Ehrenschild Englands austilgen. Gerade solche Leute, wie er sie hier vor sich sehe, gebildete Männer, die eine gediegene Bildung, Unternehmungsgeist, Eifer und Frömmigkeit besäßen, würden als Missionare gebraucht. Er schloß eine dieser Reden in Cambridge mit den Worten: „Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf Afrika hinlenken. Ich weiß, daß ich in jenem Lande, das jetzt offen ist, in einigen Jahren hinweggenommen werde. Sorgen Sie dafür, daß es sich nicht wieder schließt. Ich gehe nach Afrika zurück, um zu versuchen, eine offene Straße für den Handel und das Christentum anzubahnen; führen Sie das Werk, das ich begonnen, zu Ende! Ich überlasse es Ihnen."

Infolge seiner zündenden Vorträge kam es im Jahre 1857 zur Gründung der Universitäten-Mission (U. M.) Sie sollte nach dem Willen ihrer Gründer nicht ein selbständiges Unternehmen sein, sondern nur eine besondere Gruppe der schon bestehenden hochkirchlichen Ausbreitungsgesellschaft. Die Unterordnung erwies sich aber nach kurzer Zeit als unthunlich, sodaß die U. M. doch als selbständige Gesellschaft hervortrat. Ihren ursprünglichen Charakter aber hat sie insofern behalten, als sie

ihren Nährboden auf den englischen Hochschulen findet und der ausgesprochen hochkirchlichen Richtung der englischen Kirche zugethan ist. Das tritt schon äußerlich in ihrer bischöflichen Verfassung hervor, zeigt sich aber auch vielfach in der Missionspraxis. Sie nähert sich da in mancher Hinsicht der römischen Art.

Ihre Missionare, soweit sie geistlichen Standes sind, lassen sich mit Vorliebe „Priester" nennen. Sie tragen auch im gewöhnlichen Leben meist den anschließenden Talar, der einer Mönchskutte nicht unähnlich ist. Daß sie in der Regel unverheiratet sind, wird man im Hinblick auf die ungesunden Gebiete, in denen sie sich niedergelassen haben, noch begreiflich finden. Wir können es verstehen, daß einer ihrer bewährtesten Arbeiter es geradezu als Grundsatz aussprach, daß das Leben in Ehelosigkeit für die Streiter der Kirche bei ihren Pionierkriegen geeigneter sei, als das Familienleben; aber ohne Zweifel geht es zu weit, wenn die Männer, die sich etwa in Afrika verheiraten, für die Zeit ihrer Ehe vom weiteren Missionsdienst ausgeschlossen sind. Weiß man denn in ihren Reihen gar nichts von dem segensreichen Vorbild einer christlichen Ehe auf den Missionsstationen? Gerade in Afrika braucht das tief gesunkene weibliche Geschlecht einen solchen Anschauungsunterricht. Frauenkräfte hat ja auch die Universitäten-Mission in ihrem Dienst. Aber es sind ledige Schwestern, die am liebsten nur mit ihrem Vornamen genannt werden und sich in Kutte, Kreuz und Rosenkranz von römischen Nonnen kaum unterscheiden. Man sieht aus diesen Andeutungen, wie der ritualistische Zug der englischen Hochkirche in dieser Mission hervortritt. Andrerseits sind unleugbar auch evangelische Züge in ihrem Wesen zu erkennen; vor allem in der Wertschätzung der Bibel, der fleißig geübten Heidenpredigt und der Schulthätigkeit. Darin unterscheidet sie sich offenbar zu ihren Gunsten von den Sendboten der römischen Kirche, sodaß wir kein Bedenken tragen, sie der evangelischen Mission zuzuzählen.

Kaum war Livingstone nach Afrika zurückgekehrt, als auch schon die erste Aussendung der Universitäten-Mission erfolgte. Man hatte sich entschlossen, die von ihm entdeckte Missionsstraße den Sambesi aufwärts zu benutzen. Während der mutige Pfadfinder zum zweiten Male dort vordrang und dem Laufe des Schire folgend den Nyassa-See entdeckte, versammelte der zum Leiter des Missionsunternehmens erwählte Bischof Mackenzie mit dem Beginn des Jahres 1861 seine Genossen in Kapstadt und erreichte im Juli dieses Jahres das in Aussicht genommene Gebiet am Schire. Hier stieß Livingstone zu ihnen, um sie mit Rat und That zu unterstützen. Es ward aber nur gar zu bald offenbar, daß die Zeit zum Beginn der Missionsthätigkeit ungünstig gewählt war. Das Land befand sich gerade im Kriegszustande. Die von portugiesischen Sklavenhändlern unterstützten Adjawa lagen gegen die Mangandja, die rechtmäßigen Besitzer des Landes, zu Felde und verwüsteten alles. Der unerschrockene und aufopferungsvolle Mackenzie legte trotzdem eine Station in Magomero (Schirehochland) an, die sich bald mit vielen befreiten Sklaven bevölkerte. Das eigentliche Missionswerk wollte aber unter den Kriegsunruhen nicht recht gedeihen. Der Bischof beging überdies die Unvorsichtigkeit, sich bei den fortdauernden Kämpfen offenkundig auf die Seite der angegriffenen Mangandja zu stellen, wodurch sich die Lage der Mission noch mehr verschlimmerte.

Anderes Mißgeschick kam dazu: die Beraubung einer ausgesandten Expedition und eine das ganze Land am Schire heimsuchende Hungersnot. Es zeigte sich jetzt, daß man doch einen zu weit vorgeschobenen Vorposten besetzt hatte. Vielleicht war es überhaupt noch zu früh, in die sich eben erst öffnenden Thore einzutreten. Als vollends gar die Trauerkunde kam, daß der edle Mackenzie am Fieber gestorben war, hatte man in England kaum den Mut, den Missionsversuch fortzusetzen. Die noch übrig gebliebenen Missionare verlegten zunächst ihre Niederlassung von

Magomero, das nahe beim Schirwasee liegt, dicht an den Schirefluß. Als aber im Jahre 1863 der zu Mackenzies Nachfolger ernannte Bischof Tozer eintraf, entschied sich dieser für ein wenigstens zeitweiliges Verlassen des Missionsfeldes. Er führte die Übriggebliebenen nach Kapstadt zurück und ging von da nach Sansibar, das von nun an zum Hauptquartier der Universitäten-Mission wurde. Von hier sind nach einiger Zeit neue Missionsunternehmungen auf dem Festlande ausgegangen, auf die wir später zurückkommen werden.

Mehr als ein Jahrzehnt ließ sich kein Missionar auf dem von Livingstone gewiesenen Wege sehen. Erst als der große Schotte heimgegangen war, wachte der Gedanke wieder auf, die Sambesi-Schire-Nyassa-Straße zu besetzen. Diesmal waren es seine engeren Landsleute, die schottischen Missionsfreunde. In der Zeit nach Livingstones Tode hielt der schon erwähnte Sir Bartle Frere wie an vielen Orten, so auch in den Städten Schottlands Vorträge, um das Vermächtnis des Forschers an das englische Volk allen ans Herz zu legen. Sein Ruf fand zuerst in den Kreisen der schottischen Freikirche einen Widerhall, die bereits eine blühende Mission in Südafrika besaß; hier keimte schon länger der Plan, auch in Ostafrika etwas zu thun. Jetzt wurde beschlossen, eine Anstalt ähnlich der südafrikanischen Industrieschule von Lovedale an einem geeigneten Orte Centralafrikas zu gründen. Als Leiter der ersten Expedition ward ein im Dienst des englischen Marineministeriums stehender erprobter Mann namens Young gewonnen, der Livingstones Gefährte auf seiner zweiten Reise gewesen war. Im Mai 1875 gingen sie von London ab: ein ordinierter Arzt und mehrere andere Gehilfen, Zimmerleute, Schmiede, Maschinisten und Gärtner. Sie nahmen ein zerlegbares Dampfschiff, Ilala genannt, mit, um nicht immer auf die gefährlichen Landwege angewiesen zu sein. Die Reise ging über Erwarten glücklich von statten.

Als die wackeren Schotten vom Sambesi in den Schire einfuhren und die Gegenden berührten, in denen die Sendlinge der Universitäten-Mission so viel Feindseligkeiten gefunden hatten, kamen ihnen die Eingebornen aufs freundlichste entgegen und halfen ihnen die Lasten an den Murchisonfällen über Land tragen.

Am Morgen des 12. Okt. 1875 fuhr die Ilala zum ersten Male in den blauen Nyassa-See hinaus. Die Missionsleute stimmten als Morgenlied auf dem Schiffe den herrlichen 100. Psalm an: Jauchzet dem Herrn, alle Welt! Dienet dem Herrn mit Freuden, kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken. Erkennet, daß der Herr Gott ist!.... Denn der Herr ist freundlich und seine Gnade währet ewig und seine Wahrheit für und für!

Jetzt war alle Aussicht vorhanden, die von Livingstone vorgezeichneten Pläne zu verwirklichen. Seine Landsleute befuhren den See und besetzten nach und nach seine westlichen Ufer mit einer Reihe von Missionsstationen. Die erste Niederlassung gründeten sie am Südende des Sees auf der Halbinsel Maclear und nannten sie dem Pfadfinder zu Ehren Livingstonia. Sie lag wunderschön an einem geschützten Hafen, hinter ihr anmutige Berge. Dank den vielen fleißigen Händen war sie auch bald ausgebaut und inmitten einer friedlichen Bevölkerung ganz dazu angethan, ein Mittelpunkt für weitere Missionsbestrebungen zu werden. Aber nun stellte sich heraus, daß ein unsichtbarer Feind in dieser schönen Landschaft lauerte, das Fieber. Ergreifend ist die Schilderung, die der bekannte Naturforscher Drummond, der den Ort später auf einer Reise besuchte, in seinem Buche „Innerafrika" davon giebt. „Wir lagen in dem kleinen Hafen zu Livingstonia vor Anker. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den diese berühmte Missionsstation auf mich machte. Herrliche, bis zum Gipfel bewaldete Granitberge bilden den Hintergrund; auf dem silbernen Ufersand einer kleinen Bucht stand eine Reihe niedlicher weißer

Häuschen. Ein durch den Garten sich windender Fußpfad führte hinan; ich betrat das ansehnlichste der Gebäude, die Wohnung des leitenden Missionars. Alles war aufs schönste erhalten; da stand englischer Hausrat, ein Arzneikästchen, Teller und Tassen in den Schränken, Bücher lagen umher. Den Missionar aber fand ich nicht. Ich betrat das nächste Haus, es war die Schule; die Bänke waren da und die Wandtafel, aber keine Kinder und kein Lehrer. Ich ging weiter ins nächste — es war die Schmiede; Ambos und Handwerkszeug fand sich vor, aber kein Schmied. Und so weiter, alles in schönster Ordnung, alles leer. Da erblickte ich einen Eingebornen, er führte mich etwas abseits in den Wald. Hier unter den Mimosen am Fuße eines mächtigen Granitfelsens waren vier oder fünf Grabhügel. Da waren die Missionare! Ich verbrachte eine ernst stimmende Rastzeit im Schatten der verlassenen Station. Es ist ein wunderlieblicher Ort und unter den Tamarinden am friedlichen Ufer kann man's kaum fassen, daß die Seuche, die im Mittag verderbet, an diesem schönen Fleckchen Erde ihr Wesen habe."

Unter diesen Umständen mußte der Mittelpunkt der Mission von Kap Maclear weg verlegt werden. Das auf dem Westufer etwa in der halben Länge des Sees gelegene Bandawe wurde als Ersatz gewählt und hat sich besser bewährt. Hier findet man jetzt Kirche und Schulen, auch Werkstätten und landwirtschaftliche Anlagen, in denen die eingebornen Christen beschäftigt werden. Längs des ganzen Westufers sind zahlreiche Außenstationen, deren nördlichste Ngerenge bei Karonga nahe an der deutschen Grenze liegt. Ende 1898 wurden in dieser Mission 1252 Taufbewerber, 13—15000 Kirchenbesucher und 4021 Schüler gezählt. Diese großen Zahlen sind um so erfreulicher, als der Übertritt den Heiden nicht leicht gemacht wird. Schon beim Eintritt in den Taufunterricht müssen sie die Vielweiberei und alle starken Getränke aufgeben. Die Missionare haben be-

reits die am westlichen Seeufer gesprochene Sprache zur Schriftsprache erhoben und ein Evangelium übersetzt. Einen sehr empfänglichen Boden fand die Missionspredigt neuerdings auch in dem südwestlich vom See gelegenen Ngoniland. Hier gab es geradezu eine Erweckung; 284 Heiden wurden an einem Tage getauft.

Außer von der schottischen Freikirche ist die Missionsstraße zum Nyassa-See auch von den Sendboten der schottischen Staatskirche besetzt worden. Sie kamen ein Jahr nach der von Young geführten Expedition an, blieben aber etwas weiter zurück und erwählten das Schirehochland zu ihrer Ansiedelung, dort, wo die Flußfahrt durch die Schirefälle unterbrochen wird. Es lag nur ein elendes Dorf an der für den Verkehr so wichtigen Stelle. Nun entstand eine wohlausgestattete Station, der man zum Gedächtnis für Livingstone den Namen seines Geburtsortes Blantyre gab. Nicht weit davon steht eine Zweigniederlassung in Domasi, fast an derselben Stelle, wo die Universitäten-Mission zuerst eingesetzt hatte. Auch Blantyre hat eine kritische Zeit durchzumachen gehabt, an der die Missionare nicht unschuldig waren. Sie hatten sich mehr, als gut war, mit Politik befaßt und dadurch zeitweilig ihre ganze Niederlassung gefährdet. Nachdem der Fehlgriff erkannt und wieder gut gemacht war, hat die Mission jedoch einen erfreulichen Aufschwung genommen. Blantyre ist jetzt ein Kulturcentrum ersten Ranges. Hier steht eine vorderhand allerdings noch viel zu große, imposante Steinkirche, der schönste Dom, den Innerafrika zur Zeit aufzuweisen hat. Sein besondrer Vorzug ist, daß er fast ausschließlich von den Eingebornen erbaut wurde. Er ist von Schulen, Werkstätten und Gartenanlagen umgeben, die das Lob aller vorüberkommenden Reisenden finden. Auf der Station befindet sich auch eine Druckerpresse, die lediglich von Negern bedient wird und neben den für die beiden schottischen Missionen nötigen Büchern eine Zeitschrift druckt,

die vom Sambesi bis zum Nordende des Nyassa-Sees viel gelesen wird.

Im losen Zusammenhang mit den beiden genannten Missionen steht die schon oben erwähnte African Lakes Company, eine nach christlichen Grundsätzen geleitete Handelsgesellschaft. Sie hat auf der langen Wasserstraße Sambesi-Schire-Nyassa vier Dampfer eingestellt, an den Murchisonfällen einen Landtransport eingerichtet und durch Anlage einer ganzen Reihe von Handelsstationen nicht nur den Missionen wertvolle Dienste geleistet, sondern auch einen soliden Handel ins Leben gerufen und dadurch den arabischen Händlern ihr Handwerk gelegt.

Wir mußten dieser schottischen Unternehmungen, die ja alle jenseits der deutschen Grenze liegen, hier Erwähnung thun, weil sie die wichtigste Zugangsstraße zu unserm Gebiet am Nyassa-See besetzt und gesichert haben. Die deutschen Missionsniederlassungen am Nordende des Sees, von denen später die Rede sein wird, bilden geschichtlich und geographisch angesehen, die Fortsetzung dieser Pionier-Missionen. Sie haben von den schottischen Freunden viele gute Ratschläge und andre Hilfe beim Beginn ihrer Arbeit empfangen und stehen auch sonst in mehrfacher Hinsicht auf ihren Schultern.

Wir verließen oben die Universitäten-Mission, als Bischof Tozer nach dem Mißlingen des ersten Missionsversuchs im Schirehochland nach Sansibar ging, um von hier aus Mittel und Wege zu neuen Vorstößen auf dem Festlande zu suchen. Er und seine Achtsnachfolger Steere und Smythies haben thatsächlich die Insel zu einem wichtigen Missionscentrum und zum Ausgangspunkt für verschiedene Unternehmungen in Deutsch-Ostafrika gemacht.

Den geringsten Erfolg erzielten sie mit ihren Bemühungen um die Bekehrung der Muhammedaner auf der Insel. Die Anhänger des falschen Propheten traten ihnen hier doch noch

zu sehr als eine geschlossene Macht entgegen, zumal im Anfang. Es hat selbst an Ausbrüchen des Fanatismus von ihrer Seite nicht gefehlt. Als einer der Ihrigen, der sich von der Wahrheit der christlichen Lehre hatte überzeugen lassen, es wagte, mit den Christen in der Kirche niederzuknieen, wurde er von den erregten Moslim in den Kerker geworfen, wo er bis zu seinem Tode schmachten mußte. Bei solcher Aussicht für die Übertretenden war auf große Erfolge nicht zu rechnen. Thatsächlich sind auch nur wenige Muhammedaner in Sansibar getauft worden.

Aber trotzdem legte die Mission eine empfindliche Bresche in die Gedankenwelt des Islam, die nicht nur auf der Insel, sondern an der ganzen ostafrikanischen Küste empfunden wurde. Im Jahre 1873 wurde infolge der Einwirkungen von England her der Sklavenmarkt in der Stadt aufgehoben. Der Platz, auf dem der traurige Handel vor sich gegangen war, kam durch Schenkung in den Besitz der Universitäten-Mission, und diese beschloß, eine schöne Kirche an der Stelle zu bauen. Zu Weihnachten 1873 ward der Grundstein gelegt, nach sechs Jahren war der Bau vollendet. Es ist ein großartig angelegtes Kirchengebäude, die reiche innere Ausstattung ganz den Ansprüchen der englischen Hochkirche entsprechend. Die Grundstücke in der Nachbarschaft der Christuskirche sind auch in den Besitz der Mission übergegangen und später mit etwa 20 Christenhäuschen bebaut worden. Ihre Insassen, die infolge des starken Verkehrs auf Sansibar von den verschiedensten Missionsstationen Ostafrikas gekommen sind, bilden die ständige Gemeinde in der Stadt und eine geschlossene christliche Kolonie inmitten des Islam. Man möchte ihr nur ein stärkeres Wachstum wünschen, damit sich die weiten Hallen des schönen Gotteshauses bald ganz mit andächtigen Scharen füllen.

Während dieser Kirchensprengel aber nur von untergeordneter Bedeutung für die Mission auf dem Festlande ist, sind

zwei Erziehungsanstalten auf der Insel in der bestimmten Absicht angelegt worden, Hilfskräfte für die weitere Ausbreitung des Christentums zu erlangen: die Kiungani-Schule für Knaben und Jünglinge, das Mbweni-Institut für Mädchen. In der ersten Zeit wurden ihnen lediglich befreite Sklavenkinder als Zöglinge zugeführt. Jahre lang haben sich die Missionsleute der sauren Arbeit unterzogen, die durch den Sklavendienst vielfach verkommenen Kinder zu erziehen und zu unterrichten. Die meisten derselben sind mit der Zeit getauft und in guten Häusern untergebracht worden. Es taugten aber nur die wenigsten von ihnen zu Gehilfen der Missionare, worauf es bei der Errichtung der Schulen doch in erster Linie abgesehen war. Darum ging man in neuerer Zeit mehr darauf aus, die begabtesten Knaben und Jünglinge von den inzwischen entstandenen Missionsstationen auf dem Festlande für eine Reihe von Jahren in die Kiungani-Schule zu nehmen und ihnen eine tüchtige Bildung zu geben. Wenn sie den ersten Lehrkursus durchgemacht haben, gehen sie wieder in ihre Heimat und werden dort einige Jahre praktisch als Lehrer beschäftigt, dann kommen sie noch einmal in das Institut zurück, um bei weiterer guter Entwickelung sogar auf einige Jahre nach England geschickt zu werden und dort ihre Ausbildung auf einer Universität zu vollenden. Es mag dahin gestellt bleiben, ob man mit letzterem nicht zu weit geht. Thatsächlich sind schon eine Anzahl tüchtiger eingeborner Geistlicher auf diese Weise aus der Anstalt hervorgegangen. Der im Oktober 1897 nach siebzehnjähriger Dienstzeit in Ostafrika verstorbene Leiter der Knabenschule, P. L. Jones-Bateman, hat sich unvergeßliche Verdienste um sie erworben.

Bei dem Mbweni-Institut für Mädchen konnte man sich das Ziel natürlich nicht so hoch stecken. Man gedachte auch hier weibliche Lehrkräfte für die Mission heranzubilden. Aber die so erzogenen Mädchen können doch nur als Frauen der ein-

gebornen Lehrer oder sonst als Christenfrauen ausgesandt werden. Naturgemäß ist die Zahl der christlichen Neger, die ein so vorgebildetes Mädchen heiraten können, bis jetzt noch klein. Auch zeigte sich's, daß der Charakter und die Anlagen der Töchter Afrikas nicht immer mit den Anforderungen der christlichen Erziehung gleichen Schritt halten. So blieben die Erfolge dieser Anstalt wesentlich hinter denen der Kiungani-Schule zurück. Man kann aber schon damit zufrieden sein, wenn die jetzt vorhandenen christlichen jungen Männer in Mbweni Frauen finden, die sie nicht wieder auf das tiefe Niveau des Heidentums hinabziehen, sondern im stande sind, einem christlichen Hauswesen rechtschaffen vorzustehen.

Als die Anstalten auf Sansibar ins Leben gerufen waren, ging Bischof Tozer daran, ein in der Nähe liegendes Missionsfeld auf dem Festlande zu suchen. Seine Blicke fielen auf das einladende Bergland von Usambara. Im Jahre 1867 machte sich Missionar Alington dorthin auf. Er wurde nach Wuga, der Hauptstadt des Landes gewiesen, wo lange vorher schon einmal ein andrer Missionar, Dr. Krapf vergebens angeklopft hatte. Auf dem Throne des Landes saß damals Kimweri. Der sah den Weißen mißtrauisch an und versagte zuerst die Erlaubnis zu einer Ansiedelung. Als Alington aber nach einiger Zeit seinem Ansuchen durch ein Empfehlungsschreiben des Sultans von Sansibar Nachdruck verlieh, wagte der Häuptling nicht, ihn ein zweites Mal abzuweisen. Er genehmigte jetzt die Anlegung einer Station, aber nur an der äußersten Südostgrenze seines Landes, in Magila, wo sich die Waschambaa bereits mit den benachbarten Wabondëi mischen. Infolgedessen ist die Mission später mehr eine Bondëi-, als eine Usambara-Mission geworden. Auch hier gab es noch einmal allerlei Schwierigkeiten zu überwinden. Der Jumbe, d. i. Häuptling von Magila trat dem Fremdling ebenfalls übelwollend entgegen und gab nur nach langem Zögern

die Erlaubnis zum Bauen. Als endlich damit begonnen wurde, brachen Kriegsunruhen im Lande aus, sodaß das Werk abermals eine Verzögerung erfuhr.

So kümmerlich ging es bei der Anlegung der ersten evangelischen Missionsstation im heutigen Deutsch-Ostafrika zu. Sie fand im ganzen ersten Jahrzehnt kein rechtes Gedeihen. Als die von außen kommenden Schwierigkeiten überwunden waren, stellten sich solche unter den Missionsarbeitern ein. In den ersten acht Jahren ist Magila unter den Händen von vier verschiedenen Missionaren gewesen. Einige starben schnell hinweg, andere verließen ihr Arbeitsfeld nach kurzem Dortsein. Erst als Missionar Farler die Station übernahm, kam eine gewisse Stetigkeit in die Arbeit. Er hat in der Zeit von 1875—1888 den eigentlichen Grund zu der Blüte der Mission im Magila-Distrikt gelegt. An die Stelle der bald verfallenden, leichtgebauten Lehmhäuser mit Grasdächern wurden stattliche Gebäude gesetzt. Die Station ist dadurch eine der ansehnlichsten Europäer-Niederlassungen in diesem Teile Afrikas geworden. Sie ist in Form eines großen Vierecks angelegt. Die eine Seite wird von der schönen Steinkirche gebildet. Ihr gegenüber liegen die Schulgebäude mit den zugehörigen Wohn- und Schlafräumen der Kostschüler. Auf den andern Seiten die Wohnungen der Missionsleute, ferner ein Krankenhaus mit Apotheke und Arztwohnung, dazu ein Vorratshaus, Werkstätten und Wirtschaftsgebäude. In der neuesten Zeit haben besonders die Werkstätten noch eine beträchtliche Erweiterung erfahren. Wie viele Mühe und Kosten auf die Anlage der Station verwandt worden sind, läßt sich gar nicht mehr nachrechnen. Wenn man aber bedenkt, daß Magila etwa 40 Kilometer landeinwärts von der Küste liegt und daß während der ersten Zeit keine anderen Europäer in dieses Gebiet kamen, und keine der jetzt vorhandenen Verkehrserleichterungen zur Verfügung standen, daß vielmehr die an der Küste wohnen-

den Muhammedaner den Transportzügen oft Schwierigkeiten bereiteten, wird man dem Erbauer seine Anerkennung nicht versagen. Hätte er nicht die in den Schulen von Sansibar erzogenen fremden Neger und die durch die Missionsthätigkeit des ersten Jahrzehnts gewonnenen Waschambaa und Wabondëi zu Gehilfen gehabt, er hätte die Baulichkeiten gar nicht in diesem Umfange ausführen können.

Neben der Bauthätigkeit ging die geistliche Arbeit her, teils auf der Station selbst, wo die Gottesdienste in der schönen Kirche so anziehend wie möglich gestaltet wurden, teils in der näheren und weiteren Umgebung. Die Missionare unternahmen ausgedehnte Predigtreisen. Bald wanderten sie durch das hügeliche Bondëi bis hinüber an den Panganifluß, bald stiegen sie in die Berge von Handëi und die ferneren Teile von Usambara hinauf, überall den guten Samen ausstreuend und zum Besuch der Station einladend. Wenn der Bischof zu Visitationen oder Konfirmationen den Distrikt bereist, verschmäht man auch nicht, durch äußerlichen Prunk auf die dafür empfänglichen Neger zu wirken. Das ist einer der Punkte, wo wieder einmal die Verwandtschaft dieser Mission mit der der Römischen hervortritt.

Mit der Zeit wurden in der Nachbarschaft mehrere feste Punkte gewonnen, die sich als Nebenstationen an Magila angliederten. Misosue am Fuße des abergläubisch verehrten Götterberges, das an der Grenze des Muhammedanereinflusses gelegene Umba, Msalaka und Mkusi bildeten bald einen Kranz, der die Hauptstation umgab. Einige von ihnen, wie Umba und Msalaka sind später wieder aufgegeben worden, dafür entstanden neue, namentlich das tiefer landeinwärts gelegene Korogwe am Pangani. An allen diesen Orten sind im Laufe der Jahre massive Gebäude für Kirchen- und Schulzwecke errichtet worden, nicht so groß, wie in Magila, das seine Auszeichnung

als Mittelpunkt der Mission behält, aber für afrikanische Verhältnisse doch recht stattlich.

Die Bevölkerung, unter der die Missionare wirken, ist zahlreicher, als in vielen anderen Gegenden Ostafrikas. Bei Mkusi liegen gegen 100 Dörfer im Umkreis von sechs Kilometern. Die Ortschaften sind zum Teil recht ansehnlich, man zählt 70—80 Häuser darin. Daneben giebt es noch einzelne sehr große Dörfer wie Korogwe, das sogar 280 Wohnstätten aufzuweisen hat.

Als Farler im Jahre 1888 wegen schwerer Krankheit ohne Hoffnung auf Wiederkehr sein Arbeitsfeld verließ, trat Missionar Woodward an seinen Platz. Da er vorher schon lange Jahre in Afrika thätig war, brachte er ein seltenes Maß von afrikanischer Erfahrung in die leitende Stelle mit. Das war um so wertvoller, als die meisten Missionare der Universitäten-Mission nicht lange auf dem Missionsfelde auszuhalten pflegen. Viele bekleideten schon vor ihrem Eintritt in den Missionsdienst ein geistliches Amt in der Heimat, kehren aber leider oft schon nach wenigen Jahren dahin zurück. Das ist nicht vorteilhaft für die Arbeit. Um so mehr ist ein solcher Mann wie Woodward zu schätzen, der heute noch dem Distrikt vorsteht. Er bekam im Anfang seiner Amtszeit wieder reichlich viel Bauarbeit, weil die Station kurz vorher von einer großen Feuersbrunst verheert war. Bald nachher brach der Buschiriaufstand aus, der die Arbeit für einige Zeit, wenn auch nicht lahmlegte, so doch sehr beunruhigte. Dann aber begann eine Periode ungestörter Entwicklung und Vertiefung für diesen Zweig der Universitäten-Mission, deren gute Früchte man von Jahr zu Jahr immer mehr reifen sieht.

In Magila selbst ist das Christentum zur herrschenden Macht geworden. Das Leben auf der Station und in ihrer nächsten Umgebung bewegt sich ganz in christlichen Formen. Der Tageslauf wird mit dem Glockenruf und dem Angelus be-

gonnen, eine kurze Andacht, bei der ein verhältnismäßig reiches Maß von Liturgie angewandt wird, schließt sich an, dann geht jeder an seine Arbeit, die Missionare und Lehrer, der Arzt und die Pflegerinnen, die Handwerker und Feldarbeiter, Große und Kleine. Da Magila über 200 vollberechtigte Gemeindeglieder zählt, zu denen ein noch größerer Kreis von Anhängern oder solchen, die im Taufunterricht stehen, kommt, geht es in allen Teilen der Niederlassung recht lebhaft zu. Ähnlich mag im frühen Mittelalter das Leben in einem deutschen Kloster gewesen sein. Daß die hier angesiedelte Christenschaar in lebhafter Zunahme begriffen ist, beweist die Tatsache, daß am Erscheinungsfest 1897 nicht weniger als 31 Personen auf einmal die Taufe empfingen.

Besondere Aufmerksamkeit wurde im letzten Jahrzehnt der Schulthätigkeit zugewandt. Man hat sie auch hier als den sichersten Weg erkannt, das Christentum zu gründlicher Einwurzelung zu bringen. Der Unterricht wird fast ausschließlich von eingebornen Lehrern erteilt; die Kiungani-Schule liefert fort und fort tüchtige Leute für dieses Amt. Andrerseits geben die Schulen des Magila-Distrikts ihre besten Schüler als Zöglinge nach Sansibar ab, besonders die gehobene Knabenschule des Hauptortes. Hier und auf den wichtigsten Nebenstationen giebt es eine Menge Kostschüler, die beständig unter christlichem Einfluß bleiben. Die mit Frauen aus dem Mbweni-Institut verheirateten Lehrer nehmen zum Teil freiwillig eine Anzahl begabter Kinder in ihr Haus und setzen ihren Stolz darein, die in der eigenen Lehrzeit empfangenen Eindrücke weiter fortzupflanzen.

Bei der Beschreibung der Kiungani-Schule wurde erwähnt, daß die tüchtigsten Lehrer später noch weitere Ausbildung empfangen, um den Missionaren als eingeborne Geistliche zur Seite zu treten. Im Magila-Distrikt sind zwei solche Männer thätig:

Petro Limo und Samwil Sehoza. Sie sind ordiniert und nehmen bereits eine den weißen Missionaren ziemlich ebenbürtige Stellung ein. Ein Teil des Distrikts mit Kirche und Schule wird ihnen zu selbständiger Verwaltung überlassen. Beide haben die auf sie gesetzten Hoffnungen bisher nicht getäuscht und genießen ein gutes Ansehen bei Europäern und Schwarzen. Sie sind auch die gegebenen Wortführer ihrer Landsleute bei den von Zeit zu Zeit stattfindenden Konferenzen, zu denen die eingebornen Missionsgehilfen zusammentreten, um sich in gemeinsamen Erbauungsstunden zu stärken und über praktische Fragen des christlichen Lebens zu beraten. In einer der letzten dieser Konferenzen stand die Frage zur Besprechung, ob die Christen sich noch an den heidnischen Gebräuchen Kiwanga und Galo beteiligen dürften. Man war einstimmig in der Verwerfung derselben, weil sie von heidnischen Gedanken beherrscht würden. Eine strengere Handhabung der Disciplin in den Gemeinden war die Frucht dieser Aussprache.

Nachdem schon viele Hunderte von Eingebornen durch die Missionsschulen gegangen sind, hat man in Magila auch das gedruckte Wort zu Hilfe genommen, um das angefangene gute Werk bei den ehemaligen Schülern fortzusetzen. Es ist seit Jahren hier eine Druckerpresse in Thätigkeit, die neben Schulbüchern und Erbauungsschriften in der Bondëisprache auch eine Zeitung „Habari zu Mwezi" herstellt. Sie wird ganz von christlichen Eingebornen bedient und ist ein wertvolles Mittel, den Gemeinschaftssinn der Christen zu stärken und auch die bekehrten Wabondëi zu erreichen, die etwa in andere Gegenden verzogen sind.

Mit dem infolge der deutschen Besiedelung zunehmenden Verkehr wächst auch die Zerstreuung der im Magila-Distrikt Getauften. Damit sie in heidnischer Umgebung nicht wieder in das alte Wesen zurückfallen, ist die Mission darauf bedacht,

ihnen nachzugehen. Eine besonders starke Anziehungskraft übt das nahe Tanga aus, seitdem es unter der deutschen Verwaltung eine aufstrebende Hafen- und Bezirksstadt geworden ist. Missionar Woodward drang schon seit Jahren darauf, dort ein Haus zu bauen, in dem die ausgewanderten Glieder seiner Gemeinden einen Sammelpunkt hätten. Der Plan ist in jüngster Zeit zur Reife gekommen, ja es ist sogar vom Bau einer kleinen Kirche in der Stadt die Rede. Gedanken der Diasporapflege sind wohl auch bei der Anlage einer Station in der Nähe von Dar-es-Salaam maßgebend gewesen. In dem dortigen Kichelwe und dem nahen Mtoni ist ein eingeborner Diakon angestellt, um die kleine Zahl der auf dem Missionsgrundstück angesiedelten Christen geistlich zu versorgen und ihre Kinder zu unterrichten.

Ein hochwillkommenes Verkehrsmittel winkte der Mission im Magila-Distrikt beim Bau der Usambara-Eisenbahn. Die abgesteckte Linie Tanga-Korogwe führte dicht an der Hauptstation vorbei. Als der Bau an der Küste begann, ward dem in Aussicht genommenen Endpunkt der Strecke, Korogwe, von Seiten der Mission sogleich besondere Sorgfalt zu teil. Weil ein schnelles Aufblühen des Ortes mit Bestimmtheit zu erwarten war, mußte eine energisch betriebene Missionsarbeit für die Gestaltung der neuen Verhältnisse von großem Werte sein. Aber die auf den Schienenweg gesetzten Hoffnungen sind bisher nur zum kleinen Teil in Erfüllung gegangen. Der Bau wurde auf halbem Wege unterbrochen und auch das fertiggestellte Stück, das bis nahe an Magila reicht, hat schon manches unerwartete Mißgeschick erfahren. Immerhin ist es für die Missionsleute eine große Erleichterung, daß sie den Weg von Tanga bis in ihren Distrikt gelegentlich im bequemen Eisenbahnwagen zurücklegen können.

Auch in anderer Weise hat die deutsche Verwaltung durch ihre Kulturmittel dazu geholfen, der Mission den Weg zu be-

reiten. Sie hat gute Straßen angelegt und Brücken über die am Fuße der Usambara-Berge zahlreichen Flüsse gebaut. Das kommt natürlich auch der Mission zu gute; es erleichtert die Wanderungen der Missionare zur Heidenpredigt und den Besuch der Gottesdienste auf den Stationen seitens der ferner wohnenden Heiden. Wenn berichtet wird, daß die Leute von Kwamgumi sich früher beim Übergang über den an Krokodilen reichen Luengerafluß ein Geschäft daraus machten, Zaubermittel ins Wasser zu werfen, welche die gefräßigen Bestien abhalten sollten, die Passanten anzufallen, oder daß man es wenigstens für nötig hielt, jedesmal Männer aufzustellen, die ins Wasser schlagen mußten, um sie zu verscheuchen, so ersieht man daraus, wie wertvoll die jetzt dort gebaute Brücke ist.

Viel schwieriger, als die Einrichtung der Magila-Mission war der Beginn auf dem andern im deutschen Gebiet liegenden Arbeitsfelde der Universitäten-Mission, am Rowuma im fernen Süden. Als man dort einsetzte, war das Land weder gründlich erforscht, noch waren die politischen Verhältnisse geklärt. Das machte den Eingang schwer und hat viele Schmerzen gekostet. Dafür aber ist die Anfangsgeschichte dieser Mission so reich an ergreifenden Momenten, wie keine andre in Deutsch-Ostafrika. Es ist begreiflich, daß man von Sansibar aus beständig den Nyassa-See im Auge behielt. Dorthin hatte Livingstone in erster Linie gerufen, dahin war der Reiseplan der ersten Expedition unter Bischof Mackenzie gerichtet gewesen. Da es in jener ersten Zeit nicht gelungen war, sich an der Wasserstraße des Sambesi und Schire zu behaupten, kam Tozers Nachfolger Dr. Steere auf den Gedanken, den Landweg zu benutzen. Im Jahre 1875, um dieselbe Zeit, als die Schotten den See erreichten, machte er sich auf die Reise und suchte von der Hafenstadt Lindi aus landeinwärts zu dringen. Er fand das Land dünn bevölkert. Erst nach achttägiger Wanderung stieß er auf eine aus Yao- und Makualeuten gemischte dichtere Bewohnerschaft, die

eine von wildzerklüfteten Felsenkuppen überragte Landschaft innehatten. Auch in der Flußniederung des Rowuma fand er eine größere Anzahl von Dörfern, doch waren deren Bewohner sehr aufgeregt und furchtsam, weil sie von räuberischen Stämmen im Innern beunruhigt wurden. So wählte er das Bergland der Yao und Makua zur künftigen Ansiedelung und kehrte nach Sansibar zurück.

Im nächsten Jahre führte er den Plan aus, aber merkwürdigerweise in Verbindung mit einem Nebengedanken, der als ein sehr gewagtes Experiment bezeichnet werden muß. Es war die Zeit, wo die englischen Kriegsschiffe viele Sklaventransporte aufhoben. Die Missionare waren nicht im stande, sie alle auf Sansibar und den Stationen an der gegenüberliegenden Küste unterzubringen. Da gedachte Dr. Steere einen Teil derselben an den Rowuma zu führen und mit ihrer Hilfe die erste Ansiedelung zu gründen, zumal da er gerade ziemlich viele Yao- und Mangandscha unter den Befreiten fand. Die Reise ging wieder über Lindi. Als die Karawane in das Makualand kam, erklärten die Begleiter des Bischofs: „Hier sind wir unter unserm Volke; hier ist kein Krieg zu fürchten; hier ist Speise im Ueberfluß; hier wollen wir bleiben.“ Steere willigte ein und da ihm auch die beiden benachbarten Yaohäuptlinge Matschinga und Akumbemba freundlich entgegenkamen, wurde Masasi als erste Station angelegt, etwa 150 Kilometer westlich von Lindi und 50 Kilometer nördlich vom Rowuma.

Die Ankömmlinge gingen alsbald an den Aufbau der Station. Da 55 befreite Sklaven unter ihnen waren, und Bauholz, Bambus und Gras in der Nähe reichlich da war, erhob sich bald ein Missionshaus, eine Kirche und eine Reihe leichtgebauter Häuschen für die Afrikaner, auch wurden Fruchtbäume angepflanzt und Felder bestellt. Der Bischof leitete alles. Als die Station in Ordnung gebracht war, legte er die Aufsicht in

die Hände der Missionare Johnson und Beardall und kehrte an seinen Sitz zurück.

Weil sich die Anlage von Masasi so leicht gemacht hatte, ging Dr. Steere sehr bald mit der Gründung einer zweiten Station vor. Im Jahre 1878 schickte er den Missionar Clarke mit 40 Sklaven von Mbweni, um sich in Newala zwischen Masasi und dem Rowumafluß niederzulassen. Auch er kam glücklich an und konnte seinen Pflegebefohlenen ein neues Heim schaffen. Doch wollte diese Niederlassung nicht so gut gedeihen, wie die erste. Viele der mit der zweiten Reisegesellschaft gekommenen Sklaven zogen es aus Bequemlichkeit vor, sich der Gemeinde in Masasi anzuschließen, wo sich im Laufe der nächsten Jahre immer mehr Zuzügler von Sansibar einstellten, sodaß die dortige Bewohnerschaft sich im Jahre 1882 auf etwa 250 belief. Die Missionare waren mit ihren Pfleglingen ganz zufrieden. Sie schienen die aufopferungsvolle Liebe der weißen Männer dankbar zu empfinden, besuchten fleißig die Gottesdienste und Unterrichtsstunden und viele ließen sich taufen. Auch die nahe wohnenden Eingebornen des Landes fingen an, sich dem neuen Glauben zu nähern.

Da ward ihr Stillleben plötzlich auf furchtbare Weise gestört. Im September 1882 traf im Missionshaus von Masasi die Kunde ein, die räuberischen Magwangwara wären im Anzuge. Das war eins der übermütigen, gewaltthätigen Völker, wie sie im Innern Afrikas wiederholt aufgetaucht sind und eine Zeit lang Furcht und Schrecken unter den schwachen Negerstämmen verbreitet haben. Die Führer dieser Räuberhorden waren aus Südafrika verschlagene Sulus, die sich kraft ihrer militärischen Tüchtigkeit zu Herren großer Gebiete zwischen dem Nyassa-See und dem Indischen Ocean gemacht hatten. Sie folgten dem bösen Gerücht unmittelbar nach. Eines Nachts überfielen sie die im Schlafe liegenden Stationsbewohner. In kürzester Zeit waren

mehrere Häuser der Kolonisten in Brand gesteckt und viele derselben gefangen genommen. Die Wohnungen wurden ausgeplündert, selbst die Kirche aller ihre Wertgegenstände beraubt. Vorsichtigerweise vergriffen sich die Räuber nicht an den Weißen und ihrem Besitztum. Die Führer hatten den Befehl ausgehen lassen, die Europäer zu schonen. Selbstverständlich sahen die letzteren der Vergewaltigung ihrer Pfleglinge nicht unthätig zu. Als die Feinde abziehen wollten, versuchten sie, die Gefangenen loszukaufen. Bei der Mehrzahl der Erwachsenen, die fast alle Christen waren, gelang ihnen das, wenn auch unter großen Opfern, sechs Kinder aber waren von den schändlichen Menschen schon ermordet worden.

Der Überfall war ein empfindlicher Schlag für die junge christliche Kolonie. Das schlimmste war, daß man jeder Zeit auf einen neuen Raubzug gefaßt sein mußte. Ein Teil der Bewohner von Masasi entschloß sich bei diesen trüben Aussichten zur Rückkehr nach Sansibar und widerstand allen Beschwichtigungsversuchen. Die andern blieben zwar im Lande, baten aber dringend um die Einrichtung einer abgelegenen Zufluchtsstätte, die den feindlichen Angriffen weniger ausgesetzt wäre. Die Missionare entschlossen sich schließlich nach reiflicher Überlegung zur Übersiedelung nach Newala, das beim Überfall verschont geblieben war. Es handelte sich freilich nicht mehr um das alte Newala, das bald nach der Gründung wegen seiner ungünstigen Lage verlegt worden war. Der neue Platz lag etwas näher am Rowumathal auf einem Hügel am Abhang des Makondehochlands. Hierher kam das Hauptquartier der Mission für die nächste Zeit.

Masasi ward übrigens nicht ganz aufgegeben. Auch aus der Yao-Bevölkerung waren schon einige Christen gewonnen, andere standen der Taufe ganz nahe. Diese konnte man doch nicht im Stich lassen. Aber es wäre zwecklos gewesen, ihret-

wegen die alte Station zu erhalten, denn das Volk war aus Furcht vor den Magwangwara in die unwegsamen Klüfte des Gebirgs geflohen. Einer der Missionare folgte ihnen dahin und baute die neue Station Masasi am Fuße des mittelsten der drei Masasiberge an.

Durch eine merkwürdige Fügung kam es nach einigen Jahren zur Anlage einer dritten Station Tschitangali. Der Bischof hatte von seiner ersten Reise einige Knaben mit nach Sansibar genommen und in der Kiungani-Schule untergebracht, unter ihnen einen gewissen Matuka, der Christ geworden und in der Taufe den Namen Barnaba erhalten hatte. Dieser kehrte in seine Heimat zurück und gelangte durch Erbschaft zur Würde eines Makondehäuptlings. Sein Dorf Tschitangali lag in der Mitte vieler Yao- und Makondedörfer und empfahl sich dadurch als Ausgangspunkt einer neuen Missionsarbeit. Barnaba Matuka ebnete den Glaubensboten die Wege und sah um die Mitte des Jahres 1886 den eingebornen Geistlichen Cecil Madjaliwa in seinem Orte einziehen. Der war selbst ein Sohn des Landes, aber schon als Knabe in die Sklaverei verkauft, später befreit und gleich dem Häuptling in der Kiungani-Schule erzogen worden. Weil er ein ausgesprochen tüchtiger und dabei doch bescheidener Mensch war, hatte man dort kein Bedenken getragen, ihn alle Stufen bis zur Erlangung der Ordination emporsteigen zu lassen.

Nach dieser Neuordnung der Dinge verlegte sich das Schwergewicht der Arbeit naturgemäß von der Erziehung der befreiten Sklaven mehr auf die eigentliche Missionsthätigkeit unter dem Yao- und Makondevolke. Von einer friedlichen Entwickelung konnte freilich in dem ganzen Jahrzehnt 1880—90 noch nicht die Rede sein. Die Angst vor den Magwangwara dämpfte alle Hoffnungen. Wenn die Regenzeit des Jahres vorüber war, konnte man überall die Frage hören: „Wohin ziehen sie dies Jahr?“ Die Feinde zeigten sich um die Mitte des Jahrzehnts noch einmal nahe bei

Masasi. Das genügte, die Bewohner der beiden Hauptstationen in furchtbare Unruhe zu versetzen. Sie flohen in die wilden Bergthäler, auf unzugängliche Felsen und verschanzten sich mit undurchdringlichen Dornhecken. Tage lang ertrugen sie Hunger und Durst, um sich nur nicht von den gefürchteten Räubern sehen zu lassen. Zwei Jahre später kamen diese wieder, als die Missionare eben ihre alten baufälligen Häuser durch neue ersetzt und eine ziemlich große Kirche eröffnet hatten. Zu ihrem großen Leidwesen ließ sich das Volk nicht bei der eben ausgebauten Station halten, sondern zog noch weiter in das Makonde-Hochland hinauf in den undurchdringlichen Buschwald. Was blieb den Missionaren anderes übrig, als ihnen zu folgen? Sie mußten die Station Newala noch einmal eine Strecke weiter hinauf legen und dort von neuem aufbauen. Wie gut, daß sie aus Vorsicht bisher ihre Häuser nur nach Art der Eingebornen aus Bambus mit Grasdächern hergestellt und lediglich den Kirchen eine etwas bessere Ausstattung gegeben hatten. So war der Verlust doch nicht allzu groß und bald eine neue Station errichtet.

Zwischen damals und heute liegt der große Umschwung am Rowuma infolge der deutschen Besitzergreifung. Das Gebiet zwischen Lindi und dem Nyassa-See hat freilich am längsten auf die ordnende Hand der deutschen Verwaltung warten müssen, aber gekommen ist sie in den letzten Jahren doch. Auch die Magwangwara und die nicht weniger gefürchteten Wahehe haben ihren Meister gefunden und sich vor der Schärfe des deutschen Schwertes zurückgezogen. Die friedlich gesinnten Eingebornen brauchen keine räuberischen Überfälle mehr zu fürchten, oder wenn sich ein solcher doch noch einmal wiederholen sollte, so sind Militärstationen in der Nähe, deren Besatzung zu ihrem Schutze herbeieilen würde. Infolgedessen hat die Missionsarbeit in der jüngsten Zeit endlich den lang ersehnten Aufschwung genommen. Mag auch dadurch, daß die erst aus Furcht zusammengedrängten

Eingebornen sich jetzt wieder über das ganze Land zerstreuen und statt der geschlossenen Dörfer vereinzelte Weiler oder Gehöfte bewohnen, die Sammlung von Gemeinden erschwert sein, ein besseres Gedeihen des ganzen Missionswerks ist doch unverkennbar.

Beteiligen wir uns jetzt einmal im Geist an einer Inspektionsreise des Bischofs im Rowumadistrikt, um den gegenwärtigen Stand dieser Mission kennen zu lernen.

Da der Rowumafluß trotz seines Wasserreichtums immer noch keine Schiffahrt aufzuweisen hat, geht der Weg auch jetzt noch regelmäßig über Lindi. Von hier braucht man gewöhnlich 4—5 Tage, um zu Fuß die Entfernung bis Newala zu überwinden. Das Land ist in den letzten Jahrzehnten noch öder geworden, als vordem. Man trifft auf viele in Ruinen liegende Dörfer; die dazu gehörigen Pflanzungen haben sich wieder in Busch, d. h. in Wildnis verwandelt. Fragt man: „Woher das?“, so lautet regelmäßig die Antwort: „Das sind die Magwangwara gewesen“. Sie waren bis in die neueste Zeit so gefürchtet, daß ihnen noch 1896 aus dieser Gegend willig Tribut entrichtet wurde. Im Missionsdistrikt sieht es etwas besser aus. In Newala stehen zwar auch jetzt nur leicht gebaute Häuser und eine Bambuskirche, weil man immer noch nicht weiß, ob die Niederlassung dauernd sein wird, aber es ist doch alles in Ordnung und verrät die Arbeit fleißiger Hände. Mit der Station ist eine Kostschule verbunden, in der 50 Knaben lernen, darunter ein Sohn des Häuptlings Makanjira. Sehr zu bedauern ist, daß die Eingebornen immer noch nicht recht seßhaft geworden sind. Der alte Häuptling Matola zog mit seinem Volke nach Mkoo in die Ebene hinunter, weil es auf der Höhe nicht möglich war, die nötigen Nahrungsmittel zu erbauen. Die Entfernung beträgt vier Stunden. Erfreulicherweise gab er trotzdem die Verbindung mit den Missionaren nicht auf; er ließ sich noch

auf dem Sterbebette taufen. Sein Nachfolger stellte sich anfangs unfreundlich zu den christlichen Lehrern, sah sich aber unter dem Druck seiner einflußreichsten Männer, welche Christen sind, bald genötigt, einen andern Ton anzuschlagen. Gegenwärtig wirkt ein eingeborner Geistlicher Daudi Machina in Mkoo, der mit dem Häuptling verwandt ist. In ihm haben die Missionare ein trefflichen Mitarbeiter, der seiner Bildungsanstalt Kiungani alle Ehre macht. Von Newala aus wird auch noch die reichlich sechs Stunden entfernte Nebenstation Miwa versorgt, wo die nicht allzu zahlreiche Christengemeinde vor kurzem ganz auf eigene Kosten eine hübsche Bambuskirche errichtet hat. Eine Zeit lang war ein eingeborner Geistlicher hier angestellt, der aber nach Sansibar abgerufen werden mußte, weil es dort an Arbeitskräften fehlt. Bei der beträchtlichen Entfernung von der Hauptstation kann der dortige Missionar bedauerlicherweise nur jeden Monat einmal für einige Tage herüber kommen, um Gottesdienst zu halten und in der Schule nach dem Rechten zu sehen. Es lernen 15 Knaben und 10 Mädchen in ihr. Die ganze Gegend um Newala hat eine Reihe von Elementarschulen aufzuweisen. Man zählt jetzt deren sechs mit 173 Knaben und 82 Mädchen. Etwa 100 von diesen Kindern sind getauft.

Von Newala bis Masasi, das als Hauptort des Nowuma-Distrikts gilt, sind es 2—3 Tagereisen. Die jetzige Station liegt am Fuße des Berges Kitandi, einer der drei großen Felspyramiden, die die ganze Gegend beherrschen. Hier wird tüchtig gearbeitet. Die Missionare gehen jeden Tag in die umliegenden Dörfer, um zu predigen und das Volk zum Besuch der Station aufzufordern. Es sind in der Regel mehrere Europäer hier stationiert. Die Zahl der Eingebornen, die sich zur Mission halten, beläuft sich nach dem letzten Jahresbericht auf 1400 Erwachsene, die Zahl der Schüler geht in die Hunderte. Die hiesige Schule giebt fast jedes Jahr eine Anzahl ihrer Zöglinge

zur weiteren Ausbildung nach Sansibar ab. Wenn am Sonntag das Glockengeläut ertönt, sieht man einen langen Menschenstrom, ungefähr gleichviel Männer wie Weiber, zur Kirche eilen. Es geht in den Gottesdiensten, zu denen nur die Getauften kommen dürfen, durchaus feierlich und andächtig zu. Für die Taufbewerber und die Heiden wird später ein andrer Gottesdienst im Schulzimmer gehalten. Es stehen jetzt immer einige Hunderte im Taufunterricht.

Das alte Tschitangali ist auch der Unsicherheit des Landes zum Opfer gefallen. Der gut christliche Häuptling Barnaba Nakaam und sein ganzes Volk sind nach Mwiti ausgewandert. Der Ort liegt fünf Stunden von Masasi entfernt und hat einen eingebornen Geistlichen bekommen. Vor kurzem baute die Gemeinde eine neue Bambuskirche ganz aus eigenen Mitteln. Wenn wir hören, daß an einem Weihnachtsfeste 320 Christen hier kommuniziert haben, so ergiebt sich daraus der gute Fortschritt, den die Mission unter diesen Leuten gemacht hat. Barnaba Nakaam ist immer noch ein eifriger Förderer des Christentums; jüngst sind zwei seiner Söhne in die Kiungani-Schule eingetreten. In einem derselben hofft man einen tüchtigen Geistlichen zu gewinnen.

Einen traurigen Eindruck macht das alte Masasi, die erste christliche Ansiedelung im Lande, die aber nach dem ersten Einfall der Magwangwara aufgegeben werden mußte. Ein Teil der befreiten Sklaven hat sich später doch wieder hierher gezogen. Sie machen ihren Wohlthätern jedoch keine Ehre. In einem neueren Bericht heißt es: „Viele von ihnen wurden dreimal befreit. Zuerst aus der Hand des Sklavenhändlers, dann durch die Taufe aus der Macht des Satans, zum dritten Male aus der Gefangenschaft bei den Magwangwara nach dem Überfall. Sie haben sich aber sehr undankbar gezeigt. Die meisten haben ihr Christentum weggeworfen, sie leben in Vielweiberei und anderen heidnischen

Sitten. Die Mission hat deswegen die officielle Verbindung mit ihnen aufgeben müssen, ohne sie doch vergessen zu können. Nur einige wenige sind dem christlichen Glauben treu geblieben. Möchten sie sich als Sauerteig für die Masse beweisen."

Die Ansiedelung der ehemaligen Sklaven in dem politisch noch gar nicht gesicherten Lande ist also ein Fehlgriff gewesen, dafür hat sich aber die Missionsthätigkeit unter den Yao und Makua, die anfangs fast ganz beiseite blieb, um so fruchtbringender erwiesen. Besonders der Yao-Stamm hat sich zugänglich gezeigt. Es mögen hier noch einige Zahlen aus dem ganzen Rowuma-Distrikt ihren Platz finden. Nach dem Jahresbericht von 1898 gab es in ihm 827 Getaufte, die Zahl der Anhänger, wobei die Taufbewerber und die regelmäßigen „Hörer" mitgezählt sind, belief sich auf 2125. In 17 Schulen wurden 488 Knaben und 256 Mädchen unterrichtet, darunter 213 Christenkinder.

Außer den beiden Missionsgebieten an der Küste hat die Universitäten-Mission noch ein drittes Arbeitsfeld am Nyassa-See gefunden. Wir können darüber aber kurz hinweggehen, weil es nicht in unserem Kolonialgebiet liegt.

Der Anfang fällt ins Jahr 1882. Da kamen die beiden Missionare Johnson und Janson, von denen der erstere aus Matakas Hauptstadt Mwembe am Rowuma vertrieben worden war, an den Nyassa-See und erforschten seine Ufer. Janson erlag den Strapazen der Reise, Johnson aber kehrte glücklich zurück und ging an die Ausführung des unterwegs gefaßten Planes, ein Missionsschiff für den See zu bauen. Im Februar 1886 fuhr der Dampfer, dem Johnson zur Erinnerung an seinen gestorbenen Gefährten den Namen „Charles Janson" gab, zum ersten Male auf dem See. Der Besatzung des Missionsschiffes war die Aufgabe gestellt, die Dörfer längs des Ufers zu besuchen, überall Versammlungen abzuhalten und

von Orten, in denen sich die Einrichtung von Schulen nicht verlohnt, begabte Knaben für einige Zeit an Bord zu nehmen, um sie unterwegs zu unterweisen. Der Dampfer hat der Mission treffliche Dienste geleistet und soll beim Beginn des neuen Jahrhunderts durch ein größeres Schiff ersetzt werden. Die Missionsbestrebungen haben ihren Mittelpunkt auf der Insel Likoma, die fast genau in der Mitte des Sees liegt, gefunden. Hier sind eine Reihe von Schulen gegründet und viele Hunderte von Anhängern gewonnen worden. Man hat eine große, schöne Kirche gebaut und eine Druckerpresse aufgestellt, auf der alle nötigen Bücher gedruckt werden. An der der Insel gegenüberliegenden Ostküste, die bekanntlich unter portugiesischer Herrschaft steht, ist eine ganze Reihe weiterer Stationen entstanden. Das Land ist hier dicht bevölkert und hat die eingesetzten schwarzen Lehrer willig aufgenommen. Am gegenüberliegenden Ostufer ist Kota-Kota besetzt worden. Nicht unerwähnt darf schließlich das auf den Bergen im Quellgebiet des Rowuma liegende Unangu bleiben, wo die Mission seit einigen Jahren ebenfalls festen Fuß gefaßt hat. Von hier hofft man mit der Zeit eine Verbindung mit dem Rowuma-Distrikt zu gewinnen und so eine Kette christlicher Niederlassungen vom See bis an die Meeresküste zu legen. Vorderhand ist das freilich nur ein schöner Traum.

Wenn wir noch erwähnen, daß die Universitäten-Mission in allerneuester Zeit auch die nördlich von Sansibar vor der deutschen Küste liegende Insel Pemba in den Bereich ihrer Thätigkeit gezogen hat, so sind wir am Ende des Überblicks über ihre Arbeit.

Weil die weit auseinanderliegenden Gebiete die Übersicht erschwerten und allzugroße Anforderungen an eine Manneskraft stellten, ist das ursprünglich einheitliche Bischofsamt jetzt in zwei Sprengel geteilt. Der Bischof von Sansibar hat die dortigen Anstalten und die beiden Distrikte im deutschen Küstengebiet unter seinen

Händen; der zweite Bischofssitz befindet sich auf der Insel Likoma. Die erstere Stelle nimmt gegenwärtig D. William Moore Richardson ein, am Nyassa-See wirkt D. John Edward Hine. An europäischen Arbeitskräften stehen ihnen 94 zur Verfügung, darunter 38 Schwestern. Als eingeborne Gehilfen sind 13 ordinierte Geistliche und etwa 100 Lehrer zu nennen. Die Gesamtzahl der Eingebornen, die sich zur Universitäten-Mission halten, beträgt 7218. Aufs deutsche Gebiet entfallen davon 3419, worunter 1727 Getaufte sind.

Die Etappenstraße der englischen Kirchenmission ins Seengebiet.

1. Die erste Missionsstraße zum Victoria Nyanza.

Bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserm Gott. Jes. 40, 3.

Am Salisbury Square zu London, wo sich der Sitz der Kirchenmissionsgesellschaft befindet, traf man im November 1875 eine Entscheidung von großer Tragweite. Es handelte sich um ein neues Missionsunternehmen, das zu dieser Zeit in ganz England den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses bildete. Kurz vorher war in einer großen Zeitung ein Brief des Afrikareisenden Stanley erschienen, der auf seiner berühmten ersten Reise quer durch den dunkeln Erdteil gerade in Uganda am Nordufer des Victoria Nyanza weilte. Er hatte beim dortigen König Mtesa freundliche Aufnahme gefunden und war von dem Entgegenkommen dieses afrikanischen Herrschers, sowie von den guten Eigenschaften seines Volkes ganz entzückt. Mtesa hatte sich kurz vorher von den arabischen Händlern an seinem Hofe bestimmen lassen, Muhammedaner zu werden, war aber auf Stanleys Zureden geneigt, jetzt den Koran mit der Bibel zu

vertauschen. Der Reisende selbst gab ihm den ersten christlichen Unterricht und überließ dem Könige einen von der Universitäten-Mission in Sansibar erzogenen Negerknaben als Vorleser. Damit war der schwarze Herrscher aber nicht zufrieden; er wollte weiße Lehrer in seinem Lande haben und Stanley übernahm es, ihm solche zu verschaffen. So war es zu dem Briefe gekommen, der das große Aufsehen in den englischen Missionskreisen machte.

Am nächsten lag es für die Kirchenmissionsgesellschaft (Church Missionary Society, nach den Anfangsbuchstaben in der Regel kurz C. M. S. genannt), der Einladung Folge zu leisten. Ein so weit ins Innere vorgeschobener Missionsposten forderte natürlich sehr große Mittel, sowohl an Menschenkräften wie an Geld. Die C. M. S. als die größte der englischen Gesellschaften war noch am ersten imstande, den Anforderungen zu genügen. Dazu kam, daß in ihrem Schoße schon Pläne für Innerafrika schlummerten, ja sie besaß sogar seit langen Jahren einen Stützpunkt an der ostafrikanischen Küste, nämlich in Mombasa und an einigen Orten des Festlands, dieser kleinen Insel gegenüber. Zwei deutsche Männer, Dr. Krapf und Rebmann, hatten hier Jahrzehnte hindurch mit bewundernswerter Geduld den Grund zur Bekehrung der Küstenneger gelegt. Ersterer war im Jahre 1844 auf Mombasa angekommen, sein Genosse zwei Jahre später. Aus Gesundheitsrücksichten verließen sie die Insel und siedelten sich drüben bei Rabai an, wo unter ihren Händen die Missionsstation Kisulutini entstand. Es war eine harte Arbeit, die sie unter den dort wohnenden Wanika fanden. Lange blieb ein von Rebmann getaufter Krüppel die einzige sichtbare Frucht ihrer Bemühungen. Noch schien für diesen Teil der Erde die Gnadenstunde nicht gekommen zu sein. Das konnte aber die glaubensstarken Männer nicht zum Verlassen ihres Postens bewegen. Da sie die Thore Afrikas von dieser Seite her zur Zeit verschlossen fanden, so wollten sie die

Wartezeit wenigstens dazu benutzen, eine für ihre Nachfolger wichtige Vorarbeit zu thun. Sie wurden eifrige Sprachforscher. Das Kisuaheli fand in ihnen, besonders in Dr. Krapf, die ersten Bearbeiter; ebenso die Sprache der Wanika und einige andere Idiome, von denen sie wenigstens Wörtersammlungen anlegten. Auch als Pfadfinder nach dem Innern Afrikas haben sie sich Verdienste erworben. Krapf reiste wiederholt durch Ukamba und Usambara, überall Anknüpfung suchend, leider vergeblich. Rebmann kam noch weiter landeinwärts und entdeckte — es sind jetzt gerade 50 Jahre her — den Schneegipfel des Kilimandscharo. Wie gern hätten sie den vielen Völkern landeinwärts, von deren Vorhandensein sie die erste Kunde nach Europa schickten, das Evangelium gebracht. Aber teils die Verschlossenheit des Landes, teils die Zurückhaltung ihrer Missionsgesellschaft, die damals gerade das ostafrikanische Arbeitsfeld recht stiefmütterlich behandelte, ließen solche Pläne nicht zur That werden. So blieb es einstweilen ein schöner Traum, was der weitblickende Krapf sich ausgemalt hatte: eine Kette von Missionsstationen quer durch Afrika von Mombasa aus bis an den Golf von Guinea, wo jetzt unser Kamerun liegt. Es war ihm nicht vergönnt, zu Kisulutini noch ein zweites Glied der Kette hinzuzufügen. Mit gebrochener Gesundheit kehrte er in seine württembergische Heimat zurück, um die Mitte der 70er Jahre folgte ihm auch der blindgewordene Rebmann. Aber vor ihrem Tode wurde ihnen doch die Freude zu teil, daß jener Traum sich zu erfüllen begann. Uganda war bestimmt, eines der wichtigsten Glieder in der erhofften Missionskette zu werden.

Die C. M. S. hatte gerade ihre Mombasa-Mission zu verstärken begonnen und zu ihren Unternehmungen auf dem Festlande die große Sklavenfreistätte Freretown hinzugefügt, als Stanleys Aufruf für Uganda erschien. Da legte sich von selbst die Frage nahe, ob der Ruf nicht ihr gelte. Die Zustimmung

ward der Gesellschaft noch durch eine hochherzige Gabe von 100000 Mk. erleichtert, die Robert Arthington, ein reicher Missionsfreund in Leeds, für die Ugandamission zur Verfügung stellte. Wenn diese Summe auch bei weitem nicht ausreichte, eine Niederlassung am Victoria Nyanza ins Werk zu setzen, glaubte man doch nicht länger zaudern zu sollen. Die Vorsteher der C. M. S. traten vor ihre Freunde mit der Erklärung, sie hätten den an sie ergangenen Ruf so angesehen, wie der Apostel Paulus die nächtliche Erscheinung in Troas, die ihn von Kleinasien nach Europa hinüberrief, wovon es in der Apostelgeschichte heißt: „Da er das Gesicht gesehen hatte, da trachteten wir alsobald zu reisen in Macedonien, gewiß, daß uns der Herr dahin berufen hätte, ihnen das Evangelium zu predigen.“ Sie ernannten ein besonderes Victoria Nyanza-Komitee und eröffneten Sammlungen für das neue Unternehmen. Es gingen reiche Gaben ein, darunter noch eine von 100000 Mk.; bald war nahezu eine halbe Million beisammen.

Die nötigen Männer fanden sich auch. Stanley hatte ausdrücklich hervorgehoben, daß in Uganda fürs erste praktische Lehrmeister erwünscht wären, die neben der religiösen Unterweisung den Waganda auch von ihren Krankheiten helfen könnten und im Hausbau und Ackerbau Bescheid wüßten. Daher wählte man neben einigen Theologen auch einen Architekten, zwei Ingenieure, einen Arzt und einen Handwerker aus. Mit der Führung der aus acht Europäern bestehenden Expedition ward Shergold Smith betraut, ein trefflicher Mann, der sich früher als Lieutenant bei der Aschanti-Expedition in Westafrika beteiligt, in den letzten Jahren aber in der Heimat theologische Studien getrieben hatte.

Nun fragte sich's, welchen Weg man nach Uganda wählen sollte. Der alte Dr. Krapf, der von Kornthal aus den Vorbereitungen mit begeisterter Freude folgte, schlug Mombasa als Ausgangs-

punkt vor. Von hier sollte die Reise am Kilimandscharo und Kenia vorbei direkt nach dem Nordufer des Nyanza gehen. Das schien bei näherem Zusehen aber nicht gut durchführbar, weil diese Gegenden noch zu wenig erforscht und die feindseligen Massaihorden zu fürchten waren. Andere wiesen auf den Nilweg hin, wo General Gordon damals mit gutem Erfolg in den Sudan vordrang. Man hat diesen Weg in den nächsten Jahren thatsächlich einige Male benutzt, fand auf ihm aber so bedeutende Schwierigkeiten, daß diese Route nur ausnahmsweise gewählt und später ganz fallen gelassen wurde. Die erste Expedition entschied sich für die alte Handelsstraße, die von der Ostküste ins Herz des dunkeln Erdteils führte, quer durch das jetzige Deutsch-Ostafrika. Die meisten Karawanen gingen von Bagamoyo aus, marschierten durch Usagara und Ugogo nach Tabora, um von hier entweder geradeaus an den Tanganjika-See oder nordwärts zum Victoria Nyanza zu gelangen. So war auch Stanley gezogen.

Im Juni 1876 standen die obenerwähnten acht Männer an der Ostküste. Die Ausrüstung, die man ihnen für die Reise und den Aufbau der Stationen mitgegeben hatte, türmte sich bergehoch vor ihnen auf. Da war das persönliche Eigentum der einzelnen Missionare, dann unzählige Ballen von Baumwollenstoff, Perlen u. dgl., die als Tauschmittel dienen sollten, ferner Zelte, Bettstellen, Decken, Kochutensilien, Eßgeschirr, Konserven und dergl. für die monatelange Wanderung. Den größten Umfang aber nahmen die Lasten mit den Instrumenten und Werkzeugen ein und vor allem die einzelnen Teile einer zerlegbaren Dampfbarkasse mit einem Dampfkessel und allem Zubehör, von der man sich auf dem Nyanza die größten Vorteile versprach. Das alles wurde in kleine handliche Lasten gepackt und eine Unmenge von Trägern angeworben, die das Missionsgut nach Uganda schaffen sollten.

Da die Verproviantierung der Karawane unterwegs um

so schwieriger werden mußte, je größer sie war, teilte sie der Führer der Expedition in vier Abteilungen. Die erste zog am 14. Juli 1876 von der Küste ab, 14 Tage später die zweite, nach weiteren vier Wochen die dritte, Mitte September die letzte. Welche Mühseligkeiten die Reisenden zu bestehen hatten, geht schon daraus hervor, daß die verschiedenen Abteilungen durchschnittlich 150 Tage brauchten, um an das Südufer des Nyanza zu gelangen. Wenn sie auch den viel begangenen Handelsweg ins Innere benutzen konnten, so gab es doch unendliche Scherereien beim Passieren der verschiedenen Landschaften. Jeder Häuptling forderte seinen Wegezoll und beim Einkauf der nötigen Nahrungsmittel stellten sich immer wieder neue Schwierigkeiten ein. Dazu kamen die Gefahren der Reise für Gesundheit und Leben. Man hat Afrika den Friedhof der Weißen genannt wegen der vielen Europäergräber, die man allenthalben findet. Auch der Weg nach Uganda ist reich an solchen Grabstellen. Von der ersten Expedition kamen nur einige wenige Männer ans Ziel; die andern sind unterwegs am Fieber gestorben oder von den Eingebornen erschlagen worden.

Man erzählt, in blutigen Schlachten hätten die Führer den Kampfeseifer ihrer Getreuen dadurch aufs Äußerste angefeuert, daß sie die Fahne mitten unter die Feinde warfen. So nahm sich die Uganda-Mission in den ersten Jahren aus. Es hat unter den Missionsleuten diesseits und jenseits des Kanals nicht an Tadlern gefehlt, die das schnelle Vorgehen bis Uganda tollkühn nannten und der jungen Mission einen baldigen Untergang prophezeiten. Zuweilen sah es aus, als würden sie Recht behalten. So, als die anfängliche Begeisterung des vielgerühmten Mtesa erkaltete und sein Nachfolger Muanga gar eine regelrechte Christenverfolgung ins Werk setzte. Auch die Jesuiten haben später das ihrige gethan, das ganze Unternehmen zu gefährden, indem sie durch ihr Eindringen in das evangelische Missionsgebiet konfessionelle Streitigkeiten hervorriefen. Aber das waren doch

alles nur Wolken, die am Morgenhimmel vorüberzogen. Die Sonne hat bald gesiegt. Wer heute die reichgesegnete Ugandamission, die ihresgleichen in Afrika nicht hat, ansieht, muß doch zu der Erkenntnis kommen, daß die Vorsteher der C. M. S. recht hatten, als sie die Vision des Apostel Paulus in Troas auf sich anwandten und mit einem „Gott will es“ die Mission im Herzen des dunkeln Erdteils begannen.

Man hatte übrigens beim Beginn des Unternehmens nicht nur Glaubensmut, sondern auch Klugheit bewiesen. Es stellte sich bald heraus, daß die Entfernung von der Küste bis an das Südufer des Sees, von wo man regelmäßig zu Schiff nach Uganda fuhr, viel zu groß war, als daß man sie für die Dauer in einem Zuge hätte zurücklegen können. Ferner war zu bedenken, daß es damals noch nirgends eine Europäerniederlassung in diesem Teile Afrikas gab, an die sich die Missionare in Notfällen anlehnen konnten. Sie mußten aber doch mit der Möglichkeit rechnen, daß sie einmal feindselige Negerstämme im Rücken hätten. Auch wollte man nicht bei jeder neuen Reisegesellschaft die enormen Kosten ausgeben, welche die erste Expedition verursachte. Darum faßte man von Anfang an die Anlage von Zwischenstationen am Wege ins Auge. Die erste ward nach Mpapua in Usagara gelegt. Schon Stanley und andere Afrikareisende hatten diesen Ort empfohlen wegen seiner gesunden Lage, wegen der reichlichen Nahrungsmittel, die sich dort fanden, und weil es ein Knotenpunkt verschiedener Karawanenstraßen war. So ward er denn als erster Ruhepunkt auf dem weiten Marsche gewählt. Hier sollten die vier nach einander von der Küste abgehenden Teilkarawanen auf einander warten, um dann frisch gestärkt ein weiteres Stück ihrer Aufgabe zu bewältigen. Thatsächlich wurde Mpapua auch schon im Oktober 1876 besetzt. Weil nach dem Durchzug der Reisenden die beiden hier stationierten Missionare bald erkrankten, ruhte allerdings die Arbeit eine Zeit

lang, aber vom Mai 1878 an hat es als ständige Niederlassung gegolten. Sie liegt im Hochland von Usagara; die Entfernung von der Küste beträgt etwa 300 Kilometer, zu deren Bewältigung in der ersten Zeit regelmäßig drei Wochen nötig waren.

Der zweite feste Punkt ward am Südufer des Victoria Nyanza angelegt, wo der Fußmarsch sein Ende fand. Bei dem der Insel Ukerewe gegenüberliegenden Kageji ward der Stapelplatz der Mission eingerichtet. Hier legten die Träger ihre Lasten ab und kehrten nach der Küste zurück. Hier wurde das mitgebrachte Boot zusammengesetzt und dann die Seefahrt nach Uganda angetreten. Die Bevölkerung zeigte sich jedoch gerade in dieser Gegend so wenig entgegenkommend, daß diese Seestation wiederholt verlegt werden mußte. Als der Häuptling in Kageji die Missionare immerfort belästigte, wählte man das am innersten Winkel des Smith-Sunds gelegene Msalala, sah sich aber später aus demselben Grunde genötigt, nochmals zu wechseln und nach Usambiro überzusiedeln. In neuester Zeit ist auch dieser Ort wieder aufgegeben und Nassa am Speke-golf Missionsstation geworden.

Einige Jahre begnügte man sich mit diesen beiden Ruhepunkten. Je öfter aber Karawanen nach Uganda zogen, und das geschah im ersten Jahrzehnt fast ohne Aufhören, um so lästiger wurde der weite Abstand von Mpapua bis an den Seestapelplatz empfunden. Es waren in der Regel vier Monate zur Reise zwischen beiden Orten nötig. Darum teilte man die Strecke nochmals und wählte Ujui in Unyanyembe als dritte Station, etwa 30 Kilometer nordöstlich von Tabora.

Damit waren die notwendigsten Stützpunkte für die Missionskarawanen geschaffen. Später wurde im ersten Abschnitt der Etappenstraße, zwischen der Küste und Mpapua noch eine weitere Zwischenstation eingeschoben. Dort fand man eine dichtere

Bevölkerung, als an den übrigen Wegstrecken. Je öfter nun Missionare durch diese reich angebaute Landschaft zogen, um so besser lernte man die Bewohner kennen und ganz von selbst legte sich der Wunsch nahe, auch ihnen etwas von dem köstlichen Gut zu geben, das eben nach dem fernen Uganda gebracht werden sollte. Als später Missionar Last nach dem Innern zog, fand er beim Häuptling der Wakaguru in Mamboia eine besonders freundliche Aufnahme. Trotz der Nähe der Küste schien das Volk viel weniger verdorben zu sein, als andere in den Verkehr gezogene Volksstämme. Last schrieb in die Heimat, er könne nicht einsehen, warum man an diesem gutartigen Völkchen mit dem Evangelium vorüberziehen solle, nur weil sie nicht so glücklich wären, in Europa ebenso bekannt zu sein, wie Mtesa von Uganda. Auf diese Anregung hin wurde denn auch Mamboia im Jahre 1880 zur Station erhoben.

So war also im Verlauf von vier Jahren eine Kette von Missionsstationen quer durch das jetzige deutsche Gebiet gelegt worden: Mamboia, Mpapua, Ujui und Kageji resp. Msalala-Usambiro. Das war eine Kraftleistung, die seitdem keine Missionsgesellschaft wieder gewagt hat. Welche Opfer dafür gebracht werden mußten, läßt sich wegen der innigen Verbindung dieser Niederlassungen mit den Unternehmungen in Uganda ja nicht genau berechnen. Aber man bedenke: In den ersten fünf Jahren hat die C. M. S. auf das neue Arbeitsfeld 26 Männer ausgesandt, neben Theologen aus dem Amt oder der Universität und dem Missionshaus drei Ärzte, ferner Ingenieure, Maschinisten und Handwerker; und gekostet hat die Mission schon in den ersten vier Jahren ungefähr $^3/_4$ Million Mark. Den größten Teil der aufgewandten Mittel hat in dieser Zeit sicherlich die Etappenstraße gefordert.

Daß die genannten vier Niederlassungen nicht lediglich Rastorte für die Uganda-Expeditionen sein sollten, ward bei

Mamboia bereits angedeutet. Man hoffte, daß jede von ihnen der Mittelpunkt einer sich selbständig entwickelnden Mission werden würde. Besondere Schwierigkeiten erwuchsen schon bei der Anlage aus der Verschiedenheit der Sprachen. An jedem der genannten vier Orte wird eine andere Sprache geredet. Für den Reiseverkehr hätte ja das Kisuaheli ausgereicht, da man sich am Karawanenwege befand. Aber zum Lehren und Predigen war die Erschließung der Muttersprache nach evangelischen Missionsgrundsätzen unerläßlich. So machten sich die an der Etappenstraße stationierten Missionare unverdrossen an die Arbeit.

Wie es heutigen Tages an dieser ostafrikanischen „Apostelstraße" aussieht, werden wir im nächsten Kapitel sehen. Jetzt wollen wir einen der Männer, die nach Uganda zogen, noch etwas genauer ins Auge fassen. Seine Erlebnisse, speziell im deutschen Gebiet, sollen uns einen tieferen Einblick in die Thätigkeit dieser Missionspioniere verschaffen.

Unter ihnen befand sich ein junger Schotte, Alexander Mackay, der in Edinburg eine gute Schulbildung genossen hatte und sodann Ingenieur geworden war. Seine Jugendzeit ist um deswillen besonders interessant für uns, weil er einen Teil derselben in Deutschland zubrachte. Er kam 1873 nach Berlin und fand dort im Hause des Hofpredigers Baur liebevolle Aufnahme. Die Eindrücke, die er zu dieser Zeit in sich aufgenommen, sind ihm unvergeßlich geblieben. Sie waren ohne Zweifel maßgebend für sein gutes Verständnis deutscher Art und deutschen Wesens, das ihn später bei seiner Thätigkeit am Victoria Nyanza auszeichnete, wo die deutsch-englischen Gegensätze besonders hart auf einander platzten. Im Jahre 1875 ging er als Ingenieur in eine Eisengießerei nach Kottbus. Aber er hatte diese Stellung kaum angetreten, als der Aufruf für Uganda erschien. Mackay war einer der ersten, die ihre Dienste anboten. Mit Rücksicht auf die guten Empfehlungen, die ihm zur Seite standen — er war neben

seiner Berufsarbeit sowohl in der schottischen Heimat wie auch in Berlin schon für das Reich Gottes thätig gewesen — nahm man ihn bereitwillig an. So eilte er voll jugendlicher Begeisterung aus dem Spreewald nach London, wo binnen kurzem die erste Missionsexpedition verabschiedet wurde. Als er mit seinen Genossen im Konferenzsaale des Missionshauses abgeordnet wurde und jeder der Ausziehenden noch ein paar Worte sprach, sagte Mackay, der als jüngster zuletzt zum Worte kam: „Eins haben meine Brüder noch nicht gesagt, das möchte ich nicht unerwähnt lassen. Innerhalb eines halben Jahres wird das Komitee wahrscheinlich hören, daß einer von uns tot ist. Wenigstens einer von uns, vielleicht bin ich es, wird zuvor fallen. Aber was ich sagen möchte, ist dies: Wenn diese Nachricht kommt, so werdet nicht mutlos, sondern sendet sogleich einen andern für den erledigten Posten."

Ein Vierteljahr später finden wir ihn mit der Reisegesellschaft an der ostafrikanischen Küste. Er ward der dritten Abteilung der nach Mpapua hinaufziehenden Karawane zugeteilt, hier aber schien es, als ob sich seine prophetischen Worte vom schnellen Sterben an ihm selbst erfüllen sollten. Auf dem Marsche durch Ugogo erkrankte er bedenklich und mußte nach Sansibar zurückkehren. Glücklicherweise genas er bald vollständig und brannte nun vor Begierde, den Genossen nachzueilen. Damit hatte es aber gute Weile. Der Führer der Expedition hatte gefunden, daß der schmale Pfad der Eingebornen für den Verkehr der Missionskarawanen im Innern keineswegs genügte. Er sollte verbreitert und die den Weg kreuzenden Wasserläufe überbrückt werden. Die Ausführung wurde in Mackays Hände gelegt. Dieser griff die Arbeit mutig an. Im Mai des nächsten Jahres schreibt er aus Useguha, einige Tagereisen von der Küste entfernt: „Ich habe viele Schwierigkeiten beim Wegbahnen zu überwinden, aber es ist mir gelungen, einen Fahrweg

von fünfzig (engl.) Meilen Länge herzustellen. Wenn ich nicht sieben Tage gebraucht hätte, um ein Wasserbett zu überbrücken, so wäre ich noch weiter gekommen. Manch stattlicher Baum ist gefallen, um bei diesem Brückenbau als Verbindungsbalken oder für die Dämme und Palissaden der ersten Pionierarbeit auf der künftigen Landstraße nach Centralafrika benutzt zu werden. Das Holz war hart wie Eisen und widersteht hoffentlich lange den zerstörenden Angriffen der weißen Ameisen. Die Eingebornen staunen das vollbrachte Werk wie ein Wunder an. Ich habe ungefähr 40 Arbeiter angenommen und sie mit Äxten, Beilen, Spitzhämmern, Spaten und Sägen ausgerüstet, lauter Werkzeugen, die ihnen bisher gänzlich unbekannt waren. Das dichte, dornige Gestrüpp der Dschungel, von der ich schon ein großes Stück überwunden habe, bot ganz merkwürdige Schwierigkeiten. Es besteht hauptsächlich aus Unterholz und Schlingpflanzen, welche dem Boden entwachsen, auf dem vor Zeiten ein Urwald stand. Einzelne übriggebliebene Baumstumpfe legen die Vermutung nahe, daß sie in früheren Zeiten gefällt wurden, um Platz für den Getreidebau zu machen. Als darauf die umliegenden Dörfer durch Krieg oder andere Ereignisse zerstört wurden, blieb das Land der Natur überlassen, die hier gezeigt hat, was sie leisten kann, wenn man sie schalten und walten läßt. Man stelle sich einen Wald voll hoher, schlanker Bäume vor, durch ein dichtes Gewebe doruiger Schlingpflanzen verbunden und unten solch undurchdringliches Gestrüpp, daß kaum eine Katze durchkriechen kann. Alles ist verzweigt, zugewachsen und verworren. Der hindurch führende Weg ist ein Pfad, der sich wie ein Reptil nach rechts und links krümmt und sich da, wo der wilde Wein und die dornige Akazie bereits wieder darüber gewachsen sind, von Zeit zu Zeit zu verlieren scheint. Karawanen von der Küste nach Unyanyembe, Uganda und Udschidschi sind diesen Weg hin und hergezogen, aber, obgleich die Kleider der Träger zerrissen wurden und die Waren-

bündel oft auf dem Boden fortgeschleift werden mußten, hat kein Mensch es gewagt, das Dickicht zu lichten und das volle Tageslicht eindringen zu lassen."

Aus dieser Beschreibung ersieht man, welche Schwierigkeiten die zuerst abgegangene Reisegesellschaft mit ihren vielen Trägerlasten zu überwinden hatte. Ein besserer Weg war offenbar eine unschätzbare Wohlthat für die nachkommenden Missionsleute. Nur schade, daß jedes Menschenwerk in Afrika doppelt und dreimal so schnell verfällt, als in Europa und daß die geöffneten Wege dort mit erstaunlicher Schnelligkeit wieder zuwachsen, wenn nicht die bessernde Hand oder wenigstens das wachsame Auge des weißen Mannes dabei bleibt. Die Neger laufen, auch wenn sie noch so zahlreich kommen, ihrer alten Gewohnheit nach doch einer hinter dem andern und sorgen also auch nur für das Bestehen des schmalen Pfades.

Ein anderes Mal beschreibt uns Mackay die Sorge ums tägliche Brot. „Wenn man Tag für Tag auf die Nahrung angewiesen ist, die man hier am Wege kaufen kann, lernt man so recht mit Ernst beten: „Unser täglich Brot gieb uns heute!" Manchmal kann man außer dem Korn auch ein Huhn bekommen; aber schlimm ist's doch, wenn man hungrig und ermüdet von dem Tagesmarsch sich erst die Nahrungsmittel verschaffen und dann warten muß, bis das Getreide zerstoßen und zubereitet ist. Man muß sich auch das Holz zur Feuerung versorgen, in der Nähe der Dörfer ist es aber gewöhnlich schlecht damit bestellt. Ebenso muß das Trinkwasser von weit her geholt werden und wenn es kommt, ist es schlecht. Frühstück und Mittagessen fallen daher meistens zusammen und da diese Mahlzeit erst gegen Abend zu bekommen ist, dient sie zugleich als Nachtessen."

Man denke sich diese Schwierigkeiten monatelang fortgesetzt, dazu die Anstrengungen des Marsches unter der afrikanischen

Sonne! Wie groß mag da die Freude gewesen sein, wenn eine der Raststationen in Sicht kam.

Mackay hat unter diesen Umständen über zwei Jahre gebraucht, ehe er nach Uganda kam. Dann war ihm dort vom November 1878 bis Mitte 1886 ein reichgesegnetes Wirken beschieden. Die letzten 11 Monate stand er ganz allein auf dem schwierigen Posten. Es war gerade die Zeit der schlimmsten Gefährdung durch den Wüterich Muanga. Wie der wackere Mann damals das Schifflein der jungen Uganda-Mission durch Sturm und Wellen gesteuert hat; wie er dem Trotz des Königs und den listigen Anläufen der mißgünstigen Araber und Jesuiten begegnete, das kann hier nur angedeutet werden, weil die Geschichte am Nordufer des Victoria Nyanza außerhalb des Rahmens dieser Darstellung liegt. Thatsächlich hat diese Mission eine Zeit lang lediglich auf seinen Schultern gelegen. Ihm ist es zu verdanken, daß sie durch die Stürme um die Mitte der achtziger Jahre hindurchgerettet wurde, später wieder aufleben und zu einem der wichtigsten Glieder in der Reihe der innerafrikanischen Missionsunternehmungen werden konnte.

Für uns kommen hier nur noch die letzten Lebensjahre Mackays in Betracht, die er am Südufer des Sees zubrachte, nachdem er den Klauen Muangas entronnen war. Am 21. Juli 1887 verließ er das Missionsgehöft, wo der argwöhnische König ihm alle Wirksamkeit unterbunden hatte. Nachdem er die „Eleonore", das Missionsboot, notdürftig ausgebessert hatte, fuhr er mit Hilfe einiger treuen Eingebornen über den See und landete Anfang August im südlichen Ufer in Ukumbi; von dort begab er sich nach Mfalala. Er wollte vor den Thoren von Uganda auf bessere Zeiten warten. Ein Mann wie Mackay konnte das aber nicht in träger Ruhe thun. Wir finden ihn daher bald wieder bei rühriger Arbeit. Er ging an den Aufbau einer neuen Station, die aber nicht in Mfalala stehen sollte, weil der dortige Häuptling ein bettelhafter

Quälgeist war, sondern in Usambiro beim Häuptling Makolo, mit dem der Missionar von früher her befreundet war. Die C. M. S. ging damals mit dem Plane um, das Schwergewicht ihrer innerafrikanischen Mission von Uganda an das Südufer des Nyanza zu legen. Hier gedachte man eine große Centralstation mit festen Steinhäusern, verschiedenen Schulanstalten, einem Krankenhause und industriellen Werkstätten ins Leben zu rufen. Als Nebenplätze sollten in den auf dem Wasserwege leicht erreichbaren Landschaften rings um den See überall Zweigniederlassungen eingerichtet werden, von denen aus die Missionare in Notfällen leicht das sichere Hauptquartier erreichen könnten. Um dieses großgedachte Unternehmen ins Werk zu setzen, erschien gegen Ende 1887 der Missionsbischof Parker, der kurz zuvor sein Amt angetreten hatte, in Usambiro und hielt mit sämtlichen erreichbaren Missionaren der C. M. S. eine Konferenz ab. Es ward beschlossen, die Hauptstation am südöstlichen Seeufer, in Nassa am Spekegolf zu bauen. Bevor das aber geschehen konnte, starben Bischof Parker und ein andrer Missionar am Fieber und wurden unter einem Baum im Dschungel nahe bei Usambiro begraben. Nun schien es erst recht geboten, bei diesen Missionsgräbern eine Station zu erhalten. Mackay hat keine Mühe gescheut, die Wildnis in eine christliche Kulturstätte zu verwandeln. Was er in äußerlicher Hinsicht zu stande gebracht hat, mag uns ein Bericht Stanleys erzählen, der auf seiner zweiten innerafrikanischen Reise drei Wochen bei ihm zu Gaste war. Er schreibt in seinem Werke „Im dunkelsten Afrika“: „Die Missionsstation kam in Sicht. Sie lag in der Mitte einer so gut wie grauen Wüste, welche sich, bedeckt mit seltsamen Haufen riesiger Steinblöcke zu einem dicht mit Papyrus bewachsenen Marschlande hinzog. Darüber glänzte ein heller Wasserstreifen hervor: eine Bucht des Victoria Nyanza. Außer dem Marschland gab es nichts Grünes zu sehen; das Gras war abgestorben,

die Bäume welk und dürr, eine Folge der trockenen Jahreszeit. Wir traten in die aus hohen Pfählen bestehende Umfriedigung ein, welche die Station rings umgiebt. Hier fanden wir die Spuren von beständiger unabläſſiger Geduldsarbeit unter dieſer heißen Sonne und von der feſten Entſchloſſenheit, immerzu den Geiſt thätig zu erhalten. Im Hofe war eine große ſolide Werkſtatt mit Maſchinen und Handwerksgerät angefüllt, geſetzte Arbeiter traten an uns heran, um uns mit abgezogenem Hut „Guten Morgen“ zu wünſchen. Ich wurde in ein Zimmer geführt, deſſen zwei Fuß dicke Lehmwände glatt abgerieben und mit Miſſionsbildern und Plakaten geſchmückt waren. Verſchiedene Büchergeſtelle waren mit guten Büchern gefüllt.“

In dieſer Weiſe geht die Beſchreibung weiter. Man kann es dem Reiſenden, der dieſe anerkennenden Worte geſchrieben hat, nachfühlen, wie wohlthuend es geweſen ſein muß, mitten in der afrikaniſchen Wildnis plötzlich auf eine ſolche Kulturoaſe zu treffen.

Und was that der Erbauer dieſer Miſſionsſtation, als die Häuſer fertig waren? Er konnte ſeinen Beruf als Ingenieur und Maſchinenbauer nicht verleugnen; ſeine geübten Hände durften nicht ruhen. Er ging daran ein Dampfboot zu bauen, um den Verkehr über den See zu erleichtern, an deſſen Ufern bald die neuen Stationen gegründet werden ſollten. Dafür hatte er viele Laſten Schrauben, Tauwerk und andres Schiffbaumaterial von der Küſte erhalten und ſchaffte nun das nötige Bauholz herbei. Das war aber ein ſaures Stück Arbeit, denn der Wald, aus dem die Bäume zu holen waren, lag ſtundenweit entfernt. Um den Transport zu ermöglichen, baute er einen ſtarken vierrädrigen Wagen. Damit ſchaffte er das erſte Fuhrwerk, das in Innerafrika geſehen wurde: die Eingebornen ſtaunten es natürlich wie ein Wunderwerk an, fanden ſich aber mit der Zeit ganz gut in ſeinen Gebrauch. Noch größere Schwierigkeiten, als die Zimmerarbeit bot die Zuſammenſetzung

der Schiffsmaschine. Die Eisenteile lagen nämlich schon 10 Jahre am Seeufer; sie waren mit der ersten Uganda-Karawane gekommen und inzwischen vielfach schadhaft geworden. Da mußten Ersatzteile von der Küste bezogen, andere Stücken ausgeflickt werden. Kurz, mühsame Arbeit in Hülle und Fülle. Endlich aber schaukelte doch das Missionsschiff auf den blauen Fluten des Sees und harrte der aus der Heimat kommenden neuen Männer für Uganda.

Zu diesen äußerlichen Arbeiten, die freilich die meiste Zeit des Aufenthalts in Usambiro in Anspruch nahmen, kam auch ein Stück eigentlicher Missionsarbeit. Die eingeborne Bevölkerung am Südufer des Nyanza gab keine Hoffnung auf schnelle Erfolge. Mackay schreibt einmal davon: „Die Bettelei ist hier grenzenlos; dazu kommt noch Argwohn und mehr oder weniger Feindseligkeit. Erst wenn diese Widerwärtigkeiten überwunden sind, können wir wirklich Gutes stiften. Den Argwohn zu entwaffnen und Freundschaften zu schließen, ist absolut notwendig; es geht das zwar langsam und ist auch eine sehr ermüdende und schwierige Arbeit, von der man keine glänzenden Missionsberichte schreiben kann, doch beruht die Zukunft unsers Werkes darauf. Wir haben hier noch sehr geringe Ernteaussichten; ja wir können noch nicht einmal säen! Noch müssen wir den Boden roden und die Wucherpflanzen des Argwohns und der Eifersucht ausreißen; müssen die harten Steine der Unwissenheit und des Aberglaubens wegräumen. Erst wenn der Boden richtig zubereitet und gelockert ist, können wir den Samen mit der Hoffnung auf eine von Gottes Weisheit bestimmte Ernte auswerfen."

Um das Vertrauen des Volkes zu gewinnen, nahm er sich zuerst der Kinder an. Er stand mit ihnen auf dem besten Fuß; stets war er von einer Schar kleiner Jungen umgeben, die ihm in allem behilflich sein wollten. Sonntags suchte er

auch den großen Leuten nahe zu kommen und einige Strahlen des ewigen Lichts in ihre Seelen fallen zu lassen. Aber seine beste Kraft widmete er in dieser Zeit immer noch den Waganda. Infolge der damaligen Christenverfolgung in Uganda waren manche eingeborne Christen aus ihrem Heimatlande geflohen und hatten sich bei ihrem Missionar am Südufer eingestellt. Mackay ließ sie arbeiten, damit sie sich ihre Kleider und ihr Essen verdienten, zugleich aber nahm er den in Mengo drüben unterbrochenen Unterricht mit ihnen wieder auf. Er hoffte, sie nach ihrer Rückkehr als Lehrer ihrer Landsleute gebrauchen zu können. Zugleich mußten sie ihm bei seinen sprachlichen Arbeiten helfen. Er beschäftigte sich nämlich mit einer Evangelien-Übersetzung in die Sprache von Uganda. Wenn irgend einer, so war Mackay dazu berufen, die ersten derartigen Versuche zu machen. Er war von den im Jahre 1877 ausgezogenen Missionaren allein übriggeblieben und hatte nun eine mehr als achtjährige Wirksamkeit unter den Waganda hinter sich. Thatsächlich ist seine Übersetzung auch der Grundstock der vor einigen Jahren vollendeten Uganda-Bibel geworden.

Es war dem unermüdlichen Manne freilich nicht vergönnt, das so zubereitete Bibelwort auf der in Mengo stehenden Presse selbst zu drucken und die in Usambiro ausgebildeten Gehilfen in ihr Vaterland zurückzuführen. Er ist gleich vielen andern dem mörderischen Klima des südlichen Seeufers zum Opfer gefallen. Seine Freunde haben wiederholt versucht, ihn zur Rückkehr nach England zu bewegen, wenigstens für einige Zeit. Er wollte aber den infolge vieler Todesfälle schwach besetzten Posten nicht verlassen. „Wie können Sie mir schreiben: „Komm heim!"?, lautete seine Antwort. „Bei diesem schrecklichen Arbeitermangel darf keiner seinen Platz verlassen. Schicken Sie mir zuerst zwanzig Männer, dann komme ich vielleicht, und helfe Ihnen die zweiten zwanzig suchen." Fünf Wochen später war er be-

reits tot. Sein Grab liegt in derselben Gegend, wo Bischof Parker und andere Missionare begraben worden waren.

Das deutsche Ufer des Victoria Nyanza ist mit Missionsgräbern geradezu übersäet. Möge auch hier wahr werden, was Graf Zinzendorf einst für die in Westindien gefallenen Herrnhuter Brüder schrieb:

„Es wurden viele hingesät, als wären sie verloren;
Auf ihren Gräbern aber steht: Das ist die Saat der Mohren."

In der neuesten Zeit hat die alte Etappenstraße nach Uganda ihre Bedeutung fast ganz verloren. Die von Mombasa an den Victoria Nyanza gehende Eisenbahn hat den Verkehr nach Englisch-Ostafrika abgelenkt. Das kann aber die Verdienste der wackern Pfadsucher nicht schmälern, die sich in jahrelangem Ringen durch alle Schwierigkeiten hindurcharbeiteten, um dem Herrn und seinem Evangelium einen Weg in das Herz des dunkeln Erdteils zu bahnen. Ihre mit vieler Mühe ausgehauenen Wege sind wieder verwachsen, ihre Häuser zerfallen, auch die von ihnen errichteten Stationen zum Teil wieder aufgegeben. Trotzdem behält die von ihnen ausgestreute Saat ihren Wert. Vor Menschenaugen ist es jetzt verborgen, aber der große Erntetag am Ende der Welt wird es offenbar machen, daß auch aus der scheinbar vergeblichen Arbeit dieser englischen Missionare eine Frucht gekommen ist.

2. Auf dem harten Boden von Usagara.

> Indem er säete, fiel etliches an den Weg; da kamen die Vögel und fraßen es auf. Matth. 13, 4.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Afrikareisenden gewöhnlichen Schlages, auch viele Beamte und Kolonisten eine schlechtere Meinung von den Negern haben, als die Missionare. Noch ist es nicht lange her, daß einige von ihnen in allem Ernste behaupteten, die Afrikaner arbeiteten nicht und würden es auch nie richtig lernen. Als ihnen nachgewiesen wurde, daß das ein Irrtum war, beharrten sie doch bei Ansicht, die Neger seien eine wenig bildungsfähige Menschenrasse und es sei völlig ausgeschlossen, daß sie je gute Christen würden. Zu dieser unhaltbaren Behauptung mag der Umstand beigetragen haben, daß jene Leute fast nur die Küstenneger oder doch die an den großen Verkehrsstraßen wohnenden Eingebornen kennen lernen. Diese unterscheiden sich allerdings sehr zu ihrem Nachteil von den sogenannten „Wilden" im Innern und in den vom Verkehr wenig berührten Landschaften. Auch die Missionare haben nicht gern mit jenen zu thun. Wenn sie, wie es bei den meisten Missionen der Fall ist, einen Stützpunkt an der Küste brauchen, so freuen sie sich doch regelmäßig auf die Zeit, wo sie von den in allerlei afrikanische und europäische Laster versunkenen Küstennegern zu den „unverdorbenen" Eingebornen tiefer im Innern kommen. Es ist von diesem Gesichtspunkte aus wohl zu verstehen, daß die Mission in keiner der ostafrikanischen Hafenstädte recht gedeihen will. Die von kurzsichtigen Leuten vielgerühmte katholische Station Bagamoyo widerspricht dem nur scheinbar; ihr Gedeihen findet seine Erklärung in der klostermäßigen Absonderung der römischen Missionszöglinge, die für ihre Umgebung weder Licht noch Salz sind.

Dieselben Einflüsse, welche die Missionsarbeit an der Küste erschweren, finden sich in gewissem Maße auch an den vielbegangenen Karawanenwegen in Innerafrika. Die dort verkehrenden vielen Lastträger, die alle Untugenden einer nicht seßhaften Bevölkerung an sich tragen, wirken durch ihr schlechtes Beispiel sehr demoralisierend. Am stärksten macht sich diese schädliche Einwirkung natürlich an den Endpunkten und an den großen Halteplätzen der Karawanen geltend. Das Volk, das sich dort tagelang aufhält oder wohl auch vorübergehend niederläßt, stellt den Missionaren ganz besonders schwere Aufgaben. Wer es hier unternimmt, den guten Samen des Evangeliums auszustreuen, muß mehr, als anderswo, darauf gefaßt sein, daß er an den Weg säet und daß da viele gute Samenkörner zertreten oder von den Vögeln gefressen werden. Unter dieser Schwierigkeit hat offenbar die Thätigkeit der englischen Kirchenmissionsgesellschaft in Usagara zu leiden. Die dort liegenden Stationen, von denen uns Mamboia und Mpapua schon aus dem vorigen Kapitel bekannt sind, bilden den dauernden Ertrag der auf die Etappenstraße nach Uganda verwandten Bemühungen. Das früher erwähnte Ujui bei Tabora ist gegen Ende der achtziger Jahre ganz eingegangen. Es wurde als Raststation in demselben Maße entbehrlich, als der gerade Weg von Mombasa nach Uganda durchs englische Gebiet gangbar wurde, und da die Eingebornen sich als wenig zugänglich erwiesen, hob man den einsamen Vorposten eines Tages ganz auf. Mit Msalala und Usambiro am Südufer des Victoria Nyanza ging es nicht viel anders. Auch diese beiden Namen gehören jetzt nur der Missionsgeschichte an. Ganz verlassen hat die C. M. S. das deutsche Seeufer allerdings nicht. In dem weiter östlich gelegenen Nassa am Speke-Golf fand sie einen guten Ersatz für die verlassenen Plätze. Die Eingebornen sind hier offenbar empfänglicher, als dort. Die kleine

Christengemeinde zählt nahezu 100 Seelen; die Zahl der Schüler ist sogar überraschend groß (350). Die auf dieser Station geübte Missionsthätigkeit hat aber allen Zusammenhang mit den andern Niederlassungen der Gesellschaft in Deutsch-Ostafrika verloren. Da der Verkehr von der Küste zum Victoria Nyanza infolge des Bahnbaues durchs englische Gebiet sehr viel leichter geworden ist, hörte die Verbindung auf dem alten Wege ganz auf und Nassa wurde allmählich zu einem Zweige der Uganda-Mission. Dadurch blieben die Stationen in Usagara, ursprünglich Glieder einer langen Kette, auf sich allein angewiesen und bilden nun ein selbständiges Gebiet.

Die Landschaft Usagara mit ihrer verhältnismäßig gesunden Höhenlage, mit ihren anmutigen Bergzügen und Flußläufen, hat etwas anziehendes. Als Stanley sie bei seiner Aufsuchung Livingstones zum ersten Male durchwandert hatte, ließ er sie in seiner Schilderung geradezu wie eine Fata morgana vor den englischen Missionskreisen erscheinen. Er schrieb: „In diesem afrikanischen Hochlande kann der Missionar unter den sanften Wasagara ohne Furcht und Unruhe leben und sich alle Genüsse des civilisierten Lebens gönnen, ohne Angst, ihrer beraubt zu werden, inmitten der schönsten malerischen Scenen, die eine poetische Phantasie auszumalen vermag! Hier giebt es das herrlichste Grün, das reinste Wasser; hier sind Thäler, die von Kornhainen, von Wäldern voll Tamarinden, Mimosen und Kopalbäumen strotzen. Hier findet sich der gigantische Mvale, der stattliche Mparamusi, die schöne Palme, kurz eine Landschaft, wie sie nur ein tropischer Himmel bedecken kann. Gesundheit und reichliche Nahrung sind dem Missionar hier sicher; ein sanftes Volk lebt zu seinen Füßen, das ihn gern willkommen heißt."

Als die Missionare bei Eröffnung der Etappenstraße wirklich nach Usagara kamen, zeigte sich auch hier, daß nicht alles

Gold ist, was glänzt. Die Schilderung von der landschaftlichen Schönheit fanden sie allerdings bestätigt, zumal im östlichen Teile, wo Mamboia liegt. Usagara kann sich wirklich mit den schönsten Teilen unsers ostafrikanischen Besitzes messen. Hinsichtlich der Gesundheit waren die Erfahrungen bei längerem Wohnen schon weniger günstig. Das Fieber schleicht sich auch hier in die Missionshäuser ein und zwar nicht nur als vorübergehender Gast, den man sich von einer Reise durch die Niederungen mitbringt. Auch die schon länger im Lande wohnenden Männer und Frauen müssen ihm ihren Tribut zahlen. Die größte Enttäuschung aber erlebten die Missionare mit dem „sanften Volke, das zu ihren Füßen sitzen würde." Und wenn Stanley prophezeite, sie würden hier ohne Furcht und Unruhe leben können, so ist er damit ebenfalls kein richtiger Prophet gewesen, wie wir sogleich sehen werden.

Die hoffnungsfreudig begonnene Mission hatte eine Schwierigkeit nach der andern zu bestehen. Es ging den Ankömmlingen hier ähnlich, wie einst dem Lot, als er sich die fruchtbare Jordanaue bei Sodom erwählte, die wie ein wasserreicher Garten dalag. Unmittelbar auf den Bericht darüber folgen die Worte: „Aber die Leute zu Sodom waren böse und sündigten sehr wider den Herrn." Derselbe Ton klingt aus vielen Berichten der Usagara-Mission heraus.

Wir sahen, wie die beiden Stationen Mpapua und Mamboia entstanden. Jenes liegt an der Westgrenze des Landes, wo die Wasagara schon so stark mit den Wagogo untermischt sind, daß das Kigogo als herrschende Sprache anzusehen ist; Mamboia im östlichsten Teile, wo das Bergland gegen die Massaisteppe im Norden abfällt. Man spricht hier das Kimegi, doch hört man auch andere Sprachen, weil in unmittelbarer Nähe verschiedene Volksstämme grenzen.

Es kam bald noch eine dritte Station Kisokwe hinzu. Ur-

sprünglich sollte das nur der Frucht- und Gemüsegarten für das nahe Mpapua sein. Weil die ins Innere ziehenden Karawanen hier längere Zeit zu rasten pflegten, mußten die Stationsbewohner für Lebensmittel sorgen, besonders Obst-, Gemüse und dergl. Das baute man in Kisokwe an. Mit den Jahren aber ward aus dem Vorwerk mit seinen Gärten und Wirtschaftsgebäuden eine richtige Missionsstation, die sich sogar in der letzten Zeit besser entwickelt hat, als ihre älteren Schwestern.

Als die Missionsarbeit eben in Gang gekommen war, traten politische Unruhen ein. Es war zu der Zeit, wo sich die deutsche Besitzergreifung von der Küste her in allen Teilen Ostafrikas fühlbar machte. Die arabischen Händler, die die ordnende Hand der neuen Herren besonders drückend empfanden, versuchten die Eingebornen gegen alle Weißen aufzuhetzen. Schon um die Mitte der achtziger Jahre fing es an zu gären. Auch Usagara und Ugogo wurden davon ergriffen. Die Missionskarawanen hatten wiederholt feindliche Angriffe zu bestehen. Das schwerste Wetter aber zog mit dem Buschiri-Aufstand im Jahre 1889 über die Missionsniederlassungen herauf.

Nach Mpapua war eine deutsche Militärstation gelegt worden, die nur von zwei Offizieren und einer kleinen Abteilung der Schutztruppe besetzt war. Auf diesen schwachen Posten warf sich Buschiri um die Mitte des Jahres. Der Sturm kam nicht ganz unerwartet. Die Missionare wurden von der Küste her gewarnt, ja der englische Konsul in Sansibar schickte sogar eine Eskorte, um die Missionsgeschwister, wenn es nötig wäre, in Sicherheit zu bringen, doch konnten sich diese nicht zur Preisgabe ihrer Stationen entschließen. Zwischen ihnen und der deutschen Besatzung bestand das beste Einvernehmen und die drohende Gefahr verband sie noch inniger. So oft wieder eine neue Nachricht ankam, wurden die Besorgnisse oder Hoffnungen

ausgetauscht. Auf den drei Missionsstationen hat sich da manche aufregende Scene abgespielt, zumal da Missionar Cole in Kisokwe sogar Frau und Kinder bei sich hatte. Man ward bald gewahr, daß die Lage der deutschen Offiziere noch gefährdeter war, als die der Missionsleute. Jene hatten nicht nur Buschiri und seine Horde zu fürchten, sondern auch die Eingebornen von Mpapua, die ihnen von früher her grollten, weil sie ihnen den Tod einiger Volksgenossen zur Last legten. Die Missionare dagegen besaßen das volle Vertrauen der Landesbewohner. Es zeigte sich jetzt, daß die jahrelange Wirksamkeit der guten Männer doch nicht wirkungslos an den Herzen der Schwarzen vorübergegangen war. Als die Wagogo in Mpapua hörten, Missionar Price und die andern würden vielleicht das Land verlassen, kamen sie ganz aufgeregt an und baten sie zu bleiben. Sie wollten sich alle um die Missionsgeschwister scharen und für sie kämpfen, wenn sie bedroht würden.

Die Lage war trotzdem ernst genug, denn Buschiri kam wirklich. Es ist ergreifend, das Tagebuch der Station Mpapua aus jenen Tagen zu lesen. Missionar Price, auf dem die größte Verantwortung lag, erwog alle Gründe fürs Bleiben und Verlassen der Station. Er faßte aber schließlich den Entschluß, trotz der augenscheinlichen Lebensgefahr zu bleiben. „Wenn wir getötet werden sollen," schrieb er, „so ist es uns allen lieber, auf unserm Posten zu sterben, als auf der Reise nach der Küste. Wenn wir hier sterben, so wird das Volk sehen, daß wir sie mehr lieben, als unser eigen Leben." Und an einer andern Stelle heißt es: „Die Frage ist nicht, was wir für das geratenste und beste halten," sondern: „Herr, was willst du, das ich thun soll?" Das ist der rechte Mut, wie er sich für die Streiter im heiligen Kriege des Herrn ziemt. Die Missionare gingen auf allen drei Stationen ihrer Arbeit nach. Sie hielten ihre Gottesdienste und Schulstunden und gaben den wenigen

Christen, die sie bisher gewonnen hatten, ein gutes Vorbild im täglichen Wandel.

Den ersten Schlag führte Buschiri gegen die Militärstation. Price war gerade zu einer Abendmahlsfeier für die Missionsgeschwister nach Kisokwe gegangen, als er von ferne die Kanonen von Mpapua hörte. Bald kamen auch Eingeborne hinüber, welche die Einzelheiten des Überfalls meldeten. Einer der deutschen Offiziere war dabei getötet worden, der andere entkommen. Letzterer, es war der Leutnant Giese, hat sich mit Hilfe der Missionare mehrere Tage in den Nachbardörfern vor den feindlichen Spähern verborgen gehalten und später auf abgelegenen Wegen die Küste erreicht.

Einige Tage schien es, als sollte den Missionsleuten kein Leid geschehen. Price kehrte auf seine Station zurück, in deren Nähe die Feinde ihr Lager aufgeschlagen hatten. Er fuhr fort, seine geistlichen Kinder zu versorgen, wenn auch mit bebendem Herzen. Da erschien eines Nachts ein junger Mann bei ihm, der früher Unterricht auf der Station empfangen, dann sich aber nach der Küste begeben hatte und jetzt unter Buschiris Anhängern lebte. Er hatte die empfangene Wohlthat nicht vergessen und kam, den Missionar zu warnen. Der Räuberhauptmann hatte seinen Leuten eine Belohnung versprochen, wenn sie den Häuptling von Mpapua und Price mit List fingen. Der Anschlag sollte am nächsten Tage zur Ausführung kommen. In diesem nächtlichen Besuch erkannte der Missionar einen göttlichen Wink. Er rief alle die Seinen zusammen; es war etwa ein Dutzend schwarzer Christen einschließlich der Frauen und Kinder. Mit ihnen eilte er in der Nacht hinüber nach Kisokwe, das sie noch vor Tagesanbruch erreichten. Auf schnelle Benachrichtigung hin erschien dort auch der Missionar von Mamboia, sodaß das abgelegene Kisokwe, das Buschiri entweder nicht kannte oder nicht anzugreifen wagte, in dieser schweren Zeit das Pella, die Zu-

fluchtstätte der Christen wurde. Den Missionsgebäuden in Mpapua erging es nun nicht besser, als der Militärstation. Die Räuber schleppten alles hinweg, was ihnen wertvoll erschien, dann legten sie Feuer an und zerstörten die Kirche, das Wohnhaus, kurz die ganze Niederlassung. Price verlor alles mit Ausnahme einiger Kleidungsstücke, etlicher Bücher und eines Teils seiner Übersetzungen, die er am Tage vor der Flucht einem befreundeten Neger zur Aufbewahrung übergeben hatte.

Einen Lichtpunkt in dieser trüben Zeit bildete das Verhalten der Wagogo und Wasagara, die den Räubern zwar nicht entgegentraten, wie sie versprochen, aber doch auch nicht gemeinschaftliche Sache mit ihnen machten. Als Buschiri abgezogen war, kamen sie nach Kisokwe und baten, der Missionar möchte doch nach Mpapua zurückkehren. Price that es auch und wohnte eine Zeit lang in einer Negerhütte, bis sich die Station wieder aus den Trümmern erhob.

Als nach diesen aufregenden Wochen die Missionare ihr Friedenswerk wieder aufnahmen, war es ihnen fast, als müßten sie die ganze Arbeit von vorn anfangen. Sie hatten nicht nur schöne Zeit verloren, auch die junge Saat, die sie vorher sprießen sahen, war vielfach zu Schaden gekommen. Kein Wunder, daß die ersten Berichte, die bei der Missionsgesellschaft in London einliefen, außer dem frohen Danke für Gottes gnädige Durchhilfe nicht eben glänzend lauteten. Aber die Glaubensboten waren doch weit entfernt, ihre Sache verloren zu geben, sie baten vielmehr ausdrücklich, daß die Usagara-Mission weiter getrieben würde. Das geschah auch, obwohl es für die C. M. S. gerade zu jener Zeit nahegelegen hätte, ihre Sendboten aus dem deutschen Gebiet zurückzuziehen. Auf deutscher Seite hatte sich eine sehr gereizte Stimmung gegen die englischen Missionare herausgebildet, ohne daß die letzteren begründeten Anlaß dazu gegeben hatten. Die Missionsleute haben aber das ihnen wider-

fahrene Unrecht still getragen, zumal da sie sahen, daß sie in den deutschen Missionskreisen gute Freunde hatten. Sie sind in Usagara geblieben und haben seitdem zehn Jahre lang ohne jede Störung von außen ihr Werk treiben können.

Es sind treffliche, tüchtige Männer, die bis heute in Mamboia, Mpapua und Kisokwe wirken. Der mit den Verhältnissen am besten vertraute Price, der die Sprache der Eingebornen ganz beherrschte, ist leider vor einigen Jahren gestorben. Andere wie Wood, Cole und Beverley, die teilweise auch schon zehn afrikanische Jahre hinter sich haben, sind an seine Stelle getreten. Sogar einige unverheiratete Missionarinnen haben es gewagt, nach Usagara zu kommen. Im Gegensatze zu den katholisierenden Boten der Universitäten-Mission hält die kirchliche Missionsgesellschaft auf durchaus unanfechtbare, evangelische Grundsätze. Man sollte daher erwarten, daß bei den friedlichen Zuständen, die jetzt im Lande herrschen, auch diese Mission ein gutes Gedeihen fände. Und doch sind die Früchte ihrer Arbeit sehr gering. Dem im Jahre 1898 ausgegebenen ausführlichen Bericht ist zu entnehmen, daß die Gesamtzahl der Christen auf den drei Stationen noch nicht ganz 300 betrug, in den 8 Schulen zählte man 384 Schüler, darunter merkwürdigerweise viel mehr Mädchen, als Knaben. Das hat seinen Grund offenbar in der Wirksamkeit der unverheirateten Missionarinnen, die die kleinen Mädchen an sich zu fesseln wissen. Sonst ist das Zahlenverhältnis in den afrikanischen Missionsschulen in der Regel umgekehrt. An Heidentaufen waren binnen Jahresfrist nur 16 zu verzeichnen. Unter den jetzt in Deutsch-Ostafrika wirkenden Missionen findet sich keine weiter, deren Zahlenerfolge in der gleichen Zeitdauer so gering sind. Nur im Küstengebiet von Englisch-Ostafrika liegen die Verhältnisse ähnlich. Die unter den Wakamba wirkenden Sendboten der Leipziger Mission haben ein fast noch härteres Arbeitsfeld gefunden. Sie

mußten im ersten Jahrzehnt geradezu ohne jeden sichtbaren Erfolg arbeiten. Wenn man damit den guten Fortgang des Missionswerks in den gar nicht fernliegenden Landschaften Usambara, Bondëi oder Usaramo vergleicht, so fragt man sich vergebens, warum der Ertrag auf den nebeneinderliegenden Feldern ein so verschiedener ist. In der Tüchtigkeit der Arbeiter ist die Erklärung keinesfalls zu suchen. Es scheint doch jedes einzelne kleine Volk seine besondere Entwickelung zu haben. Bei einem jeden müssen wir warten, bis seine Zeit erfüllt ist. Erst hat Gott seine Weile, dann hat er seine Eile.

Wie es gegenwärtig in der Usagaramission aussieht, wollen wir jetzt bei einem Rundgang auf den Stationen sehen.

In Mamboia stehen zur Zeit zwei Kirchen und zwei Missionshäuser. Die alte, vor zwei Jahrzehnten angelegte Station liegt auf einer Anhöhe, die Eingebornen haben sich aber mehr ins Thal hinuntergezogen, wo die Karawanenstraße vorbeiführt. Die Mission ist ihnen dahin gefolgt. Sie hat die alten Gebäude nicht aufgegeben, aber unten im Thale seit 1894 eine zweite Station eröffnet. Es liegen viele kleine Dörfer um sie her, sodaß reichliche Gelegenheit zur Heidenpredigt ist. Die Missionare benutzen sie auch oft, klagen aber über große Gleichgültigkeit. Als besondere Hindernisse werden die häufigen Tanzfeste der Neger und das viele Pombetrinken erwähnt. Im Missionshause hört man oft die ganze Nacht hindurch den dumpfen Ton der Trommel, die zum Tanz geschlagen wird, und leider beteiligen sich zuweilen auch Leute an diesen wilden Vergnügungen, die am Sonntag zum Gottesdienst kommen. Kein Wunder, daß solche Zuhörer dann stumpf und unempfänglich sind. Bei den Frauen ist die Gleichgültigkeit besonders groß. Als die junge Missionarin, die sich ihnen ganz widmet, einer christlichen Negerin gegenüber sich einmal beklagte, sagte diese zwar: „Bibi, sie verstehen dich; sie sind nicht mehr, wie im vorigen

Jahr, wo sie dachten, es wäre genug, wenn sie still sitzen; jetzt merken sie auf!" Wie es scheint, ist also doch ein kleiner Fortschritt zu verzeichnen. Nach der Ansicht der Missionsleute aber läßt die Aufmerksamkeit und Empfänglichkeit noch viel zu wünschen übrig. Recht nachteilig haben die Zeiten der Hungersnot gewirkt. Usagara hat kurz nacheinander zweimal darunter zu leiden gehabt, im Jahre 1895 und 1898. Weil die Ernte sehr kärglich ausfiel und im Lande nichts zu verdienen war, zog die Mehrzahl der Eingebornen an die Küste hinab, auch manche Katechumenen und Christen. Dort in der versuchungsreichen Umgebung ist es nicht ohne Rückfälle und Sündendienst abgegangen, sodaß nach ihrer Rückkehr gleich Kirchenzucht geübt werden mußte. Unter solchen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß schon mehrere Jahre hindurch in Mamboia kein so schönes Tauffest wieder gefeiert werden konnte, wie zu Ostern 1894, wo 14 Erwachsene auf einmal getauft wurden. Das war ein großes Freudenfest. Die Taufe wurde von Missionar Wood unten am Fluß vorgenommen. Auf der einen Seite standen die Christen, auf der andern die Heiden. Die Taufbewerber stellten sich ganz in die Nähe des Missionars unmittelbar ans Wasser, doch so, daß sie noch auf der Seite der Heiden standen. Jeder von ihnen wählte sich nun zwei Taufzeugen aus der Zahl der Christen. An diese wandte sich der Missionar zuerst und ließ sich das Versprechen geben, daß sie sich ihrer „Patenkinder" annehmen wollten. Dann redete er zu den Täuflingen und legte ihnen endlich die üblichen Fragen vor, die zum Teil den Aberglauben und die heidnischen Sitten betreffen. Nachdem sie befriedigende Antworten gegeben, stiegen sie ins Wasser und wurden getauft. Nun traten die Paten zu jedem Einzelnen heran und führten ihn auf die Seite der Christen hinüber. Eine Ansprache des Missionars und ein gemeinsam gesungenes Loblied beschloß die erhebende Feier. Vielleicht kehren solche Freudentage in der

kürzlich geweihten neuen Thalkirche wieder. Es ist schon das zweite Gotteshaus an dieser Stelle. Die vor drei Jahren von den Eingebornen errichtete Kapelle fiel dem Wetter und den weißen Ameisen zum Opfer. Die jetzige ist auch wenigstens teilweise von den schwarzen Christen und Heiden bezahlt worden. Sie faßt etwa 500 Menschen und da sie ziemlich massiv gebaut ist, wird sie für lange Zeit genügen. Neben den europäischen Missionsleuten sind in Mamboia auch Eingeborne als Gehilfen thätig. Vor allem ist hier Mugimwa zu nennen, der sowohl als Christ, wie als Missionsdiener das beste Lob empfängt. Er stammt aus dem Lande und hat, nachdem er erst von den Missionaren unterwiesen war, einen Lehrkursus in Freretown bei Mombasa durchgemacht. Seitdem er von dort zurückgekehrt ist, versieht er fast die Stelle eines europäischen Missionars. Beim Schulunterricht hilft ein zweiter Eingeborner Jeremiya Senyagwa; es weilen auch bereits zwei andere junge Männer in Freretown, das man die Hochschule der C. M. S. für die eingebornen Gehilfen nennen kann.

In Mpapua, das ja ebenfalls an der lebhaften Verkehrsstraße liegt, finden sich ähnliche Verhältnisse. Die vor zehn Jahren aus der Asche wiedererstandene Station ist, äußerlich angesehen, in gutem Stande; das Missionsnetz wird auch fleißig und treulich ausgeworfen. An den Sonntagen findet früh ein Gottesdienst für die Christen, zu späterer Tagesstunde ein solcher für die Taufbewerber und Heiden statt. In letzterem läßt der Missionar gern einen der eingebornen Christen zu seinen Landsleuten reden. An den Wochentagen aber hält er täglich eine Morgen- und Abendandacht in der Kirche, wobei ein Schriftabschnitt gelesen und kurz erklärt wird. Der Schulunterricht findet an fünf Tagen der Woche nachmittags statt, am Sonntag Nachmittag auch noch eine besondere Bibelstunde für die getauften Frauen. Letztere wird von der Frau des

Missionars gehalten. Die Leute von Mpapua und Umgebung haben also reichliche Gelegenheit, das Wort Gottes zu hören, aber leider kann man ihnen nicht das Zeugnis geben, daß sie es mit Freuden aufnehmen. Viele wollen es überhaupt nicht hören. Entschuldigungen haben sie immer bei der Hand. Als 1895 die Hungersnot im Lande war, meinten sie, jetzt wäre die Not zu groß, sie müßten ihre ganze Zeit auf Nahrungsuchen und Gelderwerb verwenden. In den folgenden Jahren gab es Nahrungsmittel im Überfluß, nun aber wollten die Tage des Wohllebens gar nicht aufhören, das Tanzen und Trinken erstickte alle edlern Regungen. Die Zahl der Hörer ist also nicht groß, aber auch bei den wenigen ist nicht viel Teilnahme und Glaubensgehorsam zu finden. Zuweilen tritt den Missionaren eine geradezu lähmende Gleichgültigkeit entgegen. Wenn sie nach der Predigt mit den Leuten sprechen, wird kaum jemals einer sagen, er glaube das Gehörte nicht. Sie sind ganz empört, wenn man ihnen vorhält, daß sie die Wahrheit verachteten. Die Glaubensboten bekommen hier weder Widerspruch noch Spott zu hören. Aber die stumpfen Leute stimmen nur mit den Lippen bei, im Herzen bleiben sie gegen die Botschaft und die Boten völlig gleichgültig.

Es gehört viel christliche Geduld dazu, unter solchen Umständen unverdrossen weiterzuarbeiten. Da lernt man für jeden kleinen Erfolg, für jeden einzelnen Lichtstrahl danken. In jüngster Zeit kehrte ein früher von Missionar Price getaufter Mann, der vor drei Jahren durch seine heidnischen Verwandten zum Abfall verführt worden war, reumütig zurück und legte in der Kirche ein offenes Bekenntnis ab. Solche Erlebnisse müssen für manche traurige Erfahrungen Ersatz geben, und wenn unter den Christen von Mpapua einige gefunden werden, bei denen ein Vorwärtskommen in ihrem persönlichen Christentum, sowie in ihrem Eifer für die Bekehrung der Heiden zu bemerken ist, so knüpft sich daran die Hoffnung, daß auch diejenigen, die der nüchtern urteilende Mis-

sionar einstweilen nur als Namenchristen bezeichnen zu müssen glaubt, einer bessern Zukunft entgegengehen.

Nicht ganz so düster ist das Bild, das uns in Kisokwe entgegentritt. Der Ort erinnert heute noch an seine ursprüngliche Bestimmung, Fruchtgarten und Kornkammer der Mission zu sein. Hier werden die prachtvollsten Bananen, Datteln, Apfelsinen, Papayafrüchte u. dergl. gezogen. Es fehlt aber auch nicht an Früchten geistlicher Art. Die Seelenzahl ist hier größer, als auf jeder der anderen Stationen; auch die Taufe wird häufiger begehrt. Als Missionar Fincher im Jahre 1898 einzog, kamen ihm zu seiner freudigen Überraschung etwa 200 Eingeborne ein Stück Wegs entgegen und begleiteten ihn unter Hymnengesang bis zum Missionshaus. In den Unterrichtsstunden drängten sich die Leute förmlich und die kleine Kirche konnte die Zahl der Besucher kaum fassen, sodaß bald ein größerer Raum für die Gottesdienste beschafft werden mußte. Außer der Station giebt es noch drei Predigtplätze in der Nachbarschaft; über Mangel an Hörern wird auch dort nirgends geklagt. In Kisokwe selbst wohnt eine große Kinderschar; 60 Knaben und Mädchen werden als Kostschüler in zwei getrennten Häusern auf der Station gehalten. Aus ihren Reihen wurden schon wiederholt die begabtesten Schüler nach Freretown zu weiterer Ausbildung gebracht. Als eine besonders erfreuliche Erscheinung ist bei dieser Station die rege Beteiligung der schwarzen Christen an der Gewinnung ihrer Landsleute zu erwähnen. Eine junge Frau, die Tochter des Häuptlings Madumiro, die als Hausmutter die Aufsicht über die Kostschülerinnen führt, zeigt sich besonders geschickt dazu. Da ist ferner in Chunyo, einem abgelegenen Dorfe, ein etwa 16jähriger junger Mann, der aus eigenem Antrieb jeden Abend die Dorfbewohner zur Andacht zusammenruft. Er kommt zwei- bis dreimal in der Woche auf die Station, um den Unterricht des Missionars zu genießen, daheim aber giebt er das Empfangene

weiter. Sonntags bringt er in der Regel andere Leute mit Zu seiner Freude hat sich auch seine alte Mutter unter die Taufbewerber aufnehmen lassen, und trotz ihrer vorgerückten Jahre kommt sie regelmäßig zum Unterricht. Ebenso lobenswert ist das, was uns von einer aus 18 Christen bestehenden Evangelistenschar erzählt wird, die die Wasserplätze in der Nähe der Station unter sich verteilt haben. Es giebt drei Stellen am Flusse, wo die Wagogo am liebsten Wasser schöpfen. Dahin ziehen diese eingebornen Helfer am Sonntag, um den Wasserträgerinnen eine ähnliche Gabe anzubieten, wie sie einst Jesus der Samariterin am Brunnen reichte. Auf diese Weise hören viele etwas von göttlichen Dingen, die wegen der großen Entfernung nicht zu den Gottesdiensten auf die Station kommen. Anfangs wurden die christlichen Männer und Frauen bei diesem ungewöhnlichen Beginnen zwar belacht und verspottet, sie haben das aber ruhig ertragen und werden jetzt ohne Störung angehört.

Da Kisokwe an der Grenze von Ugogo liegt, haben sich die Blicke der Missionare oft auf die Bewohner dieser großen Landschaft im Westen gelenkt, ja es sind auch wiederholt Abgesandte der Wagogohäuptlinge erschienen und haben um Lehrer gebeten. Wahrscheinlich dehnt sich die Usagara-Mission mit der Zeit gerade nach dieser Seite aus. Als Vorbereitung dazu haben die Glaubensboten einige Predigtreisen durch Ugogo unternommen. Die dabei gemachten Erfahrungen waren von ganz verschiedener Art. Price fand im Jahre 1893 ein Entgegenkommen, wie nirgends sonst. Er berichtet davon: „Ich habe einen Besuch in Ugogo gemacht. Der Häuptling von Idwidili lud mich ein. Ich sollte sein Volk, unter dem die Pocken wüteten, impfen. Das konnte ich nicht, weil ich keine Lymphe mehr hatte. Ich ging aber doch hin und fand das Volk wunderbar vorbereitet, das Evangelium zu hören. Die Krankheit hatte die Leute sehr mürbe

gemacht. Am Sonntag waren ihrer wohl 1000 beisammen. Sie hörten uns ganz aufmerksam zu. Ich hatte zwei junge Männer von der Station bei mir, die mich beim Sprechen ablösten, sodaß unsere Verkündigung drei Stunden dauerte. Nachdem wir unsere Botschaft ausgerichtet hatten, fragte ich, wer von ihnen sich wirklich zu Gott kehren, das alte Sündenleben bereuen und an Christus den Heiland glauben wolle. Sogleich stand die ganze Menge fast ausnahmslos auf, streckte beide Hände empor und rief laut: „Wir bereuen, o Gott! Jesus Christus, hilf uns, rette uns!“ So etwas hatte ich noch nie erlebt. Ich betete dann und sie sprachen mir das Vaterunser nach. Darauf nahm ich sie beim Wort und sagte: „Wenn ihr wirklich Reue spürt, so will euch Gott vergeben, euch retten; er wird euch ein neues Leben geben, welches besser ist, als dieses hier, das voll Übel, Krankheit und Unruhe ist. Wenn ihr aber wollt, daß Gott euer Vater sein soll, so müßt ihr das Hassen, Kämpfen und Morden aufgeben, müßt einander lieben und alle Menschen lieben.“ Darauf erwiderten sie: „Ja, wir wollen nun unsere Waffen wegthun.“ Später hörte ich, wie einer sagte: „Er macht unsere Herzen hell!“ Sie baten mich, zu bleiben, unter ihnen zu wohnen und mehr von Gott zu erzählen; sie wollten mir auch ein Haus bauen und eine Frau geben. Wenn ich nur gelegentlich einmal zu ihnen käme, vergäßen sie das Gehörte gar so bald. Ich sagte ihnen darauf, eine Frau wollte ich nicht von ihnen haben, aber wenn ich zu ihnen käme, würde ich mit anderen Forderungen vor sie treten.“

Neben diesen guten Erfahrungen des einen Missionars stehen gegenteilige von Seiten eines andern. Beverley machte wenige Jahre später wieder eine Reise durch Ugogo, von einigen guten Christen begleitet. Er kam aber diesmal gar nicht zum Predigen. Es wurde gerade ein großes heidnisches Fest mit Trinkgelagen und unsittlichen Tänzen gefeiert. Die Eingebornen

kamen zwei Monate lang nicht aus dem Festtaumel heraus. Beverley hatte die Heiden noch nie in so schrecklicher Verfassung gesehen. Das war ein Dämpfer auf die durch Price angeregten Hoffnungen. Sobald es dem Volke gut geht, ist es für das Wort von der Buße und Bekehrung verschlossen. Immerhin mehren sich die Anzeichen, daß sich das Evangelium nach Westen hin Bahn brechen wird.

Alles in allem ergiebt sich, daß die Sendboten der C. M. S. mit der Usagara-Mission eine sehr schwere Arbeit übernommen haben. Das Land ihrer Wahl gleicht offenbar dem hartgetretenen Wege, auf dem die gute Saat nicht eindringen kann. Die große Völkermischung an der Karawanenstraße mag ja insofern ihr Gutes haben, als dadurch manches Samenkorn bis in die fernsten Teile von Innerafrika getragen wird. Dr. Pruen schrieb im Jahre 1887: „Wir haben eine ganze Musterkarte von Afrikanern hier in Mpapua, meist krankes Volk, das von vorüberziehenden Karawanen zurückgelassen wurde. Neben Sansibarleuten sieht man Wanyamwezi, Wasagara, Wagogo, einen Mann von Udschidschi, eine Frau von Manuyema, dem Lande der Kannibalen u. s. w.“ Diese Mischung der Bevölkerung hat sich unter dem deutschen Regiment, das die Verkehrsstraßen gesichert hat, eher noch vermehrt. Die Christen von Mpapua stammen nur zum vierten Teile aus Ugogo, die andern aus allen möglichen Gegenden; am stärksten sind die Wanyamwezi vertreten, die von je die Hauptrolle unter den Karawanenleuten spielten.

Die Spracharbeiten, die Missionar Price begonnen und Beverley in neuester Zeit fortgesetzt hat, stecken noch vielfach in den Anfangsschwierigkeiten. Vom Neuen Testament ist wenigstens ein Teil übersetzt, die Evangelien und einige Episteln. Außerdem giebt es ein Liederbuch in Kigogo und andere kleine Sachen. Auch damit wird eine Saat auf Hoffnung ausgestreut. Mehr als anderswo, müssen sich die Glaubensboten in Mamboia,

Mpapua und Kisokwe in der Geduld üben und sich an den Trost halten: „Siehe, ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde und ist geduldig darüber, bis er empfange den Morgenregen und Abendregen. Seid ihr auch geduldig und stärket eure Herzen.“ Jak. 5, 7. Ihre Brüder in Uganda, deren ehemalige Wegstationen sie besetzt halten, sammeln bereits ungezählte Garben ein. Wann wird die Zeit kommen, wo auch sie ernten dürfen ohne Aufhören?

Die Berliner Mission im Küstengebiet.

1. Der Beginn in Sturm und Drang.

Als im Jahre 1884 der Grund zu den deutschen Erwerbungen in Ostafrika gelegt war, gingen die Wogen der politischen Bewegung bei uns sehr hoch. Auch die Missionskreise blieben nicht unberührt davon. Begeistert kehrten einige Pfadfinder der Kolonialpolitik aus Ostafrika zurück; sie traten mit zündenden Worten in die kirchlichen Kreise Berlins und riefen zu neuen Missionsunternehmungen auf. Ihre Reden waren vielleicht nicht ganz frei von Schwärmerei und zeugten auch nicht gerade von einem eingehenden Studium der bisherigen ostafrikanischen Mission, aber das Erfreuliche an ihnen war, daß sie von einer Kolonisation der neuen Gebiete ohne Christentum nichts wissen wollten. Ihr Ruf verhallte nicht ungehört. Die kirchlich Gesinnten unter den Kolonialfreunden nahmen den Gedanken auf und ließen es sich angelegen sein, mit den kolonisatorischen Bestrebungen auch christliche zu verbinden. Je länger je mehr wuchs in ihnen die Neigung selbständig vorzugehen.

Man fragt sich, warum nicht eine der alten Missionsgesellschaften, deren Deutschland damals 12 besaß, die Sache in die Hand nahm. Es fehlte an dringenden Anfragen und Bitten bei ihnen nicht. An maßgebender Stelle war man sich auch völlig

darüber klar, daß die Erwerbung der Kolonialgebiete ein Aufthun neuer Pforten für die Heidenmission bedeute und daß es die Aufgabe deutscher Missionare sei, diejenigen Gebiete zu übernehmen, die von den in unserm Gebiet wirkenden englischen Glaubensboten unbesetzt geblieben waren. D. Warneck, der Leiter der einflußreichsten deutschen Missionskonferenz, erwarb sich das Verdienst, diese Gedanken in die weitesten Kreise zu tragen und das deutsche Volk zu neuen Missionsopfern aufzurufen. Er betonte dabei freilich auf Grund seiner Studien und Erfahrungen, daß es unklug wäre und nur zu einer Zersplitterung der Kräfte führe, wenn man zur Bewältigung der neuen Aufgaben neue Missionsgesellschaften gründen wollte. Die alten Gesellschaften wiederum, zumal Berlin I und Leipzig, verhielten sich keineswegs ablehnend zu den auftauchenden Plänen, nur mochten sie nichts übereilen. Die Verhältnisse in Ostafrika waren noch so verworren und der deutsche Besitz in seinen Grenzen noch so wenig festgelegt, daß es nicht ratsam schien, eilig vorzugehen. Die Folgezeit hat ihr Zaudern in mehrfacher Hinsicht gerechtfertigt. Der bald ausbrechende Buschiriaufstand fügte den jungen wie den alten Missionsunternehmungen empfindlichen Schaden zu, die später folgenden Grenzabmachungen aber brachten neue Verlegenheiten. In Bayern hatte man z. B. in der ersten Begeisterung einen Missionsverein gegründet, der den ausgesprochenen Zweck verfolgte, in den neuen deutschen Gebieten Mission zu treiben. Er erwählte das Land der Wakamba im Hinterland von Mombasa. Aber kaum hatten sich seine ersten Sendboten unter diesem Volk niedergelassen, als die deutsch-englische Grenzregulierung erfolgte. Dabei wurde zu ihrer peinlichen Überraschung Ukamba den Engländern zugesprochen, unter deren Regiment es mit der damals angelegten lutherischen Mission noch heute steht.

Man kann also das Zaudern der alten Missionsgesellschaften

nicht ungerechtfertigt finden. Die oben erwähnten Freunde der Kolonialpolitik aber verstanden ihr Zögern nicht. So kam es zur Gründung einer neuen selbständigen Gesellschaft, der evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika, die, weil sie ihren Sitz in Berlin nahm und die dritte am Orte war, den abgekürzten Namen Berlin III empfing.

Die neue Vereinigung, in der neben Männern, wie Graf A. Bernstorff und Pastor Diestelkamp auch Frauen mit raten und thaten wollten, kam längere Zeit zu keiner klaren Entscheidung über die einzuschlagenden Wege. Die einen, und das waren wohl hauptsächlich die Frauen, wünschten in erster Linie Krankenpflege zu treiben und damit im muhammedanisch-heidnischen Lande einen kräftigen Thatbeweis für die Herrlichkeit des Christentums zu liefern. Andere stellten die geistliche Pflege der deutschen Beamten und Kolonisten in den Vordergrund, während von dritter Seite doch auch die Notwendigkeit der direkten Bekehrungsarbeit an den Eingebornen betont ward. Wäre eine der größten und leistungsfähigsten Missionsgesellschaften damals in die Arbeit getreten, so hätte diese sich vielleicht den so verschiedenen Aufgaben gewachsen gezeigt, vorausgesetzt, daß sie auf alles dies eingegangen wäre. Die junge Gesellschaft aber bekam bei den vielseitigen Anforderungen, die sie selbst herbeigerufen hatte, einen schweren Stand. Sie konnte weder die erforderlichen Mittel, noch die nötigen Männer auftreiben und sah sich in der Folgezeit genötigt, von einigen der gewählten Arbeiten freiwillig zurückzutreten. Zuerst von der Krankenpflege, die von der Regierung übernommen wurde. Ein Teil der Frauen, die bei der Gründung der Missionsgesellschaft beteiligt waren, ging bald eigene Wege und rief den „Frauenverein für Krankenpflege in unsern Kolonien“ ins Leben, der heute die Krankenhäuser in allen unsern Schutzgebieten mit Pflegerinnen versorgt. Auch die geistliche Versorgung unsrer Landsleute ist nach und nach

zu einem selbständigen Amte unter der Leitung des preußischen Oberkirchenrats geworden, sodaß sich die Missionsgesellschaft je länger je mehr auf die Ausbreitung des Evangeliums unter den Eingebornen beschränkte. Im Anfang aber wurden, wie gesagt, alle drei Aufgaben in Angriff genommen.

Auch die enge Verbindung mit den kolonialpolitischen Kreisen wurde allmählich aufgegeben. Bei diesen trat bald das Bestreben hervor, die Missionsleute in den Dienst der Politik zu stellen, ein Weg, der schlechterdings ungangbar ist für die Diener des Herrn, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. Auf die Tage der ersten Begeisterung folgte eine Zeit der Klärung und Scheidung. Die Männer, die die Geschäfte der Missionsgesellschaft führten, hatten da zuweilen keinen leichten Stand. Kein Wunder, daß die Personen oft wechselten. Zuerst stellte man den erfahrenen „Afrikaner" Dr. Büttner an die Spitze, der aber bald einem früheren indischen Missionar P. Beyer Platz machte. Ihm folgte P. Winkelmann, von dem die Geschäfte vorübergehend auf einen früheren Missionar der Gesellschaft übergingen, bis der jetzige Missionsinspektor Lic. Trittelvitz die Leitung übernahm.

Um die erforderlichen Missionare zu gewinnen, klopfte der Vorstand an verschiedenen Thüren an. Er wandte sich an die alte Berliner Missionsgesellschaft und erhielt von dieser die Zusage, daß sie wohl einige der in ihrem Seminar ausgebildeten Zöglinge überlassen würde, falls sie entbehrt werden könnten. Von dort ist auch thatsächlich ein tüchtiger Mann gekommen, Missionar Krämer, von dem später ausführlicher geredet werden wird. Weiter ging man an die Pilgermissionsanstalt St. Chrischona bei Basel, die seit langer Zeit Beziehungen zu Ostafrika hatte. Sie stellte ihren erfahrenen Missionar Greiner zur Verfügung, einen Schüler des Waisenhausvaters Schneller in Jerusalem, der bereits in Ägypten und Abessynien thätig gewesen war. Aber diese wenigen Männer, so tüchtig sie

auch waren, genügten bei weitem nicht für die Größe der Aufgaben, die man sich gestellt hatte, zumal da das ostafrikanische Klima so sehr an der Kraft des Europäers zehrt, daß auch der tüchtigste Mann nur halbe Arbeit verrichten kann. In dieser Verlegenheit wurde Pastor v. Bodelschwingh in Bethel bei Bielefeld um Hilfe angegangen. Er sollte aus seinen weitverzweigten Anstalten Diakonen, Diakonissen und Missionare abgeben. Der liebeseifrige Mann, der nichts lieber thut, als den Elenden aus ihrer Not zu helfen, sagte seinen Beistand zu. Diakonen und Diakonissen, wie sie für die Krankenpflege in Ostafrika gerade gebraucht wurden, standen bei ihm in größerer Zahl zur Verfügung, sodaß sie sogleich ausziehen konnten. Und auch für Missionare hat er seitdem immer Rat geschafft. Bei seinen guten Verbindungen mit den kirchlichen Kreisen in Norddeutschland fiel es ihm nicht schwer, junge Theologen in das Kandidaten-Konvikt von Bethel zu ziehen, um sie hier durch wissenschaftliche Studien und praktische Thätigkeit in den Kranken- und Pflegehäusern der Anstalt für den Dienst in Ostafrika vorzubereiten. Fast sämtliche Missionare, die wir auf den nachfolgenden Blättern kennen lernen werden, sind durch diese Vorschule gegangen.

Sehen wir nun, wie die Arbeit auf dem Missionsgebiet begann. Sämtliche alte und neue Unternehmungen in Ostafrika hatten damals noch ihren Ausgangspunkt in Sansibar, dessen Sultan Said Bargasch den Europäern dabei behilflich war, wenn auch nur notgedrungen. Mit Missionsanstalten war aber die Insel durch die Universitäten-Mission schon genügend versorgt. Für deutsche Missionsarbeit war also kein Platz mehr. So mußte man sich hier auf die Krankenpflege beschränken. Dafür schien aber auch Sansibar der allergeeignetste Ort zu sein. Die von der Seeluft umwehte Insel ist gesunder, als irgend ein Platz an der Küste. Hier lief der ganze Schiffsverkehr von den Küstenplätzen zusammen. Obendrein hatte man hier die

größte Sicherheit für Leben und Eigentum. Kurz, viele günstige Umstände kamen zusammen, um Sansibar als den gegebenen Ort für ein deutsches Krankenhaus erscheinen zu lassen. Die erste Schwester, die in den Dienst der Missionsgesellschaft trat, war Marie Rentsch, eine in der Krankenpflege bewährte Kraft. Sie wurde am 30. Mai 1887 in der Elisabethkirche zu Berlin eingesegnet und kam am 20. Juli in Sansibar an. Dort fand sie bei Farbigen und Weißen die freundlichste Aufnahme, besuchte die Kranken, nahm eingeborne Kinder in ihr Haus und gewann in hohem Grade das Vertrauen der Schwarzen. Ein Vierteljahr später gesellte sich Schwester Aug. Hertzer aus dem Königsberger Diakonissenhause zu ihr. Nun ging man an die Einrichtung eines Hospitals, in welchem die „Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft" alle ihre erkrankten Angestellten unterzubringen versprach. Mit Hilfe des Generalkonsuls mietete man das einem Goanesen gehörige Haus in der Stadt, das Ende April 1888 eingeweiht werden konnte. Bald darauf lagen alle Zimmer voll von Kranken, sodaß die Pflegekräfte kaum ausreichten. Weil infolge des immer wachsenden Zuzugs von Patienten auch der Raum eng wurde, kam man auf den Gedanken, eine leichtgebaute Baracke von Deutschland kommen zu lassen und auf dem platten Dache aufzustellen. Das konnte aber doch nur als Notbehelf gelten. Daher suchte man nach einem geeigneten Bauplatz draußen am Meer. Bald war ein solcher gefunden, der für ein neues Krankenhaus und eine daneben zu erbauende Kirche groß genug war, und vom Sultan auf 100 Jahre gemietet ward. Als jährlicher Mietzins sollten ihm 200 Dollars gezahlt werden, auf die er aber später aus Freude über eine im Krankenhause eingerichtete Poliklinik für Araber und Neger verzichtete. Wenn wir hören, daß im ersten Jahre etwa 1000 Patienten behandelt wurden, so ist daraus zu ersehen, daß die Krankenpflege nicht nur den deutschen Landsleuten, sondern auch den Eingebornen zu

Gute kam. In der Heimat fand der Aufruf zu einer Sammlung für den Krankenhausbau an vielen Orten einen freudigen Widerhall. Als der schöne Plan aber eben zur Ausführung kommen sollte, traten politische Ereignisse dazwischen. Der Buschiri-Aufstand war durch v. Wissmanns kraftvolles Vorgehen niedergeschlagen. Im Zusammenhang damit geschah die Auseinandersetzung über die deutschen und englischen Ansprüche an der Küste. Dabei wurde Sansibar endgültig unter das Protektorat Englands gestellt, Deutschland aber erhielt freie Hand über das Festland von der Küstenstadt Wanga im Norden bis zur Rowuma-Mündung im Süden. Nun konnte man sich nicht zu einem großen Krankenhausbau auf dem englischen Sansibar entschließen. Dar-es-Salaam war als Hauptstadt für die deutsche Küste ersehen und dahin verlegte man den Bau des Hauses. Hier hatten sich aber inzwischen traurige Dinge abgespielt, bei denen auch die Missionsgesellschaft in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Am 16. Juni 1887 war der erste Missionar der Gesellschaft, Johann Jakob Greiner aus Baden, mit seiner Frau und einer jungen Nichte Marie Fingerlin in Sansibar angekommen und bald darauf nach Dar-es-Salaam weitergereist. Damals bestand der Dampferverkehr zwischen beiden Orten, der heutzutage die Überfahrt in wenigen Stunden bewerkstelligt, noch nicht. Man mußte sich mit den elenden Segelbooten der einheimischen Schiffer begnügen. Auf einer solchen Dhau lernte Greiner mit den Seinen alle Widerwärtigkeiten der ostafrikanischen Küstenfahrt kennen. Der gerade herrschende Südwestmonsum ließ das Fahrzeug kaum von der Stelle kommen. Nach langen Irrfahrten ward am vierten Tage endlich eine Stelle entdeckt, wo man landen konnte. Dar-es-Salaam sollte von hier nur noch einige Stunden entfernt sein. Darum beschlossen die Missionsgeschwister, zu denen sich ein Beamter der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft gesellt hatte, den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Sie sahen

sich aber furchtbar enttäuscht. Die Entfernung war drei oder viermal so groß, als man ihnen gesagt hatte. Von einem ordentlichen Wege war keine Rede. Sie mußten bald durch Sümpfe und hohes Gras waten, bald sich durch Gesträuch und dichtes Gestrüpp hindurchwinden. Wären sie alle munter gewesen, so hätte es noch gehen mögen. Aber der junge Mann, der sich den Missionsleuten angeschlossen, hatte Fieber bekommen und mußte von vier Eingebornen auf einer Tragbahre transportiert werden. So überraschte die Nacht unsre kleine Reisegesellschaft. Was nun thun? Man hatte kein Reisezelt für die kurze Seefahrt mitgenommen, und in der Wildnis ohne ein solches zu übernachten, wäre Vermessenheit gewesen. So baten sie in einem der kleinen Stranddörfer um ein Nachtlager, das sie auch erhielten; es fiel freilich hart und dürftig genug aus. Am nächsten Morgen gab es noch vier Stunden zu marschieren. Gegen Mittag des fünften Tages lag endlich Dar-es-Salaam vor ihnen. Auch für Frau Greiner, die sich auf den ungebahnten Wegen die Füße wund gelaufen hatte, war auf diesem letzten Teil der Reise eine Traggelegenheit beschafft worden, sodaß der erste Missionar für Dar-es-Salaam recht kleinlaut an seinem Bestimmungsorte eintraf. Erst als die Eingebornen den Reisenden mit vielen freundlichen Jambo-Grüßen entgegentraten und das sogenannte Usagarahaus der Ostafrikanischen Gesellschaft ihnen seine gastlichen Pforten öffnete, konnten sie die soeben erlittenen Mühsale und Gefahren vergessen.

Dar-es-Salaam ist durch seine natürliche Lage — es hat den schönsten Hafen an der deutschen Küste — zu einem Stützpunkt für die auf das Innere des Landes gerichteten Bestrebungen wie geschaffen, sein Name aber verlockt geradezu zur Anlage einer Missionsstation. Er bedeutet „Stätte des Friedens“. Kann es eine passendere Bezeichnung für einen Missionsplatz geben? Der Ort glich bei Greiners Ankunft einem Kinde, das gerade

vom Schlaf erwacht. Die Führer der Kolonialbewegung hatten die ganze Küste gegenüber Sansibar abgesucht und hier endlich gefunden, was sie brauchten. Zwischen Korallenriffen, die die Macht der Brandung brechen, öffnet sich die schmale Einfahrt zum Friedenshafen. Zwei mit Palmen bestandene vorspringende Halbinseln verdecken dem Seefahrer das Hafenbecken, bis er unmittelbar in dasselbe einläuft. Es ist so weit und tief, daß eine ganze Menge der größten Dampfer hier gleichzeitig vor Anker gehen kann. Die günstige Lage hatte schon vor der deutschen Besitzergreifung die Blicke auf sich gezogen. Ein früherer Sultan von Sansibar, der sich auf seiner Insel nicht recht wohl fühlen mochte, gedachte Dar-es-Salaam zu seiner Residenz zu machen. Er hatte ganze Scharen von Bauleuten geschickt, um einen glänzenden Palast zu errichten. Zugleich war ein englischer Ingenieur gekommen und hatte in seinem Auftrage eine breite Straße durch Usaramo zu bauen begonnen. Da war der Herrscher plötzlich gestorben, und sein Nachfolger ließ die Pläne fallen. An die Stelle des lebhaften Bauens und Treibens trat wieder die Friedhofsstille. Der Bau verfiel und auf der Mackinonstraße wuchs das Gras. So fanden unsere Landsleute den Ort im Jahre 1885. Sie fingen an, den Schutt hinwegzuräumen und sich häuslich einzurichten. Generalsekretär Leue, der Bevollmächtigte der Ostafrikanischen Gesellschaft, besorgte mit einigen andern deutschen Männern die Angelegenheiten der neuen Kolonialverwaltung. Ihm gelang es, mit dem Wali (Statthalter) und dem Kadi (Richter) von Dar-es-Salaam, die noch als Untergebene des Sultans galten, in ein leidlich gutes Verhältnis zu kommen und den nicht gerade zahlreichen Bewohnern der Stadt klar zu machen, daß eine neue Zeit für sie gekommen sei, was nicht zu ihrem Schaden sein sollte, wenn sie sich freundlich zu den Ankömmlingen stellen würden.

Unter solchen Verhältnissen trat unser Missionar ein. Seine

erste Aufgabe war der Bau einer gesunden Wohnung. Greiner besah sich die Grundstücke in der Nähe der Stadt und fand bald einen Platz, der sich zur Anlage einer Missionsstation trefflich eignete. Es war die nördlichste der beiden Halbinseln zwischen Hafen und Meer. Ein Teil davon gehörte einem Araber und war schon zu einer Schamba (Pflanzung) benutzt; das Übrige lag unbebaut da, aber das Land war fruchtbar und die Lage wegen des Seewindes so gesund, als sie in Dar-es-Salaam nur überhaupt gefunden werden konnte. Nach umständlichen Verhandlungen ward die ganze mit Palmen und mächtigen Affenbrotbäumen bestandene Spitze der Halbinsel an die Mission übergeben. Greiner legte ihr den Namen „Immanuelskap" bei und ging sogleich daran, unter den Palmen eine Stätte zu errichten, wo das Wort Gottes den Christen, Muhammedanern und Heiden gepredigt werden könnte.

Der Hausbau, der ganz in seinen Händen lag, brachte selbst für den an afrikanische Verhältnisse gewöhnten Mann unsäglich viel Mühe und Verdruß mit sich. Zunächst war er der Landessprache noch nicht mächtig und mußte den Eingebornen alles durch einen Dolmetscher sagen lassen. Der von Sansibar gekommene Zimmermann verstand sich nicht auf die Handhabung europäischer Werkzeuge und die Suahelimaurer waren arbeitsscheue Gesellen. Bald mußte Greiner Anweisung zum Behauen der Balken geben, bald die in Unordnung gekommene Brettersäge wieder einrichten. Hier galt es Kalk aus Korallensteinen zu brennen, dort eine Schiffsladung mit Bausteinen schnell aufzukaufen, bevor die schlauen indischen Händler das wertvolle Material an sich brachten, um es nach einigen Stunden mit hohem Profit an ihn weiter zu verhandeln. Kurz, trotz der günstigen Lage am Meer hatte der Missionar fast dieselbe Mühe vom Bau, wie in irgend einer einsamen Gegend Innerafrikas.

Zu der Arbeit kam bald viel Krankheit. Zuerst bei seiner Frau und ihrer jungen Gehilfin. Das böse Fieber ward ihr täglicher Gast. Europäische Pflegerinnen gab es damals in Dar-es-Salaam noch nicht, so blieb dem guten Manne, wenn er todmüde von des Tages Last und Hitze nach Hause kam, nichts übrig, er mußte die kranke Frau und Nichte pflegen. Glücklicherweise hielt seine Gesundheit lange Stand. Später hat er freilich auch viele Fieberanfälle zu bestehen gehabt, ganz zu schweigen von den Beulen und Geschwüren, die seine Glieder bedeckten. Als das geschah, lag aber schon nicht mehr alle Arbeit auf seinen Schultern; die Missionsgesellschaft schickte gegen Ende des Jahres 1887 den Lehrer Gobau Desta, der früher mit ihm in Abessynien gewesen war, und den Diakon Karpinski zu seiner Unterstützung. Sie haben bei der Weiterführung des Baues und der Urbarmachung des Grundstücks wacker geholfen.

Inzwischen hatte auch die geistliche Arbeit begonnen. Zuerst unter den deutschen Landsleuten. Eine der ersten Amtshandlungen, die Greiner unter ihnen zu vollziehen hatte, war das Begräbnis des Baumeisters Wolff, eines treuen und gewissenhaften Mannes, der im Auftrag der Ostafrikanischen Gesellschaft stand. Unser Missionar übernahm selbstverständlich die Pflicht, bei dem feierlichen Begräbnis, an dem sich alle weißen und schwarzen Bewohner der Stadt beteiligten, die Überlebenden auf den Ernst des plötzlichen Todesfalls hinzuweisen. So ward er ungesucht zum Seelsorger seiner Landsleute, für die er nach Fertigstellung seines Hauses in regelmäßigen Zwischenräumen deutsche Gottesdienste abhielt. Leider war die Beteiligung oft ganz gering, so sehr sich auch die Zahl der Deutschen mit jeder neuen Schiffsgelegenheit mehrte.

Aber die geistliche Versorgung der deutschen Landsleute war doch nur als Nebenaufgabe des Missionars zu betrachten. Sein eigentlicher Auftrag wies ihn an die Eingebornen des

Landes, die Muhammedaner und Heiden. Ihnen das Wort Gottes nahezubringen, ließ er sich schon während der Bauarbeit angelegen sein. An den Wänden seiner Wohnung hingen Sprüche in arabischer Schrift. Der Wali äußerte einst bei einem Besuch sein Wohlgefallen daran und fragte auch nach arabischen Büchern. Damit konnte ihm Greiner dienen. Er brachte dem Muhammedaner ein schön gebundenes arabisches Neues Testament, aus dem der Besucher nun 1. Kor. 15 und einige andere Stellen laut vorlesen mußte. Ein ander Mal kam ein vornehmer Inder und wollte von Jesu hören. Ihm ward der erste Teil der Bergpredigt vorgelesen und erklärt. Auch zu seinen Bauleuten konnte der Missionar bei Gelegenheit manches gute Wort reden. Zu einer geregelten Missionsthätigkeit aber kam es zunächst noch nicht, höchstens die Erziehung einer Anzahl schwarzer Sklavenkinder konnte als eine solche bezeichnet werden. Diese Kleinen waren einem arabischen Sklavenhändler abgenommen und über Sansibar nach Dar-es-Salaam gebracht worden. Vor wenigen Wochen hatten sie noch vor der Peitsche des Sklavenhändlers gezittert, jetzt durften sie im Missionshause den Sonnenschein der christlichen Liebe genießen. Kein Wunder, daß sie zu den Hauseltern mit inniger Dankbarkeit aufschauten. Besonders als sie ihr erstes Weihnachtsfest auf der Station erlebten, ging ihnen das Herz auf. Unter dem Christbaum, der für sie geschmückt wurde, sahen sie ihre neuen Eltern mit glänzenden Augen an. Natürlich konnten sie noch nicht recht verstehen, was an diesem Abend gefeiert ward, aber daß sie jetzt frei und glücklich waren, wußten sie alle; vielleicht ahnten sie auch etwas von der wahren Weihnachtsfreude, die allem Volke widerfahren ist, als bei den Klängen des Harmoniums das liebliche Lied ertönte: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit.“ So schön war Weihnachten noch nie in Dar-es-Salaam gefeiert worden. Nun schien der Name „Stätte des Friedens“

zur Wahrheit zu werden. Die Friedensboten hofften in kurzer Zeit den Missionsacker bestellen zu können.

Da zogen aber plötzlich dunkle Wolken am Horizont auf. Im Sommer 1888 kam der Vertrag zwischen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und dem Sultan von Sansibar zu Stande, wonach die ganze Küste des jetzigen Deutsch-Ostafrika unter die Verwaltung dieser Gesellschaft gestellt ward. Die Ausführung stieß jedoch auf unerwartete Schwierigkeiten. Die Bewohner der Küstenstädte wollten es sich nicht gefallen lassen, daß über ihre Köpfe hinweg über sie verhandelt wurde. Die Stimmung zwischen den neuen Herren des Landes und den Eingebornen, die unter dem Einfluß der Araber standen, ward täglich gereizter. Die Erregung stieg aufs höchste, als die deutsche und englische Regierung die bekannte Blockade der ostafrikanischen Küste ins Werk setzte, um dem schändlichen Sklavenhandel die Lebensader zu unterbinden. Jetzt rafften sie sich zu einem letzten Verzweiflungskampf auf. In allen größeren Küstenstädten, wo sich Deutsche niedergelassen hatten, brach der Aufruhr los, zuerst in Pangani, dann in Tanga, Kilwa u. s. w. An letzterem Orte sammelten sich 15 000 Rebellen, deren Anführer in eine Moschee zogen und den „Christenhunden" den Tod schworen. Buschiri führte die wilde Rotte an.

Gegen Ende des Jahres wurden die Bewohner der Missionsstation wiederholt durch die Nachricht erschreckt, daß die Aufständischen es auch auf ihre stille Niederlassung am Immanuelskap abgesehen hätten. Die unschuldige Ursache dazu waren die befreiten Sklavenkinder, die auf der Missionsstation untergebracht worden waren. Die Missionsgeschwister hatten sich der armen Kleinen liebevoll angenommen und nichts Arges dabei gedacht. Die Araber aber sahen mit verbissener Wut, wie die Kinder, die sie als ihr Eigentum betrachteten, im Hause dieser Europäer gehalten wurden. Die deutschen Beamten von

Dar-es-Salaam waren über die Pläne der Aufständischen ziemlich genau unterrichtet und forderten schon im Oktober die Missionsleute zu erhöhter Wachsamkeit auf. Da diese noch immer am großen steinernen Missionshaus zu bauen hatten, mußten die Bauleute in die eine Hand Hammer und Mauerkelle nehmen, in die andere die Waffen zu ihrer Verteidigung. Ein Zeit lang lag beständig ein Fahrzeug unten am Meeresstrande bereit, die sämtlichen Bewohner der Station aufzunehmen. Im Dezember wurde die Lage immer ernster. Die Missionsgeschwister wurden aufgefordert, ihr Gehöft in Verteidigungszustand zu setzen oder in das Haus der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zu kommen. Greiner zog das erstere vor, weil er die schwarze Kinderschar und das Missionseigentum nicht verlassen wollte. In dieser aufregenden Lage wurde das liebe Weihnachtsfest gefeiert. Es war schwer, in die rechte festliche Stimmung zu kommen, zumal für den Hausvater, der Flinten und Patronen zurechtlegen mußte, ehe er die Christbescherung veranstaltete. Diesmal ward ein kleiner Mangobaum auf dem Hofe als Christbaum aufgestellt. Er hatte wenig Kostbares aufzuweisen; aber als die Kerzen ihr Licht auf die 80 Negergestalten warfen, die im Halbkreis umherstanden, ward es doch allen Teilnehmern recht festlich und feierlich zu Mute, zumal da zwei schon länger auf der Station wohnende schwarze Knaben die Weihnachtsgeschichte in Kisuaheli hersagten und der Missionar die Bedeutung des Festes erklärte. Als die Bescherung eben vorüber war und alles im tiefsten Frieden um den Christbaum saß, fielen draußen plötzlich einige Schüsse. Es war zwar nur ein Alarmsignal, das sich in der ganzen Nacht nicht wiederholte, aber es genügte, die Festfreude gründlich zu verscheuchen. An den folgenden Tagen verstärkten sich die Gerüchte von dem Näherkommen der Räuberbanden, sodaß Greiner abwechselnd mit seinen Gehilfen die Nachtwache hielt. Eine unheimliche Stille

lagerte über Dar-es-Salaam. Die Stadt schien wie ausgestorben. Als der Missionar in den letzten Tagen des Jahres einmal ins Usagarahaus ging, lief kein Hühnchen über die Straße, kein Mensch begegnete ihm. Die Eingebornen mochten wissen, was dem Orte bevorstand. Unter banger Sorge gingen die ersten Tage des Jahres 1889 hin. Glücklicherweise war ein deutsches Kriegsschiff angekommen, um den bedrohten Europäern im Notfall beizustehen. Zeitweilig schickte Greiner auch die Frauen hinüber, um sie in Sicherheit zu wissen; alle wertvollen Sachen aber wurden in das befestigte Haus der Ostafrikanischen Gesellschaft geschafft. Am 10. Januar, als man sich schon wieder etwas sicherer fühlte, brach der Sturm los. Frau Greiner, die mit ihrer Nichte ins Missionshaus zurückgekehrt war, rief plötzlich ihrem Manne zu, daß die Aufständischen auf dem Hofe wären. Diese mochten das Haus für verlassen gehalten haben; kaum aber hatten sie die Missionsleute entdeckt, als sie ein fürchterliches Kugelfeuer gegen deren Wohnung richteten. Wunderbarer Weise griff in diesem Augenblick das draußen vor Anker liegende Kriegsschiff in den Kampf ein. Eine Granate sauste über die Köpfe der Angreifer hinweg und setzte ein Wirtschaftsgebäude der Mission in Brand. Greiner erfaßte den günstigen Augenblick und rief seinen Hausgenossen zu, sie möchten mit ihm hinunter an den Strand eilen. Dort lag ein gemietetes Lastboot, in welchem sich schon einer der deutschen Beamten befand. Die Mordbrenner bemerkten anfangs die Flüchtlinge nicht, weil sie das innere Gehöft durchstöberten und mit dem Wegtreiben des Viehes aus dem brennenden Gebäude beschäftigt waren. So gelangten diese glücklich ans Meer. Aber plötzlich erhob sich eine neue Gefahr. Die Revolvergeschütze des Kriegsschiffes richteten sich auf das Boot, in welchem man statt der Freunde die Aufständischen vermutete. Die Kugeln schlugen rechts und links ins Wasser. Eine ging sogar unmittelbar an Greiners Kopf

vorüber, brachte seiner Nichte eine Verwundung an der Hand bei und tötete eine der befreiten Sklavinnen, die sich eben mit beiden Händen ans Boot klammerte, um auch gerettet zu werden. Wunderbarer Weise richtete der Kugelregen weiter keinen Schaden in der Missionsschar an. Auf ihr Winken erkannten die Marinesoldaten endlich ihren Irrtum und schossen nun über die Köpfe der Flüchtlinge hinweg auf die Feinde im Missionsgehöft. Wie groß der Jubel auf beiden Seiten war, als die Geretteten das deutsche Schiff bestiegen, ist unbeschreiblich. Bis auf die zerschossenen Finger bei Greiners Nichte war kein Christ zu Schaden gekommen; selbst von den Suaheligehilfen des Missionars waren einige mitgenommen worden, auch mehrere der befreiten Sklavenkinder. Die andern waren, wie sich später herausstellte, zum Teil ins Gesellschaftshaus geflohen und so vor einer erneuerten Gefangenschaft bewahrt geblieben; einem andern Teile aber war dies traurige Loos wieder zuteil geworden.

Drinnen in Dar-es-Salaam, wo die deutschen Beamten in ihrem befestigten Hause saßen und der feindlichen Übermacht trotzten, tobte der Kampf noch lange. Aber die wohlgezielten Schüsse der „Möwe“ richtete große Verluste unter den Angreifern an. Leider wurde dabei auch die ganze Stadt eingeäschert. Dasselbe Schicksal traf einige Tage später das in der Vollendung begriffene Missionshaus, welches bisher ziemlich verschont geblieben war. Es verschanzten sich 50 bis 60 wohlbewaffnete Araber darin und beschossen eine Dhau der ostafrikanischen Gesellschaft, die einen kranken Kolonisten nach Sansibar bringen sollte. Um das Leben dieses Weißen zu retten, mußte sich der Kommandant der „Möve“ entschließen, einige Granaten in die Missionsstation zu werfen. Dadurch wurde das Wohnhaus völlig zerstört. Mit blutendem Herzen sah Greiner von Bord aus der Verwüstung zu. Die Arbeit so vieler Monate war in wenigen Stunden vernichtet; aus Dar-es-Salaam, der Stätte des Friedens

ward ein Trümmerhaufen. Und doch blieb bei allem Unglück immer noch viel Grund zum Loben und Danken. Als der Hausvater auf dem Schiffe die Häupter seiner Lieben zählte, brauchte er keins zu vermissen. Als er nach einigen Tagen mit seinen Angehörigen die Brandstätte auf dem Immanuelskap besuchten, konnten sie noch immer rühmen: „Immanuel", d. i. „Gott mit uns".

---

2. In Usaramo.

Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker, aber über dir gehet auf der Herr. Jes. 60, 2.

Die Schreckenstage, welche Buschiri und seine Rotte über die deutsch-ostafrikanische Küste gebracht hatten, waren überstanden. Major v. Wissmann, der den Aufstand niedergeschlagen hatte, kehrte hochgeehrt in die Heimat zurück. Nun galt es wiederaufzubauen, was der Krieg zerstört hatte. Als einer der ersten war Missionar Greiner am Platze. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, unter den Trümmern am Immanuelskap aufzuräumen und das zusammengeschossene Missionsgehöft ebenso groß und schön wiederherzustellen. Das neue stattliche Wohnhaus erstand an derselben Stelle, wie das vorige; nur daß es mit Rücksicht auf die eben überstandenen Gefahren noch fester gebaut ward, mit dicken, massiven Mauern und kleinen Fenstern. Die Nebengebäude und eine große Mauer bildeten mit ihm zusammen ein geräumiges Viereck, sodaß das Ganze einigermaßen den befestigten Klöstern des deutschen Mittelalters ähnlich ward. Greiner konnte ja beim Wiederaufbau nicht wissen, welche friedliche Entwickelung Dar-es-Salaam von nun an haben sollte. Die Stadt ist seit jenen Tagen in ungeahnter Weise aufgeblüht.

Sie wurde zum Sitz der Regierung erhoben und hat seitdem ein ganz verändertes Aussehen bekommen. Ihren Mittelpunkt bildet die Europäerstadt dicht am Hafen. Hier reiht sich ein prächtiges Gebäude an das andre: Gouvernement, Zollhaus, Offizierskasino, die Post, die katholische Kirche, das Sewa-Hadji-hospital für Farbige u. a. m. Auch in dem sich anschließenden Stadtteil der Eingebornen sieht es besser aus, als früher. Die wohlhabenden Händler suchen es nach Kräften den Europäern gleichzuthun, und selbst die Negerhütten sind hier, in der Hauptstadt des Landes, mit mehr Sorgfalt gebaut, als anderswo. Für Ordnung und Reinlichkeit auf den Straßen sorgt eine wachsame Polizei und für die Sicherheit der Bewohner die zahlreiche militärische Besatzung. Die Stadt zählt jetzt circa 16 000 Einwohner, unter ihnen nahezu 300 Europäer. Die Eingebornen sind größtenteils Wasuaheli, doch findet man auch fast alle Stämme aus dem Innern des Landes vertreten. Der Karawanenverkehr ist sehr bedeutend geworden und führt allerlei Volk hier zusammen.

Durch alles dies hat auch die Bedeutung von Dar-es-Salaam für die Mission zugenommen. Die Blicke der ganzen Kolonie richten sich mehr und mehr nach der Hauptstadt. Was die Besucher aus dem Innern hier sehen und hören, wird überall herumgetragen. In noch viel höherem Grade wird das geschehen, wenn die geplante Centralbahn von Dar-es-Salaam nach dem Tanganjika-See gebaut wird. Da sollte man nun eigentlich erwarten, daß die Missionsgesellschaft ihre ganze Kraft darangesetzt hätte, auch das Evangelium hier auf den Leuchter zu stellen. Leider ist man nicht über schwache Anfänge dazu hinausgekommen. Als Greiner die Station wieder aufgebaut hatte, ward das Krankenhaus von Sansibar in sie verlegt. Jahrelang fand ein immerwährendes Kommen und Gehen von Kranken und Genesenden statt, bis die Arbeit den Missionsleuten über die Kräfte ging. Sie beantragten selbst die Uebernahme

der Krankenpflege seitens der Regierung. Im Frühjahr 1896 ging die Verwaltung des Krankenhauses denn auch an diese über und im Herbst 1897 wurde die ganze Thätigkeit vom Immanuelskap in das neugebaute schöne Regierungshospital verlegt. Erst jetzt also konnte das Missionshaus für seinen eigentlichen Zweck verwandt werden. Es hat ihm aber auch seitdem nur wenig gedient. Der einzige hier stationierte Missionar wurde meist durch die Seelsorge an den Deutschen in Anspruch genommen, bis auch diese Nebenarbeit in andere Hände gelegt ward. Der preußische Oberkirchenrat faßte die Gründung einer deutschen evangelischen Gemeinde in Dar-es-Salaam ins Auge und sandte im Februar 1898 den Pastor Roloff als ersten Geistlichen aus. Er wohnt und amtiert jetzt noch im Missionshause, welches der Mittelpunkt des evangelischen Lebens geblieben ist. Doch steht zu hoffen, daß die Gottesdienste bald in einer schönen Kirche gehalten werden können. Dank den Bemühungen des Gouverneurs Liebert ward ein ausreichender Baufonds gesammelt sodaß im Frühjahr 1899 die feierliche Grundsteinlegung stattfinden konnte. Ein würdiges Gotteshaus als Mittelpunkt der evangelischen Gemeinde ist um so notwendiger, als die Katholiken, die mit besonderem Nachdruck in Dar-es-Salaam eingesetzt haben, bereits mehrere große Kirchen in und bei der Stadt besitzen.

Die Mission hat nun völlig freie Hand bekommen, aber wegen Mangel an Arbeitern bisher noch nicht viel ausgerichtet. Das ist um so mehr zu bedauern, weil gerade in der Hauptstadt allerlei Volk zusammenströmt. Es ist auch anzunehmen, daß viele, die nicht weiter im Lande herumkommen, die evangelische Mission nach ihren Leistungen an diesem wichtigen Punkte beurteilen werden. Missionar Cleve, der zuletzt hier wirkte, ließ sich zwar angelegen sein, auf Predigtgängen in den umliegenden Dörfern die Eingebornen mit dem Evangelium bekannt zu machen; er hatte auch die Freude, im Sommer 1898 die Erstlinge aus den Heiden zu

taufen, mußte aber nach kurzer Zeit aus Gesundheitsrücksichten schnell in die Heimat reisen, wodurch die Station zeitweilig ganz verwaist war. Die vier Neugetauften brachte man nach Kisserawe, einer der beiden aufblühenden Stationen, die landeinwärts von Dar-es-Salaam in Usaramo liegen.

Wer jetzt nach Kisserawe reist, findet einen für afrikanische Verhältnisse ausgezeichneten Weg. Der Ort liegt an der nach Tabora führenden deutschen Heerstraße. Von Zeit zu Zeit trifft man hier auf ein Rasthaus, das mit Tischen und Bänken, auch Schutzdächern für Pferde und Esel ausgestattet ist. So ist das zwischen Dar-es-Salaam und Kisserawe gelegene Neu-Helgoland beschaffen, wo die Reisenden gerne rasten und sich einige madafu, das sind unreife Kokosnüsse, bringen lassen, um die erfrischende Milch derselben zu trinken. So gut die Straße auch angelegt ist, ein Übelstand der Reise konnte bisher noch nicht beseitigt werden. Der Marsch ist gefährlich wegen der wilden Tiere, die in dem undurchdringlichen Dickicht zu beiden Seiten des Weges hausen. Bei Nacht wäre es nicht geraten, hier zu wandern. Sogar am hellen Tage kann es geschehen, daß ein Löwe über die Straße springt.

Die Landschaft wird immer schöner und freier, je weiter man in die Pugubergе hinaufkommt. Bald wird der Blick auf Kisserawe oder Hoffnungshöhe, wie der deutsche Name der Station lautet, frei. Es ist ein liebliches Bild. Vor uns ein Thal, in welchem einige von hohen Bäumen beschattete Negerhütten zerstreut liegen. Im grünen Grunde der Ziehbrunnen der Mission, die auf einer mäßig aufsteigenden Höhe liegt. Aus den Pflanzungen, die den Berg bedecken, leuchtet das mit einem schmucken Türmchen versehene Kirchlein herüber. Daneben stehen die beiden Missionshäuser; das alte niedrig und noch mit Gras gedeckt, wie die ersten Gebäude einer Niederlassung zu sein pflegen, das neue groß und stattlich, im Schweizerstil gehalten und mit Wellblech gedeckt, dessen luftige Zimmer im oberen Stockwerk den

Anforderungen der Gesundheit besser entsprechen, als die früher benutzten feuchten Wohnräume zu ebener Erde. Um die Station her liegt eine ganze Menge halb europäisch und halb afrikanisch gebauter Häuser. Das sind die Wohnungen der Christen, die sich an die Niederlassung der Weißen anschmiegen. Hier ist gut sein.

Den Grund zu dieser Missionsstation hat noch Greiner gelegt. Schon im Jahre 1888 hatte er eine Untersuchungsreise in das Hinterland von Dar-es-Salaam unternommen und Wohlgefallen an der Gegend und ihren Bewohnern gefunden. Das Land ist fruchtbar, vorausgesetzt, daß die Regenzeit regelmäßig wiederkehrt. Die Wasaramo sind scheu und furchtsam. Sie haben vor der deutschen Besitzergreifung eine böse Zeit durchlebt. Die tiefer im Innern wohnenden räuberischen Mafiti peinigten sie mit immer wiederkehrenden Überfällen. Das deutsche Regiment, welches Ordnung und Ruhe im Lande schaffte, war also eine rechte Wohlthat für sie. Das merkte auch Greiner sogleich. Als er durch ihr Gebiet reiste und die Absicht, unter ihnen zu bauen, erkennen ließ, riefen sie aus: „Freut euch, der unser Land in Ordnung bringt, ist nun gekommen"!

Was ihn bewog, mit der Anlegung einer Station in dieser Gegend zu eilen, war hauptsächlich das Vordringen des Islam. In den Küstenstädten waren die Muhammedaner schon längst in der Mehrzahl, in den Dörfern von Usaramo aber sollte es erst noch dahin kommen. Die Jumben (Dorfhäuptlinge) waren meist schon für den Islam gewonnen, d. h. sie hatten von muhammedanischen Lehrern gelernt, wie man die erste Sure des Koran beten müsse. Das thaten sie nun, wenn auch ganz mechanisch, und ohne daß die Lehre Muhammeds sonst einen Einfluß auf ihr Denken und Handeln ausübte. Aber es war unverkennbar, daß die Neigung zum Islam immer weitere Kreise ergriff. Die muhammedanischen Wanderlehrer bekamen Zulauf, namentlich von

den jungen Leuten. Es war also hohe Zeit, daß das Christentum seinem Nebenbuhler zuvorkam.

Greiner beeilte sich daher, mit einigen Jumben Freundschaft zu schließen und versprach, bald wiederzukommen. Der Aufstand vereitelte aber seine Pläne vor der Hand. Erst im Jahre 1892, als die Station auf dem Immanuelskap vollendet war, kamen sie zur Ausführung. Der Jumbe Zanze von Kisserawe ging bereitwillig auf alle Wünsche ein, weniger aus Achtung und Liebe für das Christentum, als in der Hoffnung, daß sein eigenes Ansehen wachsen würde, wenn er den Weißen bei sich hätte. So entstand eine Station unter Greiners unermüdlichen Händen. Er hat hier noch eine Reihe von Jahren segensreich gewirkt, bis ihn zunehmende Kränklichkeit im Mai 1896 zum Verlassen des Ortes, wie des Missionsfeldes überhaupt zwang. An seine Stelle trat Br. Worms und zuletzt Br. Holst, die beide zuvor in Dar-es-Salaam thätig gewesen waren.

Kisserawe ist jetzt eine der fruchtbarsten Stationen im ganzen Küstengebiet und rechtfertigt völlig ihren schönen Namen Hoffnungshöhe. Es ist den Missionaren gelungen, das Vertrauen des Volkes zu gewinnen. Die Leute fangen an einzusehen, daß die Christen ihnen den Frieden bringen, sowohl vor inneren, wie vor äußeren Feinden. Der Aberglaube und die Furcht vor bösen Geistern hat sie bisher arg geplagt. Der Hexenwahn forderte ungezählte Opfer. Überall im Lande fand man zahlreiche Kinyamkera-Häuschen, die einem vielgefürchteten weiblichen Dämon geweiht waren. Nun schwindet der finstere Aberglaube mehr und mehr; die armen Heiden fangen an, im Lichte zu wandeln, das über ihnen aufgeht. Ende 1898 waren 77 Getaufte vorhanden. Die Gottesdienste auf der Station werden fleißig besucht. Besonders schön aber gedeiht das Schulwesen. Dessen Anfänge gehen in das Gründungsjahr der Station zurück, wo Missionar Göttmann als Greiners Gehilfe einzog. Er sammelte die ersten

Schüler um sich. Leider starb er schon nach zwei Jahren, sein Werk aber blieb und entwickelte sich unter seinen Nachfolgern immer besser. Die Kinder und jungen Leute kommen gern. Hin und wieder machten sie wohl den Versuch, das Lesen als eine Arbeit hinzustellen, die im Interesse der Missionare läge und also auch von ihnen zu bezahlen sei. Als aber niemand darauf einging, lernten sie auch ohne Entschädigung. In den ersten Jahren gab es nur die eine Schule bei der Station, auf die der Jumbe ganz stolz war. Nach und nach aber meldeten sich auch Schüler aus der Nachbarschaft, sodaß Br. Worms zwei weitere Schulen gründete, eine in Gogo, die andre bei Pasisumia, einem Jumben in der Nachbarschaft. Später kam noch die vier Stunden entfernte Außenstation Sungwi dazu, sodaß Kisserawe jetzt schon von einem Kranze solcher Nebenstationen umgeben ist. Die Unterrichtshäuser dienen zugleich als Versammlungsorte für die Heidenpredigt. Eine Anzahl eingeborner Gehilfen unterstützt die Missionare bei der Arbeit. Der Unterricht auf den Außenstationen liegt fast ganz in ihren Händen. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die christlichen Lieder. Man kann auf allen Wegen in der Umgegend singen hören: „Niende, niende, nimtazame Masiya“ d. i. „Laßt mich gehn, laßt mich gehn, daß ich Jesum möge sehn!“ Kisserawe hat auch schon einen Posaunen-Chor, dessen schwarze Mitglieder ihre Instrumente wacker zu handhaben wissen. Zum Gesang in der Kirche wird ein Harmonium gespielt; der Organist ist ebenfalls ein Eingeborner.

Kisserawe hat eine Zeit lang die Aufgabe gehabt, Erziehungsstätte für die der Mission übergebenen befreiten Sklaven zu sein. Greiner wußte besonders gut mit ihnen umzugehen. Bei ihm paarten sich Liebe und Strenge in der rechten Weise, sodaß er schon in Dar-es-Salaam von ihnen immer wie ein Vater angesehen wurde. Als er nun nach Kisserawe zog, nahm er seine Pflegebefohlenen mit und noch manche andre dazu. Er hielt die stillere

Station für geeigneter zu ihrer Erziehung, als die immer unruhiger werdende Küstenstadt. Man dachte von vornherein nicht an eine Sklavenkolonie im großen Stile, wie das englische Freretown, sondern an eine beschränkte Anzahl von Pfleglingen, über deren Versorgung die Missionsthätigkeit unter den umwohnenden Heiden nicht vernachlässigt zu werden brauchte. Und so ist es auch jahrelang gehalten worden. Die meisten der Pfleglinge, die fast ausnahmslos eine schreckliche Vergangenheit hinter sich hatten, waren dankbar für die erwiesene Liebe. Es fehlte allerdings nicht ganz an solchen, welchen die Zügellosigkeit des heidnischen Lebens lieber war, als die christliche Ordnung auf der Station. Diese liefen bald wieder davon, da man sie nicht mit Zwang zurückhalten mochte. Aber sie bildeten doch nur die Ausnahme. Die andern waren gleichsam die erweiterte Familie der Missionsgeschwister. Die Häuser, welche die Station umgeben, gehören den fleißigsten unter ihnen an. Die Missionare hätten wohl heute noch diese Freigewordenen unter ihrer Pflege, wenn nicht der evangelische Afrikaverein vor einigen Jahren mit dem Anerbieten an sie herangetreten wäre, eine besondere Sklavenfreistätte anzulegen. Er hat nach reiflicher Überlegung Lutindi an den südlichen Berghängen von Usambara dafür gewählt und mit Hilfe einiger Diakonen aus Bielefeld dort ein trauliches Heim für ehemalige Sklaven eröffnet. Wir werden es noch näher kennen lernen, wenn wir die Stationen von Berlin III in der Schambalai besuchen. Als diese Freistätte eröffnet wurde, gingen diejenigen Freigelassenen von Kisserawe, die noch Heiden waren, dahin über. Die inzwischen getauften blieben der Missionsstation treu.

Daß sich die Missionare in Kisserawe auch das leibliche Wohl und das Fortkommen ihrer Pfleglinge angelegen sein lassen, ist selbstverständlich. Die Anwesenheit einer europäischen Familie und ihres Haushalts übt schon ganz von selbst einen sittigenden

und erzieherischen Einfluß auf die Neger aus, es fehlt aber auch nicht an bewußten Kulturbestrebungen. Hierher ist besonders der Handarbeitsunterricht zu rechnen, den ein Bielefelder Diakon den Eingebornen unter dem großen Mangobaum vor der Station erteilt. Es wird meist Zimmerei und Tischlerarbeit getrieben, damit die zu einem bessern Hausbau nötigen Fertigkeiten im Volke Verbreitung finden. Der Jumbe Zanze verweilt bei seinen Besuchen auf der Station am liebsten vor dieser Werkstätte im Freien und sieht staunend dem Sägen, Hobeln und Hämmern zu. „Hier ist es wie in Ulaia“ (Europa), sagt er dann und ist stolz, daß solches in seinem Machtbereich geschieht. Auch zur Sparsamkeit werden die Eingebornen angehalten. Missionar Holst hat eine Zwangssparkasse für die Christenkinder eingerichtet. Er behält regelmäßig einige Pesa vom Arbeitslohn zurück, die er ihnen später bei der Heirat zusammen auszahlt.

Ein andrer Lichtpunkt im dunkeln Usaramo ist das zwei Tagereisen südwestlich von Kisserawe gelegene Maueromango. Der Weg dorthin führt über die obenerwähnte Außenstation Sungwi. Das ist ein stattliches Dorf mit etwa 40 Hütten, wo der schwarze Lehrer Stefano stationiert ist, einer der tüchtigsten Missionsgehilfen aus den Eingebornen. Er hat eins von den befreiten Sklavenmädchen geheiratet, die von Greiner erzogen wurden, und in ihr nicht nur eine gute Hausfrau, sondern auch eine tüchtige Gehilfin bei seiner christlichen Arbeit gefunden. Seine Stellung im Dorfe ist nicht leicht. Während der frühere Häuptling, auf dessen Veranlassung die Schule gegründet ward, der Mission zugethan war, ist der jetzige ein Muhammedaner, der als Lehrer und Verbreiter des Islam dem Stefano alle möglichen Hindernisse in den Weg legt. Dieser aber läßt sich nicht werfen. Mit Hilfe von christlichen und muhammedanischen Schriften, die ihm die Missionare verschafft haben, verteidigt er den neuen Glauben mutig und geschickt. Seine Schule hält

er in gutem Stande. Die Schüler der ersten Abteilung können fließend lesen und leisten auch im Schreiben und Rechnen Tüchtiges, vor allem aber sind sie in der biblischen Geschichte bewandert. Im Schulhaus, dem ein kleines Brüderstübchen für den Besuch der Missionare angebaut ist, werden auch die täglichen Andachten und die Sonntagsgottesdienste gehalten. Stefano nimmt in den letzteren regelmäßig die Stelle des Predigers ein, wenn nicht gerade ein Missionar auf einer Predigtreise zugegen ist.

In Maneromango, das erst seit 1895 besteht, ist noch alles im Werden. Der Missionsplatz ist zum Schutze gegen Panther, Hyänen und Löwen mit einem hohen Palissadenzaun umhegt. Als Wohnhaus dient zur Zeit ein bescheidenes einstöckiges Gebäude, als Kapelle sogar ein noch einfacheres, von allen Seiten offenes Bauwerk. Die Leute sind aber bereits dabei, eine schöne Steinkirche zu bauen. Das Baumaterial ist infolge eines Aufrufs zusammengekommen, den Pastor v. Bodelschwingh zur Linderung der letzten Hungersnot in ganz Deutschland verbreitete. Er bat da um „Brot für Steine", d. h. Almosen, mit deren Hilfe den hungernden Wasaramo Nahrungsmittel gegeben werden sollten, wenn sie dafür Steine zum Kirchenbau zusammentragen wollten. Die Zahl der Getauften ist natürlich noch gering, aber an Taufbewerbern fehlt es nicht. Am letzten Weihnachtsfest meldeten sich acht zu gleicher Zeit an, darunter zwei Häuptlingssöhne. In der Schule lernten zu dieser Zeit 49 Kinder. Die Umgegend ist sehr bevölkert. Zahlreiche kleine Dörfer liegen rings um Manermango im Gebüsch zerstreut.

Aus der jungen Geschichte der Station mögen zwei Einzelzüge hier Erwähnung finden, ein fröhlicher und ein trauriger. Zuerst eine Schilderung des Weihnachtsfestes aus der ersten Zeit. Die Schüler hatten sich schon lange auf das Fest gefreut. Kurz vor dem heiligen Abend zogen sie mit Äxten in das Kondethal, um einen Christbaum zu suchen. Zwei von ihnen hatten

schon früher in Dar-es-Salaam mit Weihnachten gefeiert und wußten also ein wenig Bescheid. Der Baum, den sie brachten, hatte zwar nicht viel Ähnlichkeit mit unsern Weihnachtstannen; er war auch nicht regelmäßig gebaut. Als ihm aber einige Zweige zur Vervollständigung eingefügt waren, ließ er sich doch verwenden. Nachdem er vollends mit Schmuck behängt und mit Kerzen besteckt war, staunten die Knaben der Station und die Leute, die aus der Nachbarschaft gekommen waren, über seine Schönheit.

Die Feier am heiligen Abend fand im Wohnzimmer des Missionars — damals Br. Peters — statt. Dabei wurden Weihnachtslieder in Kisuaheli gesungen, weil solche in der Muttersprache der Eingebornen noch nicht vorhanden waren. Mit dem Gesange von „Großer Gott, wir loben dich" begann das Fest, worauf der Missionar die Weihnachtsgeschichte vorlas und den Erschienenen sagte, daß auch für die Wasaramo der Heiland geboren sei und daß Gott die Glaubensboten ins Land gesandt habe, dem Volke diese Botschaft zu bringen. Nun stimmten alle an „Vom Himmel hoch da komm ich her". Dann folgte die Bescherung. Jeder Knabe erhielt unter anderem eine kleine Mundharmonika; die schien ihnen besondere Freude zu machen.

Am Morgen des ersten Feiertags lud die vom Kindergottesdienst der Himmelfahrtskirche in Berlin geschenkte Glocke das Volk von Maneromango zum Gottesdienst. Es folgten aber nur wenige von den umwohnenden Heiden ihrem Rufe. Auch diese Wenigen kamen noch zögernd und furchtsam. Ein Glück, daß der als Predigtstätte dienende Raum von allen Seiten offen war. In ein geschlossenes Zimmer wären sie zu jener Zeit noch nicht gekommen, aus Furcht, von den Weißen ergriffen und nach Uleia verkauft zu werden, wie Böswillige ausgestreut hatten. So armselig der Predigtplatz auch war, das herrliche Evangelium leuchtete auch hier in seiner ganzen Klarheit. Am Nachmittag besuchte der Missionar zwei kleine Dörfer in der Nachbarschaft.

In Lukoma fand er eine Anzahl willige Hörer, in Mhasimu aber nur einige Frauen, die nicht näher kommen wollten. Er mußte sich damit begnügen, mit seinen Begleitern Weihnachtslieder zu singen, die sie von ferne hörten.

So stand es im Jahre 1896. Seitdem hat sich die Station ohne Zwischenfall entwickelt. Die Eingebornen sind immer zutraulicher geworden. Sie schicken ihre Kinder — Knaben und Mädchen — ins Missionshaus und verkehren auch selbst ohne alle Scheu mit den Missionsgeschwistern. Ihre Kranken und Gebrechlichen werden mit erbarmender Liebe aufgenommen und denen, die Unrecht leiden, wird so viel als möglich zu ihrem Recht verholfen.

In den letzten Jahren war die Station vom Missionar Worms und seiner Frau besetzt, die sich beide trefflich auf die Behandlung der Eingebornen verstanden. Leider wurde der tüchtige Mann schon nach kurzem Wirken durch einen schnellen Tod abgerufen. Sein Heimgang war tief ergreifend. Er hatte bereits längere Zeit über Mattigkeit geklagt, die wohl von unbeachtet gebliebenen Fieberanfällen herrühren mochte. Eines Sonntags konnte er den gewohnten Predigtgang nicht unternehmen. Am nächsten Tage stellten sich die Vorboten ernsterer Erkrankung ein, aber er hielt doch noch die Vorbereitung zum heiligen Abendmahl mit den Getauften. In der Nacht verschlimmerte sich sein Zustand sichtlich. Das lebensgefährliche Schwarzwasserfieber brach aus. Der Kranke sah seinen Tod ganz klar kommen und sagte zu seiner Frau: „Dies ist das letzte Mal; ich weiß es, der Herr hat meine Tage gezählt, er ruft mich heim. Wir wollen alles ordnen.“ Er bezeichnete darauf den Platz, wo er beerdigt sein wollte, und ordnete auch an, daß recht viele Steine auf das Grab gelegt werden sollten, wegen der Hyänen. Es wurde ihm nicht schwer, aus dem Leben zu scheiden; aber das bekümmerte ihn, daß seine Sprachstudien in Kisaramo, worin er Hervorragendes geleistet hatte, nun liegen

bleiben mußten. Er sprach in der Fieberhitze zumeist in dieser Sprache, in der er den Heiden gepredigt hatte, sodaß ihn seine arme Frau immer wieder bitten mußte, doch deutsch mit ihr zu reden. Am Dienstag Abend feierten sie noch das heilige Abendmahl miteinander. Während der folgenden drei Tage hatte der Kranke viel zu leiden. Schmerzen und Unruhe ließen ihn nicht liegen, sodaß er angstvoll zum Herrn rief. Dazwischen tröstete er wieder seine Lebensgefährtin mit den Worten: „Gott wird's machen, daß die Sachen gehen, wie es heilsam ist." So kam der letzte Tag, der Freitag vor Palmarum herbei. Nachmittags traten die schwarzen Kinder herein und sangen mit ihrer bekümmerten Pflegemutter ein Trostlied. Unter den letzten Worten des Segens schlummerte der Kranke sanft ein.

Wie schwer das alles für die einsame Missionarsfrau war! Das Schwerste aber kam noch. Bei der Entfernung von Kisserawe war nicht vor Montag auf das Eintreffen eines der dortigen Brüder zu rechnen. Der Sterbende hatte ausdrücklich eine frühere Benachrichtigung derselben abgelehnt. So mußte die schwer geprüfte junge Witwe selbst das Grab abmessen und bis in die tiefe Nacht hinein den Sarg zimmern helfen. Dann blieb sie einige Stunden mit dem teuren Leichnam allein. Am nächsten Morgen schmückte sie den Sarg mit Blumen und das Grab mit Palmen. Nun ging es ohne geistlichen Beistand zum Begräbnis. Die Schwarzen trugen und sangen, sie selbst sprach die Gebete. So entstand das erste Missionsgrab in Maneromango. Möge aus diesem Weizenkorn eine reiche Lebenssaat hervorgehen!

Die ostafrikanische Mission hat in Br. Worms einen ausgezeichneten Mitarbeiter verloren. Er war einer der erfahrensten Sendboten der Berliner Gesellschaft. Nach seiner im Jahre 1890 erfolgten Aussendung wirkte er zuerst als Krankenpfleger in Sansibar, später als Hausvater im Krankenhause zu Dar-es-

Salaam. Von 1893 an war er fünf Jahre lang in Kisserawe, thätig, bis er 1898 Maneromango übernahm. Er war eine besonders innige, tief und ernst angelegte Natur; ein Mann von seltener Treue und Hingebung an seinen Beruf. Für Spracharbeiten hatte er eine hervorragende Gabe. Die deutsch-ostafrikanische Zeitung teilte nach seinem Tode mit, daß er 14 Sprachen beherrscht habe. Welchen Wert ein solcher Mann für die grundlegenden Arbeiten auf einem neuen Missionsfelde hat, ist leicht zu ermessen. Man wird schwerlich bald einen Ersatzmann für ihn finden. Der Ertrag seines Lebens aber bleibt unverloren. Andere werden auf dem Grunde weiter bauen, den er gelegt hat.

Ganz Usaramo ist in den letzten Jahren von schweren Plagen betroffen worden, welche die Mission in Mitleidenschaft zogen, ihr aber auch reichliche Gelegenheit zur Übung christlicher Barmherzigkeit gaben. Da ist vor allem die Heuschreckenplage zu erwähnen und die in ihrem Gefolge sich einstellende Hungersnot. Es wären auch noch andere Nöte zu nennen, wie die Viehseuche, die fast alle Rinder hinwegraffte oder die Sandflöhe, die jetzt zum ersten Male in Ostafrika erschienen sind und die immer barfuß gehenden Neger schrecklich peinigen. Aber das sind doch nur kleine Leiden im Vergleich zur Heuschreckenplage und Hungersnot.

Man ist in Afrika an das zeitweilige Erscheinen der Heuschrecken gewöhnt. So lange sie nicht in ganz großen Schwärmen kommen, sieht man sie sogar nicht ungern. Alt und Jung macht sich hinter den plumpen Insekten her und fängt sie, um sie nach kurzem Rösten zu verspeisen. Aber diesmal folgte ein Schwarm auf den andern. Sie zogen oft in so dichten Wolken herauf, daß sie die Sonne verfinsterten. Da half kein Trommeln und Lärmen, sie ließen sich nicht mehr verscheuchen. Kaum daß ein Schwarm glücklich vorübergezogen war, so ließ sich der

nächste auf der bedrohten Schamba nieder und fraß alles ab: Mais, Hirse und was sonst angebaut war. In kürzester Zeit war die Pflanzung kahl. Dann zogen die Plagegeister weiter, ließen aber leider noch ihre Eier zurück. Damit war der Keim zur Fortsetzung der Plage gelegt. Denn als die abgefressenen Stengel der Knollengewächse eben wieder ausschlugen, kroch die junge Brut aus und zerstörte nun allen jungen Pflanzenwuchs, bis ihr die Flügel wuchsen, die sie zur Heimsuchung andrer Gegenden weitertrugen.

Zu diesen Fressern, die in den letzten Jahren fast das ganze Deutsch-Ostafrika heimsuchten, kam eine langanhaltende Dürre. Wenn die Regenzeiten regelmäßig wiederkehren, gleicht das Küstengebiet an vielen Orten einem wohlangebauten Garten, bleibt aber die nötige Feuchtigkeit einmal längere Zeit aus, so ist an ein Gedeihen der Felder schlechterdings nicht zu denken und bei der leichten Lebensart der Neger, die keine Vorräte ansammeln, eine Hungersnot unvermeidlich. So ging es im Jahre 1898. Die Bestellung der Felder und Anpflanzungen war vergeblich. Wegen der Dürre des Bodens ging die Saat nicht auf, die vorhandenen Stauden aber vertrockneten zusehends; selbst manche Bäume gingen ein. Was sollten die armen Eingeborenen nun thun? Die Bewohner der Küstenstriche konnten sich wohl Reis und andre übers Meer gekommene Nahrungsmittel verschaffen, wenn sie Geld dazu hatten, aber im Inlande war die Not groß. Die bei Kisserawe und Maneromango wohnenden Leute gingen in den Buschwald und gruben Wurzeln aus. Diese sind roh nicht zu genießen. Die beste Sorte heißt Mkalabaka. Sie muß aber erst in die Erde vergraben werden, bis sie ganz mürbe geworden ist. Dann wird sie an der Sonne getrocknet, zu Mehl gestampft und zu Brei verarbeitet. Die Ulanga-Wurzel ist so bitter, daß sie in geschabtem Zustande erst lange gewässert werden muß. Auch dann ist sie schwer ver-

baulich und wenig nahrhaft. Geradezu schädlich wirkt der Genuß der Ududu-Suppe, von der die Füße anschwellen. Aber was verzehrt man nicht alles, wenn man vom Hunger genagt wird!

In den Missionshäusern hielten die Nahrungsmittel natürlich länger vor, als in den Hütten der Eingebornen. Darum waren sie in der schlimmsten Zeit täglich von Hungrigen umlagert. Erst brachten die Eingebornen diese und jene Habseligkeiten, um etwas Speise dafür einzutauschen. Schließlich aber boten sie sich selbst als Kaufpreis an. Mancher flehte: „Gieb mir zu essen, ich will dein Sklave sein und allmählich alles abverdienen". Natürlich waren die Missionsleute mit ihren geringen Vorräten nicht im stande, allen zu helfen. Da flog manches herzbewegliche Briefchen übers Meer nach dem glücklicheren Uleia, und nicht umsonst. In den Missions- und Tagesblättern ward der Notstand beschrieben und um Liebesgaben gebeten. Der Aufruf des P. v. Bodelschwingh, der „Brot für Steine" erbat, ward schon oben erwähnt. Es kam eine stattliche Summe zusammen, mit deren Hilfe man auf den verschiedenen Stationen Notstandsarbeiten anstellen konnte. Dadurch kamen viele der Hungernden zu Verdienst und Brot. Wie freuten sich die Missionare, als sie nun mit vollen Händen helfen konnten. Hatte die Not in mancher Hinsicht verwildernd auf die Schwarzen gewirkt, sodaß z. B. viele Männer ihre Frauen und Kinder verkauften oder als Pfand setzten, so führte die auf den Missionsstationen geübte Liebesthätigkeit jetzt manche näher herzu, die sich bisher ablehnend zu der Predigt des Evangeliums verhalten hatten. Mag die gute Wirkung hier und da auch nur eine vorübergehende sein, bei Anderen geht sie tiefer. Es fehlt nicht an solchen, die in der Not zum Gott der Christen beten gelernt haben. Sollte aber auch jeder unmittelbare Erfolg der Liebeswerke ausbleiben, um des Herrn willen müssen sie doch gethan werden. Sie gleichen der Narde, mit der Maria in Bethanien den Herrn

salbte, sodaß das ganze Haus vom Geruch der köstlichen Salbe erfüllt ward. Wohl den Christenleuten in Usaramo, wenn er auch ihnen das Zeugnis geben kann: „Sie haben gethan, was sie konnten."

---

3. Tanga.

Ich habe ein großes Volk in dieser Stadt.
Apostelgesch. 18, 10.

Tanga, die nördlichste unter den großen Hafenstädten der deutsch-ostafrikanischen Küste, ist zum Ausgangspunkt für das zweite Arbeitsfeld der Berliner ostafrikanischen Missionsgesellschaft geworden. Die Stadt ist ganz dazu angethan, ein wichtiger Missionsposten zu werden. Hier laufen die Fäden der deutschen Regierungsgewalt für den Nordkreis der Küste zusammen und bringen ein immer fortschreitendes Wachstum der Bevölkerung mit sich. Hier ist, weil die Tangabucht einen trefflichen Hafen bildet, die gegebene Kopfstation für die Wege in die fruchtbaren und schon jetzt vielfach mit Plantagen besetzten Landschaften Bondëi, Handëi und Usambara, sowie für das tiefer im Innern gelegene Kilimandscharo-Gebiet. Thatsächlich hat auch schon Dr. Krapf vor mehr als 50 Jahren in Tanga Fuß zu fassen und von hier aus die landeinwärts wohnenden Völker mit der Predigt des Evangeliums zu erreichen versucht. Damals war aber die Zeit noch nicht da, wo dieses Thor sich aufthun sollte. Jetzt ist die Pforte offen. Zwischen Sandbänken und Korallenriffen öffnet sich die schmale,

mit Tonnen und andern Seemerkzeichen kenntlich gemachte Fahrrinne. Der zur Rechten auf der Insel Ulenge befindliche Leuchtturm ermöglicht dem kundigen Schiffer auch noch des Nachts die Orientierung. Die Bucht grünt auf allen Seiten. Die niedrigen Ufer sind von Mangrovengebüsch umsäumt, die dahinter liegenden Hügel schmückt ein üppiger Pflanzenwuchs. Da sieht man Kokospalmen von seltener Schönheit, dazu mächtige Mango- und Affenbrotbäume, zwischen ihnen aber zahlreiche menschliche Ansiedelungen, die von wohlgepflegten Bananenpflanzungen umgeben sind. Wir nähern uns der Stadt und sehen die weißgetünchten Gebäude immer zahlreicher aus der grünen Umgebung hervorschimmern. Dasjenige, welches schon von weitem die Augen auf sich zieht, ist die Kirche der evangelischen Mission, die an einem der schönsten Punkte dicht neben der Stadt liegt.

Tanga hat unter der deutschen Verwaltung einen ungeahnten Aufschwung genommen. Die alte Stadt mit ihren winkeligen und schmutzigen Straßen, mit den halbzerfallenen Negerhütten und den wenigen festen Steinhäusern der arabischen Händler ist fast ganz verschwunden. Jetzt schreitet der weißgekleidete Europäer auf breiten, sauberen Straßen dahin, die mit schattigen Bäumen bepflanzt sind. Da sieht man viele schöne, luftig gebaute Wohnhäuser. An den zahlreich angelegten Brunnen schwatzen die Negerweiber, wie die Mädchen in einer süddeutschen Kleinstadt; mit dem Eindringen der europäischen Kultur ist die von Haus aus spärliche Bekleidung noch reichlicher geworden, als es unter der arabischen Herrschaft schon der Fall war. Wir stoßen sogar auf eine überdeckte Markthalle mit cementiertem Fußboden, wo die indischen Händler mit ihren Frauen und Kindern sitzen, um einerseits die Landesprodukte anzubieten, andrerseits die Erzeugnisse des europäischen Gewerbfleißes unter die Neger zu bringen, die als Karawanenleute tief aus dem Innern gekommen sind und die seltsamen Gegenstände mit staunenden Blicken mustern.

Die öffentlichen Gebäude machen einen sehr stattlichen Eindruck. Uns interessiert besonders das schöne Europäerkrankenhaus, wo die Schwestern vom roten Kreuz sich manchen Gotteslohn an ihren kranken Landsleuten verdienen und die Regierungsschule, ebenfalls ein ansehnlicher Bau mit einer kühlen Veranda hinter den weißen Säulen und Rundbogen. Letztere liegt mitten in der Stadt und ist von riesigen Mangobäumen umgeben, unter denen die Schüler spielen können. Der deutsche Lehrer unterrichtet in einem ganz europäisch eingerichteten Schulzimmer. Als Unterrichtssprache ist das Kisuaheli gewählt, es wird natürlich auch Deutsch gelehrt. Man hat es hauptsächlich auf die Häuptlingssöhne aus den umliegenden Landschaften abgesehen, die hier unterwiesen werden, damit die Regierung später an ihnen eine Stütze hat und schriftlich mit ihnen verkehren kann. Viele dieser jungen Eingebornen eröffnen nach ihrer Rückkehr in die Heimat kleine Schulen, deren es im Tangagebiet schon 22 giebt. Allzugroße Hoffnungen wird man auf ihren Unterricht, bei dem jede christliche Beeinflussung ausgeschlossen ist, nicht setzen dürfen. Eine Schulbildung ohne religiösen Kern macht nur „schlaue Teufel". Es ist auch sicher nicht gerade vorteilhaft, daß die jungen Leute für die Schulzeit aus ihrer natürlichen Umgebung herausgehoben werden und dabei den vielen Versuchungen der Küstenstadt ausgesetzt sind. In den Missionsanstalten an der Küste begegnet man diesen Gefahren durch eine Art Alumnat mit strenger Beaufsichtigung. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß diejenigen Häuptlingssöhne, welche in den Missionsschulen unterwiesen werden, eine bessere Bildung und Erziehung empfangen. Aber wie wenigen ist bis jetzt Gelegenheit dazu gegeben! Man muß also vorläufig mit dem Notbehelf der Regierungsschule zufrieden sein. Der deutsche Lehrer hat übrigens in den arabischen Schulen von Tanga immer noch fühlbare Konkurrenten. Seltsamerweise haben deutsche Kolonialmänner eine Zeit lang dafür geschwärmt, die arabischen Schulen zu

unterstützen. Wenn nicht von Seiten der Missionsleute so ernstlich davor gewarnt worden wäre, hätte es geschehen können, daß die Lehrer des Koran mit deutschem Gelde besoldet worden wären. Jetzt ist man davon zurückgekommen, weil man die Gefahr einer Ausbreitung des Islam im deutschen Gebiet zu rechter Zeit erkannte. So ist zu hoffen, daß die muhammedanischen Schulen immer mehr zurückgehen.

Doch wo ist die evangelische Mission, um derenwillen wir nach Tanga gekommen sind? Sie liegt draußen auf einer Anhöhe unmittelbar über dem Hafen. Wenn man aus der Stadt kommt, nimmt sich ihre Kirche, die zwischen Palmen und Mangobäumen herüberschaut, gar stattlich aus. Die mit einer festen Umzäunung umfriedigte Station ist von einem dichten Hain fruchttragender Bäume umgeben. In der Mitte des Gehöfts steht ein besonders großer Mangobaum, in dessen Schatten die Bewohner und ihre Gäste oft verweilen und viele Geschäfte verrichten, für die man wegen der drückenden Schwüle am liebsten die Enge des Hauses meidet. Hier hat man das ganze im Viereck gebaute Gehöft mit dem alten und neuen Missionshaus und der Kirche vor sich, daneben auch eine Reihe von weißgetünchten Lehmhäusern, in denen Christenfamilien wohnen. Das Grundstück ist glücklicherweise groß genug, daß sich noch manches neubekehrte Paar hier seine Wohnstätte fern vom heidnischen Treiben bauen kann. Zur Zeit zählt die Niederlassung gegen 60 Bewohner, die freilich noch nicht alle getauft sind.

Die Station besteht seit dem Jahre 1890. Da kam nach der Niederwerfung des Buschiri-Aufstands Missionar Krämer, ein Schüler Wangemanns, der einzige Missionar von Berlin III, der aus dem Missionshaus der alten Berliner Gesellschaft hervorgegangen ist. Er hatte mit den grundlegenden Arbeiten keine leichte Aufgabe. Das in der Hafenstadt zusammengelaufene Volk gehört meist zur Klasse der verdorbenen Küstenneger, die ihre

heimische Religion über Bord geworfen haben und auch für eine neue nicht leicht zu haben sind. Bei den Muhammedanern und Indern findet der Same des göttlichen Wortes erst recht einen harten Boden. Wenn sie auch keine strengen Beobachter ihrer eigenen Religionssatzungen sind, so haben sie sich doch gewöhnt, ihren Glauben hoch über den der Neger zu stellen; sie sind sehr aufgeblasen und dünken sich auch dem Europäer gegenüber als Inhaber der höchsten Weisheit. Kein Wunder, daß Krämer anfangs unsicher hin und her tastete. Als er sah, daß das gepredigte Wort keine gute Aufnahme fand, versuchte er dem Herzen des Volkes durch Errichtung eines Krankenhauses näher zu kommen. Die Häupter der Stadt waren ihm auch dabei behilflich, desgleichen die wenigen Christen, die damals im Lande vorhanden waren; sogar in Hohenfriedeberg wurde eine Kollekte dafür gesammelt. Es ist gewiß mancher Anknüpfungspunkt für ihn und seine Nachfolger aus dieser Liebesthätigkeit an den Eingebornen hervorgegangen, aber zu größeren Erfolgen unter der Stadtbevölkerung kam es trotzdem nicht. Ein Teil der Schuld lag sicherlich an dem unchristlichen Leben der meisten Europäer in jener ersten Zeit. Es hat an rühmlichen Ausnahmen nicht gefehlt, aber die große Mehrzahl derselben machte dem Christentum keine Ehre und die Neger konnten zuweilen spottend auf den geringen Besuch der für die Weißen gehaltenen Gottesdienste hinweisen. Da sich Krämer nun mit den Stadt- und Küstenbewohnern nicht recht befreunden konnte, wandte er seine geistliche Fürsorge mehr den Wadigo und Wabondëi zu, zwei Volksstämmen, die hinter der Stadt landeinwärts wohnen. Er verweilte auf seinen Predigttouren gern unter ihnen und baute für sie kleine Kapellen in Muensange und Zoari. An beiden Orten wurden eingeborne Lehrer, die Krämer zu seinen Gehilfen herangebildet hatte, angestellt. Am besten hat sich die Schule in Muensange entwickelt. Unter den dortigen Wabondëi

entstand in den letzten Jahren eine Bewegung zum Christentum, als ein aus ihrem Volke stammendes und in Usambara zum Glauben gekommenes Ehepaar hierher zurückkehrte und die Volksgenossen dringend einlud, in die Nachfolge Christi zu kommen. Dieser Daudi Nyota und seine Frau Elisabeth haben unter den hiesigen Negern in ähnlicher Weise gewirkt, wie in der apostolischen Zeit Aquila und Priscilla zu Korinth.

Es war dem treuen Krämer, der neben Predigt- und Schulthätigkeit besonders eifrig Sprachstudien trieb und die Kisuahelilitteratur um manches christliche Lied und biblische Geschichten bereichert hat, leider nicht vergönnt, die Früchte seiner Arbeit zu sehen. Im Jahre 1895 war seine Gesundheit so erschüttert, daß er sich zur Heimkehr entschließen mußte. Er kam aber nur bis nach Ägypten, wo er im Januar 1896 starb.

Auf dem von ihm gelegten Grunde haben die Missionare Ostwald und Eisenberg in den letzten Jahren weitergebaut und die Station sowohl innerlich wie äußerlich wachsen sehen. Sie zählt jetzt 38 Getaufte und 40 Schüler. In allerjüngster Zeit bekam sie besonders reichen Zuzug infolge der Hungersnot, zu deren Linderung die Mission that, was in ihren Kräften stand, teils aus eigenen Mitteln, teils mit dem, was die Regierung zur Unterstützung der Notleidenden durch die Hände der Missionsleute gehen ließ. Der Missionar könnte die Arbeit in der Stadt und auf den auswärtigen Predigtplätzen schon nicht mehr bewältigen, wenn er nicht an seinem Lehrer Emil, einem Christen aus Kisserawe, der aus der Schar der befreiten Sklaven stammt, einen tüchtigen Gehilfen hätte. Die seinerzeit von Krämer eingerichtete und viel Zeit raubende Krankenpflege hat er wieder aufgegeben, weil das inzwischen entstandene, viel größere und leistungsfähigere Krankenhaus der Regierung auch kranke Eingeborne aufnimmt und seine Poliklinik dem Bedürfnis vollauf genügt. Dafür verwendet er aber besondere Sorgfalt auf die geistliche Versorgung der am Orte

wohnenden Deutschen. Die in der Veranda des Missionshauses abgehaltenen deutschen Gottesdienste werden jetzt ziemlich gut besucht, auch sind die Klagen über den Lebenswandel der Beamten und Kolonisten mehr und mehr verstummt. Das Missionshaus übt offenbar einen sittigenden Einfluß auf sie aus und bietet bei besonderen Gelegenheiten, z. B. am Weihnachtsabend, den alleinstehenden jungen Leuten eine christliche Heimstätte. Hoffentlich ist das nur die Vorbereitung zur Gründung einer besonderen evangelischen deutschen Gemeinde in Tanga, die gleich der in Dar-es-Salaam ihren Pastor und ihre eigene Kirche bekommt. Denn der Missionar ist doch in erster Linie für die Muhammedaner und Heiden da. Wenn es so weiter geht, wie bisher, und der Missionar alle Tage, außer Sonnabends, Taufunterricht halten muß, wird er bald keine Zeit und Kraft für die Seelsorge an den Weißen mehr übrig haben; denn die Heidenpredigt in den umliegenden Orten darf doch keinenfalls vernachlässigt werden.

Ehe wir Tanga verlassen, wollen wir noch dem wichtigsten der Außenorte, Muensange, einen kurzen Besuch abstatten. Es liegt ungefähr eine Stunde entfernt. Der Weg dahin führt erst durch die Stadt, an der Markthalle und der Regierungsschule vorbei, dann über den Eisenbahnstrang, wo man ins Freie gelangt. Zu beiden Seiten der Straße stehen prächtige Kokospalmen mit Mangobäumen untermischt. Wir gehen in der Richtung der Telegraphenleitung, die Dar-es-Salaam mit Tanga verbindet, und gelangen so zu der im Schatten der Fächerpalmen liegenden Zweigstation. Die Kokospalme, die den Meeresstrand so sehr liebt, verschwindet hier. Wenn wir am Sonntag Nachmittag kommen, finden wir Gelegenheit, den eingebornen Gehilfen des Missionars bei seiner geistlichen Thätigkeit zu beobachten. Er führt uns in die Kapelle, ein einfaches Lehmgebäude, dessen Fußboden mit Matten belegt ist. Hier versammelt sich eine kleine

Schar, sein Wort zu hören. Es ist ein Gottesdienst in den allerbescheidensten Formen, aber seine Verkündigung schöpft aus dem Born der ewigen Wahrheit und weiß die Neger an dem Punkte zu fassen, wo sie am ersten zugänglich sind. Daher darf auch diese unscheinbare Predigtstätte in Muensange als ein Lichtpünktchen im dunkeln Afrika bezeichnet werden.

Die Station der Berliner Gesellschaft ist nicht die einzige christliche Niederlassung in Tanga geblieben. Wie schon in einem früheren Kapitel erwähnt, hat die Universitäten-Mission im Interesse ihrer im Hinterlande liegenden Stationen ein Absteigequartier in der Stadt gebaut. Die deutsche evangelische Mission wird davon wenig berührt und jedenfalls nicht beeinträchtigt. Eher könnte das von Seiten der römischen Patres und Nonnen geschehen, die sich, wie fast überall, so auch hier in das evangelische Arbeitsfeld eingedrängt und ganz in der Nähe der evangelischen Station ein stattliches Missionsgehöft gebaut haben. Die Berliner Missionare halten es ihnen gegenüber mit dem Grundsatz: „So viel an euch ist, habt mit allen Menschen Frieden!“

4. Auf Evangelistenpfaden in den Bergen von Usambara.

Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen. Jes. 52, 7.

Von Tanga aus ist die Predigt des Evangeliums landeinwärts in das schöne Bergland von Usambara gedrungen. Der Anfang wurde im Mai 1891 gemacht. Da erschien eines Tages der Sohn des alten Häuptlings Si Kiniassi von Mlalo mit etwa 100 Leuten seines Stammes in Tanga. Sein Vater hatte ihn beauftragt, Missionare zu holen. Die vor kurzem aus Deutschland gekommenen beiden jungen Brüder Wohlrab und Johanssen waren eben erst von einer Untersuchungsreise aus den Usambarabergen zurückgekehrt, auf der sie auch das schön und gesund gelegene Mlalo aufgesucht und beim dortigen Häuptling gute Aufnahme gefunden hatten. Wie groß war die Freude der beiden, als nun die Eingebornen selbst kamen, um ihre Lehrer zu holen. Da gab es kein Zaudern mehr. So schnell als möglich wurde zusammengekauft und gepackt, was zur Anlage einer Station im Innern nötig ist. Es war eine große Trägerkolonne zum Transport erforderlich. Die Hälfte der Lasten übernahmen die Leute von Mlalo, für die übrigen warb man noch 50 Männer in Tanga an. So ward es eine stattliche Karawane. Ein Junge mit der schwarz-weiß-roten Fahne eröffnete den Zug. Ihm folgte Missionar Wohlrab, dann die Träger. Den Schluß der langen Kette machte Bruder Johanssen. Nach 14 Tagen — man

reiste damals noch sehr langsam — war das Ziel erreicht. Si Kiniassi und sein Volk warteten schon sehnlichst. Unter Freudengeschrei und vielen Salutschüssen zogen die weißen Männer ein und bauten auf einem günstig gelegenen Hügel Mlalo gegenüber ihre Station, die sie Hohenfriedeberg nannten. Das war der Beginn der hoffnungsvollen Mission in Usambara, deren Niederlassungen wir jetzt in Augenschein nehmen wollen, so wie sie dem Wandrer, der von der Küste kommt, sich darstellen.

Das erste Stück der Reise können wir mit der Eisenbahn zurücklegen. Seit Jahren ist die Bahnstrecke Tanga-Muhesa als erster Teil der bis Korogwe am Pangani oder gar bis an den Kilimandscharo geplanten Linie in Betrieb. Wir müssen es aber gut treffen, wenn wir den gari ja moshi (Rauchwagen), wie die Eingebornen den Zug nennen, benutzen wollen, denn wegen des schwachen Verkehrs geht wöchentlich nur ein Zug oder höchstens zwei. Immerhin wird unser Marsch durch die Küstenebene dadurch in willkommener Weise abgekürzt. Von Muhesa aus müssen wir marschieren, wenn wir nicht Esel oder gar Pferde zur Verfügung haben. Das Reiten hat hier allerdings keine Schwierigkeit, denn wir befinden uns auf der von der Regierung gebauten großen Barra-barra, einer breiten Straße, die über Korogwe und Masinde nach dem Kilimandscharo führt. Auch hier hat sich die Kolonialverwaltung mit der Errichtung von Rasthäusern, in denen man nicht nur ein reinliches Unterkommen, sondern sogar Bettstellen, Waschständer, Tische und dergl. findet, ein wirkliches Verdienst erworben und die Strapazen der Reise auf ein geringes Maß beschränkt.

Bei unsrer Wanderung haben wir zur Rechten die östlichen Ausläufer des Usambara-Gebirges, das Bergland von Handëi, welches von den weißen Ansiedlern mit Vorliebe zur Anlegung von Plantagen benutzt wird; zur Linken breitet sich die Ebene aus. Bei Korogwe berühren wir das schon früher beschriebene Arbeitsfeld

der Universitäten-Mission. In Kwasigi am Pangani, einer Außenstation derselben, verlassen wir die heiße, fieberreiche Niederung und steigen nun in die kühleren Berge hinauf. Nach dem erschlaffenden Marsche in der Ebene ist es eine Lust, durch diese grüne Landschaft zu wandern, die eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Thüringer Walde hat. Wohlthuender Schatten empfängt uns. Zwischen den schönen Laubbäumen, deren Formen uns an die deutsche Heimat erinnern, ranken endlose Schlinggewächse, das Unterholz aber wird zum Teil vom Riesenfarn gebildet, der hier nicht als Staude, sondern als Baum wächst. Unter den Blumen, die am Wege blühen, grüßen uns manche bekannte Arten, wie Geranien und Myrten, auch Vergißmeinnicht, daneben aber die Kinder der afrikanischen Flora, deren Namen wir nicht kennen. Der Wald ist ebenso belebt, wie in unsrer Heimat, nur daß statt der Finken und Nachtigallen hier die zierlichen Kolibris über den Weg fliegen und an die Stelle unsrer Eichhörnchen kreischende Affen treten. Die wilden Tiere, die in diesen Wäldern ihre Schlupfwinkel haben, scheuen glücklicherweise das Tageslicht, sonst könnte uns das Alleingehen gefährlich werden.

Nach mehrstündigem Steigen erreichen wir unser erstes Wanderziel, die Sklavenfreistätte Lutindi und das dicht dabei liegende Erholungshaus für kranke Europäer. Beide gehören streng genommen nicht zu den Missionsunternehmungen. Der evangelische Afrikaverein hat sie ins Leben gerufen. Aber die Erziehung der befreiten Sklaven ist, wie wir in Dar-es-Salaam und Kisserawe gesehen haben, so lange in den Händen der Missionsleute gewesen, daß man die Anstalt in Lutindi doch eine Tochter der Mission nennen kann. Die Männer, die ihr vorstehen, zwei Diakonen aus Bielefeld, sind übrigens mit den Missionaren so befreundet und treiben ihr Erziehungswerk ganz und gar im christlichen und evangelischen Sinne, sodaß man Lutindi getrost auf eine Stufe mit den Missionsstationen in den

Bergen von Usambara setzen kann. Die Heimstätte der Freigelassenen liegt mitten im Urwalde, dessen Rodung mit zu den Aufgaben der Brüder und ihrer Pflegebefohlenen gehört. Infolgedessen ähnelt die Niederlassung jetzt noch den ehemaligen Ansiedelungen der Weißen unter den Indianern in Nordamerika. Da liegen mächtige Baumstämme umher, teils verbrannt, teils zersägt. Daneben sieht man auch schon besser urbar gemachtes Land, wo afrikanische Fruchtbäume und europäische Gemüse gezogen werden. An den Häusern, die aus rohbehauenen Baumstämmen zusammengefügt sind, ist noch keinerlei Luxus zu sehen. Man will die Afrikaner, die in der Freistätte eine neue Heimat gefunden haben, nicht vor der Zeit an die europäischen Bedürfnisse gewöhnen. Zur Zeit sind etwa 40 Kinder, Knaben und Mädchen, hier untergebracht. Die Mädchen stehen unter der besonderen Pflege der Hausmutter; einer der Diakonen ist nämlich verheiratet. Die Kinder beiderlei Geschlechts aber empfangen eine sorgfältige christliche Erziehung, bei der allerdings der Nachdruck mehr auf die Arbeit, als den Schulunterricht gelegt wird. Welche Schwierigkeiten der letztere findet, erhellt daraus, daß die Zöglinge aus den verschiedensten Teilen Ostafrikas stammen und daher auch ganz verschiedene Sprachen reden. Die eine Sprache, die ihre Pflegeeltern hauptsächlich gebrauchen, verstehen sie freilich alle, die Sprache der Liebe.

Hinter der Kolonie, ein wenig abseits, damit das Geräusch der Kinder nicht störend wirkt, befindet sich das Erholungshaus des Afrikavereins. Es soll den krank und matt gewordenen Europäern zu schnellerer Genesung verhelfen, als eine Reise in die deutsche Heimat. Man hat es solid gebaut und bequem eingerichtet. Hier ist gut sein. Die kräftige Bergluft, die prächtige Aussicht, die über die grünen Hügel und den Panganifluß weit hinaus in die Ebene reicht, dazu der gemütliche Umgang mit den Hauseltern, das alles ist ganz dazu angethan,

unsern kranken Landsleuten wohlzuthun, mögen es nun Missionare, Beamte, Soldaten, Kaufleute oder Pflanzer sein.

Von Lutindi wandern wir tiefer in die Berge hinein nach den vier Missionsstationen, die an den wichtigsten Punkten der Schambalai — so heißt das ganze Bergland von Usambara — liegen. Bis zur ersten, nach Wuga, begleitet uns einer der Brüder. Man braucht in dem Gewirr von Bergen und Thälern, von Dörfern und Pflanzungen einen kundigen Führer. Wer hier nicht gut Bescheid weiß und nur in der angegebenen Richtung marschiert, wird sehr müde. Tief eingeschnittene Thäler kreuzen den Weg und nötigen ihn zu manchem steilen Aufstieg, den der Kundige umgehen kann. Unser freundlicher Begleiter unterrichtet uns obendrein aufs beste über Land und Leute.

Die Schambalai ist eine der schönsten Gegenden von Deutsch-Ostafrika. Das ganze Bergland liegt hoch genug, um die afrikanische Hitze zu mildern. Der Boden ist fruchtbar und ergiebig, sodaß er eine dichte Bevölkerung nähren kann, zumal da er auch reich bewässert ist. Die Waschambaa sind im Ganzen friedlich gesinnte und fleißige Leute, die von je mehr dem Ackerbau, als der Jagd oder gar Raub- und Kriegszügen ergeben gewesen sind. Ihre Pflanzungen bestellen sie mit großer Sorgfalt. Die Banane wird besonders häufig angepflanzt, daneben Zuckerrohr und Tabak. Letzteren verbrauchen sie selber; die Tabakspfeife ist eins der unentbehrlichsten Geräte für die Männer. Die Wohnungen liegen meist zerstreut, nur selten trifft man auf Ansiedelungen von 50 oder gar 100 Hütten. Trotzdem ist die Bevölkerung zahlreicher, als die ersten, flüchtigen Besucher vermuteten. Der Mschambaa liebt es nicht, nahe an den Weg zu bauen. Die Furcht vor feindlichen Überfällen hat ihn mißtrauisch gemacht. Bis vor zehn Jahren war diese Scheu auch berechtigt. Da ging Gewalt vor Recht.

Als die Deutschen ins Land kamen, standen die Bewohner

unter der Botmäßigkeit einer Herrscherfamilie, der Wakilindi, die nicht aus Usambara stammte. Der Ahnherr war ein Jäger in der Steppe gewesen. Die Waschambaa hatten ihn selbst herbeigerufen, weil ihre Felder zu der Zeit arg von Wildschweinen verwüstet wurden. Aus dem Wohlthäter des Landes aber ward mit der Zeit ein Herrscher. Nachdem er eine Zeit lang in einem kleinen Bergdörfchen gewohnt hatte, holten ihn die Leute von Wuga, das seitdem zur Hauptstadt von Usambara wurde; die Nachbarlandschaften Bumbuli, Mlalo, Ubii, Mbaramu und Mti schlossen sich an und ernannten den Mbega, so hieß der Fremdling, zu ihrem Oberhaupt. Seine Erben und Nachfolger, die sich teils als Heerführer, teils als Wohlthäter des Landes einen Namen machten, blieben hier wohnen. So der trotzige Kimueri, der sich das ganze Land von Pare bis zur Küste unterwarf; sogar die Küstenstädte Tanga und Pangani wurden ihm tributpflichtig. Damals war es, als die Missionare Dr. Krapf und Ehrhard vergebens in Wuga anklopften. Sein Sohn Sembodja verlegte seinen Wohnsitz hinunter nach Masinde an den Rand der Steppe, wo er beim Beginn der deutschen Herrschaft eine zweifelhafte Rolle spielte. Er galt als afrikanischer Raubritter, der die friedlichen Karawanen brandschatzte. Daher legte die Regierung eine militärische Besatzung in seine Nachbarschaft, unter deren Augen er vor einigen Jahren gestorben ist. Die Herrschaft in den Bergen war inzwischen auf mehrere Unterhäuptlinge übergegangen, deren einer der oben schon erwähnte Si Kiniassi von Mlalo war.

In Wuga hatte Sembodja seinen Sohn Kimueri II. auf den Häuptlingssitz gebracht, der ganz im Geiste seines Vaters wirtschaftete und im Jahre 1892 die Erlaubnis zur Anlegung einer Missionsstation versagte. Erst unter dessen Nachfolger Mputa, der ebenfalls ein Sohn Sembodjas war, gelang es den Missionaren Lang Heinrich und Gleiß, in der Nähe der

Stadt eine Niederlassung zu gründen. Mputa hatte aber offenbar nur aus Furcht vor den deutschen Soldaten in Masinde die Genehmigung gegeben. Im Stillen häufte er allerlei Schwierigkeiten für die bauenden Missionare. Er verbot z. B. seinen Leuten, ihnen Nahrungsmittel zu verkaufen oder beim Bauen hilfreich zu sein. Das Volk aber war schon lange unzufrieden mit der fremden Herrschaft geworden. Darum thaten sie bei Nacht, was sie am Tage nicht wagen durften. Die Missionare gewannen die Sympathien der Eingebornen gegen ihren Häuptling. Als die Beamten in Masinde vollends hinter das böse Treiben Mputas kamen und ihn verschiedener Mordthaten überführen konnten, wurde ihm der Prozeß gemacht, der mit seiner Hinrichtung endete. Damit ging die Herrschaft der Wakilindi in Usambara nach einigen Generationen wieder zu Ende. Jetzt ist Kiniassi, ein dem Christentum zugeneigter Mann, zum Häuptling von Wuga erhoben worden.

Nahe bei seiner Stadt liegt die Missionsstation. Sie heißt eigentlich Ngasi, wird aber in der Regel mit dem Namen der Hauptstadt bezeichnet. Auf einem kleinen Hügel in einem weiten grünen Thal gelegen macht sie einen sehr guten Eindruck. Wenn wir uns nach der Landessitte mit einigen Flintenschüssen anmelden, treten alsbald drüben die Missionare heraus und begrüßen uns mit einer wohlbekannten Melodie, wie „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren", die sie zweistimmig auf ihrem Horn blasen. Die Station ist noch jung, kaum fünf Jahre alt, und doch aufs beste ausgebaut. Wie freundlich blickt die Kapelle mit dem Türmchen herüber, daneben das stattliche Wohnhaus! Es ist schon das zweite; die ärmliche Hütte, in der die Brüder Lang Heinrich und Gleiß anfangs hausten, genügte den Bedürfnissen schon lange nicht mehr, zumal da auch eine Hausfrau einzog. Auf der andern Seite der Kapelle steht ein Schulhaus, hinter diesen Hauptgebäuden noch einige

kleine Häuschen, die teils zu Wirtschaftszwecken, teils als Wohnungen für eingeborne Christen benutzt werden. Zu all diesen Bauwerken ist nur wenig europäisches Material verwandt. Die Brüder haben sich soviel als möglich der landesüblichen Bauart bedient; die zur Errichtung der Mauern nötigen Ziegel wurden von zwei Christen aus Hohenfriedeberg hergestellt. Die Gebäude sind auf allen Seiten von Gärten und Ackerland umgeben. Hier werden viele Bananenarten gezogen, auch Ananas, Papaien und Negerhirse neben deutschem Gemüse. Die Hausfrau sorgt dafür, daß auch die Blumen der deutschen Heimat nicht fehlen.

Mit der eigentlichen Missionsarbeit stehen die Brüder natürlich noch in den ersten Anfängen. Wir hörten schon, wie schwierig der Eingang für die Boten des Evangeliums gerade in Wuga war. Die Wakilindi hinderten das Christentum offenbar deshalb, weil sie ahnten, daß mit seinem Eindringen ihrer Willkürherrschaft ein Ende gemacht werden würde. Nach der Beseitigung Mputas ward sogleich die Bahn frei. Die Brüder setzten sich jeden Abend vor das Missionshaus und sangen ihre zweistimmigen Lieder nach Wuga hinüber. Bald kamen denn auch einzelne Männer zum Gottesdienst. Jetzt, wo der Häuptling sich freundlich zu den Missionaren stellt und sogar selbst lesen und schreiben lernt, kommen die Stadtbewohner immer zahlreicher und zutraulicher herüber, aber es wird wohl noch einige Zeit dauern, bis sie recht begriffen haben, was die Lehrer wollen. Zunächst haben sie es mehr auf die leiblichen Wohlthaten abgesehen, die ihnen auf der Station erwiesen werden. Die Missionare nehmen sich der Kranken an. Es ist keine Seltenheit, daß an einem Tage deren hundert beraten oder verbunden werden. Auch im schönen Usambara fehlt es an Krankheiten nicht. Besonders oft kommen rheumatische Leiden und Erkältungen vor, ferner die durch Sandflöhe verursachten bösen Geschwüre. Die Missionare sollen für jedes Übel Abhilfe schaffen. Die meisten der Patienten stellen sich

schon zur Morgenandacht ein, seitdem sie erfahren haben, daß die Missionare das wünschen. Da füllt sich die Kapelle, die mit gezimmerten Sitzbänken versehen ist und über deren schwarzbehängten Altar die Inschrift steht: „Mulungu ndiye Zumbe kale na kale", d. i. „Gott ist Herr in Ewigkeit." Die Knaben, die auf der Station wohnen, und die Leute aus der näheren Umgebung sind mit den Regeln des Anstands und den Formen der Erbauungsstunde schon ganz vertraut. Sie setzen sich still auf ihren Platz. Aber wenn ganz fremde hereinkommen, giebt es doch manche unliebsame Störung. Da schreitet ein Mann den ganzen Gang entlang bis zum sprechenden Missionar und ruft ihm ganz laut sein wohlgemeintes „Guten Morgen!" zu, bis ein andrer ihn am Kleide zupft und sich still niedersetzen heißt. Es kommt auch vor, daß sich einer mit seinen Frauen und Kindern herumstreitet. Doch bedarf es dann nur einer freundlichen Zurechtweisung, um solchen Störungen für die Zukunft vorzubeugen.

Eine schöne Feier sah die Kapelle am Sonntag Quasimodogeniti 1899. Da standen vier Taufbewerber vor dem geschmückten Altar und empfingen das heilige Wasserbad, dazu einen neuen christlichen Namen. Es war erst das zweite Mal, daß ein Taufest in Wuga gefeiert werden konnte. Um so denkwürdiger sind den Missionaren solche Tage. Unter den Knaben, die ganz auf der Station wohnen und täglich unterrichtet werden, sind noch einige, die sich nach dem Sakrament sehnen. Hoffentlich folgen ihnen auch bald die Leute aus der Stadt. An der Verkündigung des Wortes lassen es die Glaubensboten nicht fehlen. Sonntags wird regelmäßig gepredigt, auch am Montag früh wieder, wenn die Frauen zum Markte kommen. Erfreulicherweise steht am Sonntag überall der Weg für die Predigt offen. Die einflußreichen Männer von Wuga haben sich bald nach Gründung der Station ohne weiteres Zuthun der Missionare

dahin geeinigt, den Sonntag als gesetzmäßigen Feiertag einzuführen. Auch in der weiteren Umgebung ist hier und da schon ein bestimmter Predigtplatz vorhanden. Die Brüder haben für diesen Zweck kleine Häuschen in Masinde, Gale, Bungu und Ubii, die einige Stunden entfernt auf den Bergen ringsumher liegen, gebaut und besuchen diese Orte womöglich jede Woche einmal. An einem dieser Außenorte, in Bumbuli, vier Stunden von Wuga, ist jüngst eine neue Hauptstation entstanden. Dagegen ist ihnen eine andre leider durch römische Eindringlinge verloren gegangen. Im September 1897 erschienen plötzlich einige Trappistenmönche in Usambara, die sich die Erlaubnis der Regierung in Dar-es-Salaam zur Niederlassung mitten im Arbeitsfelde der evangelischen Mission zu verschaffen gewußt hatten. Es war das wieder ein Beispiel jener häßlichen Missionspraxis der Römischen, die es überall auf Störung der evangelischen Arbeit abgesehen haben. Da half kein Protestieren, sie fingen in Gale, drei Stunden von Wuga, mit Bauen an. Die ersten Ankömmlinge erkrankten sehr bald. Einer von ihnen starb sogar und der andre mußte von einem der Diakonen aus Lutindi gepflegt werden, der auf einer Reise gerade vorüberzog und sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, feurige Kohlen auf das Haupt des Mönches zu sammeln. Nach einiger Zeit kam Verstärkung an, sodaß an dem weiteren Ausbau der römischen Niederlassung nicht mehr zu zweifeln ist. Gott gebe, daß es nicht zu Reibereien kommt, die das Glaubenswerk stören.

Gale liegt am Wege von Wuga nach Hohenfriedeberg. Das ist ein tüchtiger Marsch, der an einem Tage nicht zu bewältigen ist. Die Christen, die von einer Station zur andern wandern, was bei Taufffesten und auch sonst manchmal geschieht, übernachten in der Regel in irgend einem Weiler des Wambuguländchens, das sich hier wie ein Keil zwischen die Ansiedelungen der Waschambaa schiebt. Die Wambugu sind ein mit den Massai

der Steppe verwandter Volksstamm, der sich, wie es scheint, noch nicht sehr lange hier niedergelassen und nach Verlust seiner Viehherden mehr dem Ackerbau zuwendet hat. Sie haben zwar ihre besondere, bisher von niemand erforschte Sprache, die meisten sprechen aber auch etwas Kischamba und Kisuaheli, sodaß sich die Wanderer wohl mit ihnen verständigen können. Die christlichen Eingebornen und zumal die durchreisenden Missionare benutzen denn auch die Gelegenheit zur Reisepredigt; sie reichen als Gegengabe für die empfangene Gastfreundschaft eine Spende aus der Quelle des ewigen Lebens.

Kaum haben wir das Gebiet der Wambugu durchschritten, so stehen wir auch schon vor der anmutigen, fruchtbaren Schelemulde; so nennt man das Flußthal der Umba, der sein Wasser nicht, wie die übrigen Flüsse von Usambara nach Süden in den Pangani sendet, sondern auf der Nordseite des Berglandes als selbständiger Flußlauf durch die Steppe dem Meere zueilt.

In Hohenfriedeberg haben wir den Mittelpunkt der Usambara-Mission erreicht. Hier, wo die christlichen Glaubensboten ungehindert einziehen, Jahre lang predigen und Schule halten konnten, sieht man bereits etwas davon, welche Gestalt das Leben der Eingebornen unter dem Einfluß des Evangeliums annehmen wird. Hohenfriedeberg hat das Glück gehabt, daß die beiden Begründer der Station, Wohlrab und Johanssen, bis zum heutigen Tage in der Gemeinde thätig sind. Dadurch ist eine gewisse Stetigkeit in ihre Entwickelung gekommen, die man auf den andern Stationen, die wir bisher kennen gelernt haben, wegen des häufigen Personenwechsels vermißte.

Als die beiden Brüder im Jahre 1891 ankamen, widmeten sie sich zuerst ganz der Bauarbeit und der Erlernung der Landessprache. Letzteres war nicht ganz so schwer, wie unter den Völkern, die fernab vom Verkehr wohnen. Hier bildete das Kisuaheli, das von den meisten Waschambaa notdürftig verstanden

wird, die Brücke. Doch glich auch das Kischamba einem Urwalde, der bis dahin von niemand gelichtet war. Welche Schwierigkeiten bringt da die erste Verkündigung des Evangeliums mit sich! Aber nach einigen Jahren konnten die Brüder doch mit den Eingebornen in ihrer Muttersprache reden, einige leichte Lieder ins Kischamba übersetzen und so predigen, daß sie verstanden wurden. Später haben sie es noch weiter gebracht. Jetzt können sie ihren Schülern schon biblische Geschichten des alten und neuen Testaments, ja das ganze Evangelium des Marcus in die Hand geben. Die neuankommenden Missionare aber finden sogar ein Kischamba-Wörterbuch zur Erleichterung ihrer Sprachstudien vor.

Der Zugang zum Herzen des Volkes ward bald gefunden. Der alte Häuptling Si Kiniassi freilich wollte vom Christentum nichts wissen. Daß er den Missionaren anfangs so freundlich entgegengekommen war, hatte offenbar nur äußerliche Gründe gehabt. Er änderte später zwar sein wohlwollendes Verhalten nicht, blieb aber bis an sein Lebensende ein echter Heide. Als er sterben mußte und Missionar Wohlrab ihn noch einmal besuchte, schrie er ihm zu, er möchte ihm doch einen Zauberer bringen, der ihn vom Tode befreien könnte. In seinem Häuptlingsherzen saßen die Wurzeln des Heidentums offenbar zu tief, dafür brachten aber die jungen Leute aus dem Volke der neuen Lehre einen empfänglicheren Sinn entgegen. Gerade als der Häuptling starb, meldeten sich mehrere Waschamba-Jünglinge zur Taufe, bald darauf auch einige Frauen. Das waren nicht die ersten Täuflinge in Hohenfriedeberg, aber die früheren waren eingewanderte Leute gewesen. Da jetzt die ersten Glieder des Volkes übertreten wollten, erhob sich ein großer Sturm. Die Waschambaa halten viel auf die Familiengemeinschaft, die durch gewisse Feste, an denen nur die Sippe teilnimmt, gefestigt wird. Die Regeln, die sie dabei beobachten, sind sehr streng. Wenn eine Waschambafrau

von einem Manne, der nicht zu ihrem Volke gehört, zum Weibe genommen wird, so tötet man ihre Kinder, damit die Vorfahren nicht erzürnt werden. Nun war unter den Eingebornen die Anschauung aufgekommen, daß die, welche sich taufen ließen, damit von ihrer Sippe abfielen. Deshalb wurden die Taufbewerber, meist Knaben und Jünglinge, erst mit Bitten, dann mit Drohungen bestürmt, von ihrem Vorhaben abzustehen. Der Widerstreit fand seinen Höhepunkt kurz vor dem für die Taufe festgesetzten Tage. Ueber diese denkwürdige Zeit soll hier nach dem Tagebuch der Missionare etwas genauer berichtet werden.

Eines Abends kam Sabuni auf die Station zurück und sagte: „Als ich heute Morgen vom Unterricht heimkam, fragte mich meine Mutter: „Wo kommst du her?" „Von Kisungu" (der Europäerniederlassung). „Willst du dich etwa taufen lassen?" „Ja." Darauf fing sie an zu weinen und rief: „Mein Sohn geht verloren." Ich sagte ihr: „Nein, ich gehe nicht verloren"; sie aber rief wieder: „Mein Sohn geht verloren, mein Sohn geht verloren und es ist mein einziger Sohn." Gleich kamen die Leute zu ihr und sagten immer wieder: „Ihr seid Thoren, daß ihr euren Sohn taufen laßt; wenn die Europäer weggehen, nehmen sie euer Kind mit." Als Br. Wohlrab darauf den Knaben fragte: „Was sagt dein Herz dazu?" antwortete er: „Ich kann Gottes Wort nicht lassen."

Ein andrer mit Namen Mtschalo erzählte, sein Vater sei sehr erzürnt darüber, daß er die Morgenandachten regelmäßig besuche; er wolle ihm alles zurückgeben, was der Junge ihm früher gelegentlich von seinem Tagelohn gegeben hätte, und damit das Band zwischen ihnen zerschneiden, eine Drohung, die er andern gegenüber noch dahin verschärfte, er wolle seinen Sohn sogar töten.

In solcher Weise wogte es hin und her. Die jungen Taufbewerber bekamen die ganze Bitterkeit des Wortes zu schmecken,

das Christus (Matth. 10, 37) gesagt hat: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht wert." Sie baten erst, die Missionare möchten sie heimlich taufen, damit das Aufsehen nicht so groß würde. Als diese aber betonten, daß ein Christ auch ein Bekenner sein müsse und die Verfolgung nicht scheuen dürfe, willigten sie in die öffentliche Feier. Sie mußten zuvor auch hingehen und ihren Eltern sagen, was ihnen bevorstand. Das war für die meisten ein saurer Gang. Die Thränen standen ihnen in den Augen, als sie von der Aufregung erzählten, die ihre Nachricht zu Hause angerichtet habe. Bei den Vätern hatte es wilde Zornesausbrüche gegeben, bei den Müttern viele Thränen. Die einen hatten gesagt, ihr Sohn dürfe nie wieder nach Hause kommen, andere gar, daß sie mit Pfeilen nach ihrem Kinde schießen und die Totenopfer bringen wollten, weil sie einen getauften Sohn als verloren ansähen. Die also Angefochtenen blieben aber stark.

Während sich in den Hütten von Malo und der Umgebung solche aufregende Scenen abspielten, lag die Station wie ein stiller Zufluchtshafen da. Die Missionsgeschwister rüsteten alles für den Tauftag. Am Morgen des 12. Dez. 1894 läutete das Glöckchen den Festtag ein und der Ruf der Posaune schallte über das Thal hin. Auf dieses Zeichen versammelten sich die früher Getauften in der mit frischen Palmen geschmückten Kapelle, dann erschien der Zug der 12 Katechumenen, von Missionar Johanssen geführt. Nur wenige Heiden fanden sich noch ein. Die meisten scheuten sich vor der Feier, die so viel Aufsehen im Lande machte. Nach dem Gesang des Liedes „Wie soll ich dich empfangen" hielt Missionar Wohlrab eine ergreifende Taufrede, in der er die Herrlichkeit des Christenglaubens schilderte, dem die Taufbewerber sich ganz versprechen wollten, aber auch die Opfer und Entsagungen nicht verschwieg, die damit zusammenhingen. Nachdem noch das Tauflied gesungen war: „Liebster Jesu, wir sind hier",

wurden den Täuflingen fünf Fragen vorgelegt, die von ihnen allen freudig und fest beantwortet wurden. Nun kam der ergreifende Taufakt. Zuerst knieten die fünf ältesten Knaben um den Tauftisch und empfingen das Sakrament, dabei auch zugleich die neuen, biblischen Namen, welche die Christen für sie ausgewählt hatten. Unter Handauflegung ward das Schlußgebet aus Luthers Taufbüchlein über sie gesprochen. Nun trat Missionar Johanssen an den Taufstein und vollzog die heilige Handlung an vier Frauen und drei kleineren Knaben, die bei ihm vorher den Taufunterricht genossen hatten. Ein Dankgebet und Loblied schloß die schöne Feier.

Wie zu erwarten, blieb aber die Trübsal für die Neugetauften nicht aus. Als die Missionsleute am Abend des Festtags noch beisammen saßen, rief eine bekannte Stimme vor der Thür leise: „hodi“.*) Mit betrübter Miene trat der eben getaufte Lazarus herein und brachte ohne weiteren Gruß nur die kurze Meldung: „Ich bin vertrieben.“ Sein Vater hatte ihn beim Nachhausekommen gefragt, woher er käme. Als er von dem Vollzug der Taufe gehört, hatte er ihn ohne weiteres fortgetrieben. So war es auch den Frauen ergangen. Drei von ihnen gehörten einem Manne. Dieser nahm ihnen ihre Hütten weg, sodaß sie bei ihren Freundinnen ein Unterkommen suchen mußten. Nur ein einziger der Knaben ward nicht verstoßen. Die Verwandten kamen zwar und schalten seine Mutter, weil sie dem ungeratenen Sohne Speise gäbe; sie antwortete aber: „Ich kann es nicht mit ansehen, daß mein Sohn dann abmagert.“

Unter solchen Kämpfen wurden vor fünf Jahren die ersten Waschambaa in die Christengemeinde von Hohenfriedeberg aufgenommen. Seitdem ist vieles anders geworden. Das Mißtrauen

*) Das ist die Art, wie sich die Eingebornen an der Thürschwelle anmelden. Weil sie barfuß gehen, hört man sie sonst nicht kommen.

gegen die Missionsstation und die Taufe ist ganz geschwunden. Die Leute haben eingesehen, daß die Getauften nicht aufhören Waschambaa zu sein, und daß sie ihren Angehörigen nicht entfremdet werden, ja daß sich das Familienband, auf das sie so großen Wert legen, unter den Christen sogar noch inniger gestaltet. Auch die Besorgnis, daß sie sich den öffentlichen Leistungen entziehen würden, hat sich als unnötig erwiesen. Die Getauften erfüllen diese Pflicht, wie zuvor. Eine Zeit lang hatten sie sich allerdings ausgebeten, daß ihnen eine besondere Schamba des Häuptlings angewiesen würde, wo sie nicht mit den Heiden zusammen zu sein brauchten, der jetzige Jumbe hat das jedoch wieder aufgehoben, dafür aber die Zusage gegeben, daß sie keine öffentlichen Arbeiten zu leisten brauchten, die mit dem Heidentum in irgend einem Zusammenhang stehen.

Der junge Häuptling Kiniassi steht offenbar dem Christentum näher, als sein Vater. Er war es, der seiner Zeit die ersten Brüder von Tanga holte; auch in den Jahren, wo sein Vater im starren Heidentum beharrte, blieb er den Missionaren aufrichtig zugethan. Diese waren gespannt, wie er sich zu ihnen stellen würde, nachdem er selbst Häuptling geworden. Er täuschte ihre Hoffnungen nicht im geringsten. Es war schon ein Fortschritt, daß er sich nicht mit dem Nimbus übernatürlicher Kräfte umgab, wie sonst die Häuptlinge zu thun pflegen. Bei seinem Regierungsantritt sagte er zu dem Volke geradezu: „Ihr Leute, Regen und alle Speisen empfangen wir von Gott. Kommt nicht zu mir, wenn ihr Regen haben wollt. Ich kann nicht Regen machen; der Regen kommt von Gott.“ Noch erfreulicher war seine Stellungnahme zum Worte Gottes, das er so oft gehört und offenbar lieb gewonnen hatte. Er erklärte den Missionaren eines Tages geradezu, er gedächte seine Herrschaft niederzulegen, denn er wolle ihren Worten folgen. Dies würden die Wakilindi nicht zugeben, da Mlalo der Ort vieler

Ahnenopfer sei. Wie sich seine Unterthanen zum Christentum stellten, könne für sein persönliches Verhalten nicht entscheidend sein. Wenn sie durch seine Zuneigung zum neuen Glauben aufgebracht würden, so wolle er seine Häuptlingschaft niederlegen. Die Missionare waren über diese Seele, die nicht fern vom Reiche Gottes ist, natürlich sehr erfreut, warnten ihn aber vor übereilten Schritten. Er möge nicht ohne Not den Feinden des Christentums weichen, Christ sein und Häuptling sein vertrüge sich wohl mit einander. Dadurch ließ er sich bestimmen, im Amte zu bleiben. Er kommt jetzt fast täglich mit einem jüngeren Bruder und einem Sklaven zum Unterricht.

Die Station hat sich in den letzten Jahren sehr vergrößert und verschönert. An die Stelle des kleinen Lehmhäuschens, das sich die Brüder bei ihrer Ankunft gebaut hatten, ist ein großes massives Wohnhaus getreten, in dem zwei deutsche Hausfrauen schalten. Wohlrab und Johanssen haben ein Schwesternpaar geheiratet, das ihnen nicht nur die Sorgen um den Haushalt und die andern Bedürfnisse des täglichen Lebens abnimmt, sondern auch bei der geistlichen Arbeit hilft. Die Erziehung ihrer eignen Kinder wissen die beiden Frauen mit der Fürsorge für die kleinen Schwarzen auf der Station trefflich in Einklang zu bringen.

Auch die erste gottesdienstliche Stätte von Hohenfriedeberg hat schon eine sehr erfreuliche Verwandlung durchgemacht. Die alte Kapelle mit ihren Lehmwänden und dem Schilfdach, mit dem gestampften Fußboden und den einfachen Bretterbänken reichte für die wachsende Zahl der Besucher bald nicht mehr aus. So mußte zu einem Neubau geschritten werden. Es ward den Brüdern allerdings sehr schwer, mit eigner Hand die Stätte abzubrechen, da sie die segnende Nähe des Herrn so oft gespürt und bei den Tauffesten die Früchte ihrer Arbeit vor Augen gesehen hatten. Aber was half's? Das leichte Gebäude ging dem sichtlichen Verfall entgegen und daß die wachsende Ge-

meinde eine größere Kirche brauchte, war ihnen doch auch ein Anlaß zu herzlicher Freude. Der neue Bau, zu dessen Errichtung der in Bausachen erfahrene Diakon Meier aus Bielefeld kam und bei dem die Christen der Station wacker geholfen haben, nimmt sich aus der Ferne ganz wie eine deutsche Dorfkirche aus. Auch das Innere ist ähnlich gehalten. Die Wände sind weiß bemalt, der Fußboden aus Cementguß. Die Sitzbänke ähneln denen in unsern Kirchen, für das Harmonium wurde sogar eine Empore gebaut und in den Kirchenfenstern prangt buntes Glas und Bemalung. Der Kirchweihtag mit der Predigt des Missionar Wohlrab über das am Altarbogen stehende Schriftwort: „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt“ ist heute noch unvergessen bei Christen und Heiden.

Es giebt jetzt gegen 100 Getaufte in Hohenfriedeberg. Die meisten von ihnen wohnen in den kleinen Dörfchen, die neben der Station entstanden sind. Sie haben lauter biblische Namen wie Ararat, Bethanien und Tarsus. Das erste verdankt seinen Ursprung einem alten Christen Noah Schemueta, mit dessen Taufe die erste vollzählige Waschambafamilie zum Christentum übertrat. Er war den Missionaren schon längst als ein ruhiger, ernster Mann bekannt, der jeden Sonntag zum Gottesdienst kam. Seinem Entschluß, Christ zu werden, stand anfangs der Umstand im Wege, daß er zwei Frauen mit je drei Kindern hatte. Er wußte, daß es der christlichen Ordnung widerspricht, zwei Frauen zu haben, darum zögerte er lange mit dem Übertritt. Endlich löste sich die Schwierigkeit von selbst. Die ältere Frau erklärte, sie wollte mit ihm Christin werden, die jüngere aber sagte, ihr Vater habe ihr das untersagt und gegen den väterlichen Willen möge sie nicht handeln. Da überließ ihr Schemueta das Haus, die Kinder und Äcker, und trat mit der ersteren über. In der Taufe ward er Noah genannt. Er wählte sich einen neuen Wohnplatz auf dem Hügel gegenüber der Kapelle und nannte

ihn in Erinnerung an die Stelle, wo Noah aus der Arche gegangen war, Ararat. Er ist ein erfahrener und angesehener Mann, dessen Rat gern von den Missionaren eingeholt wird; seit einiger Zeit dient er in Hohenfriedeberg mit einem andern Christen als Gemeindeältester. Noch näher bei der Kapelle bauten sich die Jünglinge an, deren Übertritt so großes Aufsehen machte, wie wir oben sahen. Sie nannten ihre Ansiedelung Bethanien. Ein Teil von ihnen hat sich bereits verheiratet. Das dritte Dörfchen ward von einem Christen Paulo Hosa gegründet und empfing seinen Namen von der Heimat des großen Heidenapostels. In diesen christlichen Ansiedelungen weht ein guter Geist. Man kann am Abend hier oft fromme Lieder singen hören, auch stehen die Bewohner sich bei allen Nöten hilfreich bei, wie es bei christlichen Nachbarn in der Ordnung ist. Den ungetauften Anhängern der Mission wird nicht geradezu verwehrt, in diese Christendörfer zu ziehen, sie müssen aber mit dem Eintritt ihre heidnischen Gebräuche preisgeben. So kam eines Tages Mbalagila, die Verwandte eines Christen, mit der Bitte, man möge sie bei den Getauften auf dem Ararat wohnen lassen. Sie wollte gern die heidnischen Opfer und Sitten aufgeben. Als sie erfuhr, daß man hier keine Amulette tragen dürfe, legte sie dieselben ab, zerschnitt sie und warf sie fort.

Die Christenhäuser unterscheiden sich schon auf den ersten Blick von den Hütten der Heiden. Die Waschambahütten sind rund, die Häuser in den Christendörfern aber viereckig, weil den Wohnungen der Missionare nachgebildet. Letztere lassen sich auch die Verbesserung der häuslichen Verhältnisse bei ihren Pfleglingen angelegen sein. Die christliche Sittlichkeit bringt ja von selbst eine Wandlung hervor, desgleichen der Schulunterricht. Die Schüler, die sich daheim im Lesen und Schreiben üben sollen, brauchen Tische und Stühle, auch besseres Licht in ihren Wohnungen. So kommen die Kulturfortschritte mit dem Christwerden

ganz von selbst. Um den schwarzen Christen ein Vorbild zu geben, haben die Missionare am Fuße ihres Berges ein Stück Land gekauft und dort mit Hilfe der jungen christlichen Handwerker einige Musterhäuschen gebaut, die sie für einen angemessenen Preis verkaufen.

So hat sich Hohenfriedeberg nach allen Seiten hin schön entwickelt. Es gilt in jeder Hinsicht als Vorort des Christentums im Lande. Das heidnische Wesen geht mehr und mehr zurück, das Licht des Evangeliums sendet seine Strahlen in alle Lebensverhältnisse. Wenn die Christen auf der Station ihre Feste feiern, so geht es in ihrer Kirche schon ebenso andächtig und feierlich zu, wie bei uns in Deutschland.

Daß neben den Lichtseiten der jungen Gemeinde auch der Schatten nicht fehlt, ist selbstverständlich. Nicht alle Getauften sind ihrem Gelübde treu geblieben. Besonders die leidigen Heiratsgeschichten haben schon manchen jungen Christen zu Falle gebracht. Als jene erste Schar von Jünglingen getauft werden sollte, und die Eltern der ihnen versprochenen Bräute drohten, sie gäben ihre Tochter keinem Christen, hatten die Taufbewerber schnell entschlossen auf die heidnischen Mädchen verzichtet. Später, als die Begeisterung verflogen und die erste Liebe erkaltet war, sind einige doch recht lau geworden und haben sich wieder mehr dem heidnischen Wesen zugeneigt. Aber solche Verirrungen sind mit Hilfe einer strengen Kirchenzucht in der Regel glücklich überwunden worden. Daß hier und da einer in den Karawanenverkehr hineingezogen und in den Hafenstädten durch schlechten Umgang verdorben wird, ist bei der Freiheit, welche die evangelische Mission im Gegensatz zur katholischen grundsätzlich ihren Pfleglingen gewährt, unvermeidlich. Dafür bringt die häufige Berührung der jungen Christen mit den Heiden auch manche vorteilhafte Einwirkungen auf letztere mit sich. Der Same des Evangeliums wird von ihnen durch das ganze

Land getragen, und so der eigentlichen Heidenpredigt vorgearbeitet.

Es bleibt nun noch eine Station in den Bergen von Usambara übrig, das in den äußersten Westen des Gebirgs vorgeschobene Bethel. Der etwa 6stündige Weg von Hohenfriedeberg dahin führt zuerst durch prächtigen Urwald, dessen Baumriesen mit einem dichten Gewirr von Schlinggewächsen durchzogen sind. Wenn man aus diesem Walde heraustritt, öffnet sich der Blick in manches schöne, grüne Thal, in dem sich ein plätscherndes Wässerlein hinabwindet. Hier stößt man auch wieder auf menschliche Ansiedelungen; zumeist sind es allerdings nur zerstreute Hütten oder kleine Weiler. Die Station Bethel ist nahe bei dem Städtchen Mtai, einem schwer zugänglichen Felsennest, angelegt, auf einem Bergrücken, der sich in die Umbasteppe hinausschiebt. Hier steht ein schönes Wohnhaus mit Wellblech gedeckt, daneben ein wohlbewässerter großer Garten. Es giebt auch schon eine bescheidene Kapelle und ein aus Backsteinen erbautes Schulhaus, bei dessen Herrichtung und Ausstattung viele afrikanische Hände geholfen haben.

Die Station wurde im Jahre 1893 gegründet. In den ersten Jahren haben die Missionare Becker und Döring hier gewirkt. Anfangs ging es durch viele Schwierigkeiten und Enttäuschungen hindurch. Man hatte den Fehler begangen, schon bei der Entstehung der Niederlassung eine Anzahl befreiter Sklaven mit hierher zu nehmen, die in der durchaus heidnischen Umgebung kaum in Zucht zu halten waren. Erst nach ihrer Entfernung — sie wurden damals noch nach Maneromango geschafft — konnten sich die Missionare ganz der Verkündigung des Evangeliums widmen. Das haben sie inzwischen fleißig gethan. Besonders in dem einige Stunden entfernten Mbalu wurde ihre Predigt gern gehört. Der Erfolg blieb allerdings Jahre lang aus. Sie mußten sich zunächst damit begnügen, eine Saat auf

Hoffnung auszustreuen. Auf eine Zeit großer Bereitwilligkeit, das Wort zu hören, folgte sogar eine Periode der größten Gleichgültigkeit und Verschlossenheit, sodaß es schien, als ob dieser abgelegene Teil von Usambara ein besonders unfruchtbarer Missionsacker wäre. In den letzten Jahren sind aber doch Zeichen größerer Empfänglichkeit hervorgetreten. Die ersten wirklich dankbaren Seelen waren zwei Aussätzige, Kasidi und Kiase, die in völliger Abgeschiedenheit von ihrem Volke am Fuße der Felsen von Mti wohnten. In der durch ihre schreckliche Krankheit bedingten Verlassenheit that ihnen der teilnehmende Zuspruch der weißen Männer besonders wohl. Kasidi, der ältere von ihnen, starb in seinem elenden Hüttchen, nachdem er kurz vorher die heilige Taufe empfangen hatte. Sein dadurch ganz einsam gewordener Leidensgenosse bat nun flehentlich um Aufnahme auf der Missionsstation, die ihm auch gewährt wurde. Am 1. Advent 1897 wurde er hier mit einem andern Taufbewerber, Nyimbue am Mbalu, feierlich in die christliche Gemeinschaft aufgenommen. Er wohnte seitdem in einer besonderen Hütte nahe beim Missionshaus; die Kapelle erhielt um seinetwillen einen kleinen Anbau, damit er an den Versammlungen teilnehmen und die Predigt hören konnte. Unter die andern Predigthörer durfte er sich nämlich nicht mischen, weil die Leute fürchteten, von seinem Aussatz angesteckt zu werden. Auch er ist inzwischen der bösen Krankheit erlegen. Seit der Taufe dieser ersten Christen in Bethel ist eine neue Zeit für die weit vorgeschobene Missionsstation gekommen. Die jetzt dort thätigen Missionare Röhl und Ruccius, die ihre erkrankten Vorgänger ablösten, haben mit ihren Schülern und Taufbewerbern alle Hände voll zu thun. Besonders die Schule, die von 45 Kindern besucht wird, gedeiht sichtlich und erweist sich als eine vortreffliche Pflanzstätte christlichen Glaubens und Lebens. Seitdem in Frau Missionar Ruccius auch eine Hausfrau auf der Station eingezogen ist, haben die Mädchen aus

Mtai ihre frühere Schüchternheit aufgegeben und verkehren gern im Missionshause, wo sie christliche Lieder mit Harmoniumbegleitung singen. Damit scheinen also die Anfangsschwierigkeiten auch hier überwunden zu sein. Die jetzt in Bethel stationierten Missionare werden allen Anschein nach die Früchte der Säemannsarbeit ernten können, die von ihren Vorgängern hier und auf den Außenplätzen gethan worden ist.

Unter allen Missionsfeldern des weiten deutschen Gebiets hat das im Berglande von Usambara die schnellsten und erfreulichsten Fortschritte gemacht. Es sieht fast aus, als ob die friedlichen Waschambaa nur auf die Glaubensboten gewartet hätten. Sie stimmen schon jetzt in größerer Zahl das Loblied an: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen!“

Die beiden deutschen Schwestermissionen am Nyassa-See.

1. Der gemeinsame Anfang im Kondelande.

Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken.

1. Mos. 13, 9.

Es ist eine der traurigsten Erscheinungen auf dem Missionsfelde, daß es auch dort unliebsame und unlautere Konkurrenz giebt. Das unbrüderliche Gebahren gewisser christlicher Sendboten gegen die andern erinnert daran, daß auch das gesegnete, herrliche Werk der Mission unter der menschlichen Schwachheit und Sünde zu leiden hat. Wollte man alle die Gelegenheiten zusammenstellen, wo sich römische Priester in evangelische Missionsgebiete eingedrängt und den Frieden der Missionsarbeit gestört haben, so gäbe das ein langes Sündenregister, zugleich aber eins der traurigsten Kapitel aus der Missionsgeschichte. Dem gegenüber ist es eine erfreuliche Thatsache, daß die evangelischen Missionsgesellschaften, so zahlreich und verschiedenartig sie auch sind, fast ausnahmslos in Eintracht mit einander leben. Ihre Missionare halten es im allgemeinen mit dem apostolischen Grundsatz, nicht in ein fremdes Amt zu greifen. Das Missionsgebiet der Erde ist ja so groß und weit,

daß sie noch auf lange hinaus gesonderte Wege gehen können. Wenn irgend ein heidnisches Land einmal von einer Missionsgesellschaft besetzt ist, vermeiden andere Gesellschaften, die sich ein neues Arbeitsfeld suchen, dahin zu gehen. Es müßte denn sein, daß die zuerst gekommenen Glaubensboten die Arbeit nicht allein bewältigen können und andere zu Hilfe rufen.

Noch einen Schritt weiter in Beweisung eines echt brüderlichen Sinnes sind zwei deutsche Missionsgesellschaften gegangen, als es galt, nach erfolgter Sicherung unsers Kolonialbesitzes in Ostafrika das deutsche Gebiet mit Missionaren zu besetzen. Sie haben geradezu ein Bündnis mit einander geschlossen, um sich bei den Schwierigkeiten der ersten Niederlassung im unkultivierten Lande gegenseitig zu stützen. Sie kamen überein, ihre ersten Stationen möglichst nahe bei einander zu bauen und erst später, wenn ihr Werk wachsen und die Zahl der Arbeiter sich vermehren würde, besondere Wege zu gehen. Man wurde bei dieser brüderlichen Vereinbarung unwillkürlich an jene freundschaftliche Auseinandersetzung zwischen Abraham und Lot erinnert, wo jener mit Berufung auf die gemeinsame Herkunft den Vorschlag machte: „Lieber, laß nicht Zank sein zwischen mir und dir, zwischen meinen Hirten und deinen Hirten. Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken.“ Diese beiden Gesellschaften waren die Brüdergemeine und die Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Mission unter den Heiden, die ihren Sitz in Berlin hat und zur Unterscheidung von den andern dortigen Missionsgesellschaften in der Regel Berlin I genannt wird. Das Arbeitsfeld aber, das beide erwählt hatten, war das Kondeland am Nordende des Nyassa-Sees.

Die Brüdergemeine, deren Missionsthätigkeit bekanntlich den ganzen Erdball umspannt, wurde durch eine Reihe besonderer Umstände nach Deutsch-Ostafrika gewiesen. Im Jahre 1887

starb in Breslau ein Mann namens Crakau, der zwar bei Lebzeiten in keiner unmittelbaren Verbindung mit den Herrnhutern gestanden, aber die Brüdergemeine offenbar liebgewonnen hatte, denn in seinem Testament setzte er sie zur Verwalterin einer Stiftung von 800 000 Mark ein. Die Zinsen des Kapitals sollten zur Bekehrung der Heiden und womöglich auch zum Loskauf von Sklaven verwendet werden. Wurden dadurch schon die Blicke nach Ostafrika gelenkt, wo damals gerade die Blockade und andere Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels im Gange waren, so sahen sich die Leiter der Herrnhuter Mission auch noch von andrer Seite gedrängt, neben ihren alten Missionsfeldern an der Südspitze Afrikas ein neues in Deutsch-Ostafrika in Angriff zu nehmen. Es war die Zeit, wo in den deutschen Missionskreisen ein großes Interesse an der Besetzung der deutschen Kolonien mit evangelischen Missionaren hervortrat, und gerade die Brüdergemeine wurde von allen Seiten dazu aufgefordert. Man dachte in Herrnhut zuerst an Usambara, auf das auch die Missionare von Berlin III ihr Augenmerk richteten. Als aber einer der Missionsdirektoren zur Vorbereitung des Unternehmens die Kolonialkreise in Berlin aufsuchte, lenkte man dort seine Blicke von dem vielumworbenen Küstengebiet auf die stilleren Landschaften im Innern und besonders auf die der Überschwemmung durch Kolonisten noch gar nicht ausgesetzten Gegenden am Nyassa-See, wo kurz vorher die Grenze zwischen dem deutschen und englischen Gebiet endgiltig festgelegt war. Alles dies wirkte zusammen, die Herrnhuter Missionare ins Kondeland zu weisen.

Zu gleicher Zeit regte es sich im Schoße der alten Berliner Missionsgesellschaft, die wegen ihrer in Südafrika gesammelten Erfahrungen zur Übernahme einer ostafrikanischen Mission ebenfalls besonders befähigt erschien. Auch sie faßte nach reiflicher Überlegung jenes Gebiet im äußersten Südwesten des deutschen

Gebiets ins Auge. Nun kam — es war am 10. Januar 1891 — zwischen beiden Gesellschaften die obenerwähnte Vereinbarung zu stande. In einer durch innige Gebete geweihten Stunde reichte man einander die Hand zu brüderlichem Zusammengehen. Dort, wo das Bergland im Norden des Nyassa-Sees vom 34. Längengrade geschnitten wird, wollte man gemeinsam einsetzen, sich zunächst bei den grundlegenden Arbeiten nach Kräften stützen und fördern, dann sollte im späteren Verlauf die Brüdergemeine nach Nordwesten, also in der Richtung auf den Tanganjika-See vorgehen, während Berlin I das Schwergewicht seiner Thätigkeit nach Osten, in das Hochland von Uhehe zu legen gedachte.

Von einem gemeinsamen Auszug aus der deutschen Heimat wurde mit gutem Bedacht abgesehen. Man sagte sich, daß die beiden Reisegesellschaften mit ihrem vielen Gepäck sich unterwegs nicht fördern, sondern eher hindern würden. Je größer eine nach Innerafrika ziehende Karawane ist, um so schwieriger wird der Transport. Die zur Verfügung stehenden Schiffsgelegenheiten und Trägerkolonnen sind beschränkt. Daher ward beschlossen, die beiden Missionsexpeditionen sollten kurz nach einander reisen und erst auf dem Missionsfelde wieder Fühlung suchen.

Die Herrnhuter machten den Anfang. Es war im April 1891, als die vom Missionsdepartement der Brüdergemeine berufenen vier Brüder auszogen. Zwei von ihnen waren bisher im Lehrerberuf thätig gewesen, die beiden andern als Handwerker. Der Weg auf ihr Arbeitsfeld war ihnen durch die geschichtliche Entwickelung der Dinge vorgeschrieben. Es konnte nur die von Livingstone entdeckte und seit einiger Zeit von den schottischen Missionen besetzte Wasserstraße des Sambesi, Schire und Nyassa in Frage kommen. Hier standen die verhältnismäßig bequemen Verkehrsmittel der African Lakes Company zur Verfügung, wenn auch für schweres Geld. Unterwegs aber

konnten die Brüder, was nicht minder wertvoll war, das in vollem Gange befindliche Missionswerk der Schotten besuchen, deren Gastfreundschaft genießen und ihren Rat für die zu beginnende neue Arbeit einholen. So ging es denn auch. Sie verließen nach einer glücklichen Seefahrt den deutschen Dampfer in Quilimane an der Sambesimündung und setzten die Reise auf einem Flußdampfer der genannten Handelsgesellschaft fort. Mit der kurzen, durch die Murchisonfälle bei Blantyre bedingten Unterbrechung konnten sie die ganze Entfernung bis an die Grenze des Kondelandes im Schiff zurücklegen. Schon nach fünf Wochen erreichten sie die Handelsniederlassung Karonga am Nordwestufer des Nyassa-Sees. Es würde zu weit führen, wollten wir ihre Reise im einzelnen verfolgen, nur das sei erwähnt, daß sie trotz der schnellen Beförderung und der unterwegs genossenen Gastfreundschft schon in diesen Wochen das afrikanische Schreckgespenst, das Fieber, zur Genüge kennen lernten. Es gab Tage, wo nur einer von ihnen bei leidlich guter Gesundheit war und sich um den Transport der andern, um ihr Unterkommen am Abend und die Versorgung mit Arzneien bemühen konnte. Von Karonga an hörte die Fürsorge der Transportgesellschaft auf, nun fing die eigentliche Pfadfinderarbeit an. Ihr nächstes Wanderziel war das unfern der deutsch-englischen Grenze gelegene Kararamuka, wo früher zeitweilig ein schottischer Missionar gewohnt hatte. In dem von ihm errichteten, jetzt ziemlich verfallenen Häuschen fanden sie den ersten Ruhepunkt im Kondelande. Für die Dauer mochten sie aber dort nicht bleiben. Darum machten sich die beiden gesundesten der Brüder, Richard und Meyer, sogleich wieder auf den Weg, um das Land zu erforschen und einen geeigneten Ort für die erste Niederlassung zu suchen. Nach mühevollem Hin- und Herziehen fanden sie einen passenden Platz im Bereich des Häuptlings Muakapalile am Fuße des Rungueberges, von dem sie später den Namen für ihre

Station entlehnten. Das geschah am 21. August 1891. Die Freude darüber ward leider durch eine schwere Trauerkunde, die sie von Kararamuka erhielten, getrübt. Einer der beiden dort zurückgebliebenen Brüder, Georg Martin, der schon auf der Reise am meisten gelitten hatte, war plötzlich am Fieber gestorben. So mußten sie zum Begräbnis des Freundes eilen, bevor sie ans Bauen gehen konnten. Die Brüdergemeine besaß also eher ein Grab, als ein Missionshaus im fremden Lande. Damit legte sich ein tiefer Schatten über den Eingang der Brüder.

Die Reisegesellschaft von Berlin I folgte binnen kurzem nach. Sie erhielt einen ausgezeichneten Führer in dem Missionssuperintendenten Merensky, der früher jahrzehntelang in Südafrika gewirkt und sich als Gründer von Botschabelo unter den Bassuto einen berühmten Namen gemacht hatte. In sachkundigster Weise bereitete er die Expedition vor. Er hatte schon von Berlin aus Fühlung mit den schottischen Missionaren am Schire und Nyassa gesucht und war auch nach England und Schottland gegangen, um sich beraten zu lassen. Seine Reisegenossen sammelte er auf dem südafrikanischen Arbeitsfelde der Berliner Gesellschaft, weil von dort einige erprobte Leute mitgenommen werden sollten. Endlich hatte er alle beisammen: vier junge Missionare, drei deutsche Handwerker, die in den ersten Jahren beim Aufbau der Stationen helfen sollten und zwei schwarze Christen aus der Missionsgemeinde in Natal, zusammen also 10 Männer. Wohl ausgerüstet landeten sie am 7. Juli 1891 in Quilimane und erreichten auf demselben Wege, wie die Herrnhuter, gegen Ende September das Nordende des Nyassa-Sees. Leider mußten auch sie sogleich ihren Tribut an den bösen Thürhüter Afrikas zahlen. Das Fieber schlich sich in ihre Reihen ein. Einer von ihnen, Missionar Franke, bekam nicht einmal das Kondeland zu sehen. Er mußte schon in Blantyre umkehren und im besseren Klima Südafrikas Zu-

flucht suchen, wo er aber nach Jahresfrist doch noch starb. So ward auch bei dieser Reisegesellschaft die Freude des Einzugs gedämpft. Merensky führte die Seinen gleichfalls von Karonga ins Kondeland hinauf. Nach einer beschwerlichen Reise durch die sumpfige Niederung am See kamen sie am 1. Oktober in den Bergen an. Sie mußten eilen, wenn sie beim Eintritt der Regenzeit ein Obdach haben wollten. Als Bauplatz wählten sie das grüne Thal des reißenden Lufirioflusses da, wo er aus dem Gebirge hervorbricht. Die Station wurde zu Ehren des greisen Berliner Missionsdirektors, der das ganze Unternehmen ins Werk gesetzt hatte, Wangemannshöh genannt. Die Entfernung des Ortes von der Niederlassung der Brüdergemeine beträgt in der Luftlinie etwa 40 Kilometer; sie wurde aber später durch eine zwischengelegte Station noch auf die Hälfte verringert.

Werfen wir jetzt einen Blick auf das von den Missionaren beider Gesellschaften besetzte Arbeitsfeld.

Das Land am Nordende des Nyassa-Sees ist gebirgig, es steigt bis zu 3000 Meter über dem Meeresspiegel empor. Am imposantesten nimmt sich die Landschaft aus, wenn man auf dem Schiff am nordöstlichen Seeufer entlang fährt, wo die deutsche Militärstation Langenburg liegt. Hier erreicht das Gebirge, das Livingstones Namen trägt, die größte Höhe und tritt dicht an das Ufer heran. Seine Hänge und Schluchten sind so steil, daß das Bergland von hier fast unzugänglich erscheint. Zwischen diesem Gebirgszug, der sich am Ende des Sees in nördlicher Richtung weiter fortsetzt, und der vom Nordwestufer ausgehenden deutsch-englischen Grenze liegt das Kondeland. Der dort drüben mündende Grenzfluß Songue bezeichnet jedoch nicht genau die Grenze des Kondestammes. Dieser ragt noch ein Stück ins englische Gebiet hinüber am See entlang, ungefähr bis Karonga. Die politische Abmachung ist hier, wie anderswo, leider ohne Rücksicht auf die Stammesgrenzen vor sich gegangen und hat

einen kleinen Teil der Wakonde unter die englische Herrschaft verwiesen. Das deutsche Kondeland bedeckt eine Fläche von etwa 2500 Quadratkilometern und soll 100 000 Bewohner haben. Am See betritt man zuerst einen fast ebenen Landstrich. Der Boden ist durch die vielen Bergflüsse angeschwemmt und daher sehr fruchtbar. Prächtige Bananenhaine wechseln mit sorgfältg angebauten Feldern ab. Schöne, breitästige Bäume, die der deutschen Linde ähneln, bieten dem Wanderer wohlthuenden Schatten. Diese fruchtbare und bequem zu erreichende Niederung hat aber den großen Fehler, daß sie für eine dauernde Niederlassung von Europäern fast verschlossen ist. Der Boden haucht Fieberdünste aus, besonders in der Regenzeit und unmittelbar nach ihr. Das ist um so bedauerlicher, als die Ebene reich bevölkert ist. Für die Missionsthätigkeit kommt demnach in erster Linie das kühle Bergland in Betracht, das hinter der Ebene liegt. Der Aufstieg zu den gesunden Höhen ist allerdings nicht leicht. Die von ihnen kommenden Flüsse stürzen sich durch wildzerrissene Schluchten herab, in denen die Pfade der Eingebornen steil hinaufklimmen. Für die Mühsal des Steigens wird man aber durch die wunderschönen Landschaftsbilder entschädigt, die sich auf allen Seiten bieten. Dichter Wald hüllt die schroffen Abhänge ein. Die riesigen Stämme, die seltsamen Baumfarne und unzählige Schlinggewächse, dazu die bunten Farben nie gesehener Blütenkelche — alles das reißt den Fremdling immer wieder zur Bewunderung fort. Kommt man weiter hinauf in die Bergmulden, so wird der Blick freier. Er schweift über saftige Wiesen, die den vielen Rinderherden der Eingebornen fette Weide bieten und findet hier und da einen Ruhepunkt an einzelnen, besonders hohen Bergen, die sich bis zur Höhe der bayerischen Alpen erheben, unter ihnen der Rungue, an dessen Fuße die Herrnhuter Brüder wohnen.

Die Kondeneger, die das Land innehaben, sind ein fried-

liches Völkchen und nähren sich gleich ihren ebenso gesinnten Nachbarn, unter denen hier nur die Wakinga und Wanjika genannt sein mögen, hauptsächlich von Viehzucht. Ihre Rinder sind ihr Reichtum und ihr Stolz; auf deren Pflege verwenden sie allen Fleiß. Als vor einigen Jahren die Rinderpest durchs Land zog und die Viehbestände fast vernichtete, wurde das als das schlimmste Unheil empfunden, das ihnen widerfahren konnte. Die damals leer gewordenen Ställe haben sich inzwischen wieder bevölkert und nun können sie ihrer Lieblingsbeschäftigung um so ruhiger nachgehen, da das deutsche Regiment inzwischen den beständigen Einfällen räuberischer Nachbarn und den Beutezügen der arabischen Sklavenjäger ein Ende bereitet hat. Gerade das Kondeland und seine Umgebung hatte vor einigen Jahrzehnten entsetzlich unter ihnen zu leiden.

Die Wakonde sind besser und edler, als viele andere ostafrikanische Stämme. Ihre Gestalt ist schön und würdevoll, ihre Hautfarbe durchgängig etwas heller, als bei den andern Bantunegern im Innern. Ihrem Charakter nach sind sie freundlich und mild, von Roheit und Unmäßigkeit ist nur selten etwas zu merken. Die Häuptlinge sind meist friedliebende, gutmütige Leute, mit denen sich's gut verhandeln läßt. Als die Missionare ins Land traten, hatten sie den Eindruck, unter ein glückliches und zufriedenes Volk zu kommen. Auch die Stellung der Frauen schien zunächst eine wesentlich bessere zu sein, als bei andern Negerstämmen. Ein Unrecht, das gegen ein Weib verübt wird, findet härtere Bestrafung, als wenn es sich gegen einen Mann richtet. In allen häuslichen Angelegenheiten scheint die Frau tonangebend zu sein. Und doch stellt sich bei näherer Kenntnisnahme an diesem Punkte das alte Übel des Heidentums heraus, daß das Weib nicht als ebenbürtige Gefährtin des Mannes gilt. Auch die Wakonde kaufen ihre Frauen und zwar in um so größerer Zahl, je reicher sie sind. Nun kann sich

das Weib als ein durch so und so viele Stück Vieh erkauftes Gut doch nie die Stellung erobern, die ihm im Familienleben zukommt. Die traurige Sitte der Kinderheiraten, die in Indien so verderblich wirkt, findet man auch hier. Ganz kleine Mädchen von fünf oder sechs Jahren werden an alte, weißhaarige Männer vergeben, nur weil der Alte in der Lage ist, den Eltern mehr Vieh als Kaufpreis zu geben, als ein Jüngerer. Das Kind bleibt zwar vorläufig noch bis zum 12. oder 13. Lebensjahre im Elternhause, aber es ist und bleibt verkauft. Sollte das junge Frauchen versuchen, ihrem Manne zu entlaufen, so hat er das Recht, sie durch Abschneiden der Ohren dafür zu bestrafen.

Andre dunkle Seiten des Volkslebens sind das ganz allgemeine Stehlen und die bei dem harmlosen, fröhlichen Völkchen sehr befremdliche Häufigkeit des Selbstmords. Die Männer nehmen sich zuweilen nur aus Ärger das Leben und junge Mädchen gehen ins Wasser, geraden Wegs den gierigen Krokodilen entgegen, wenn die Eltern sie ihrem Geliebten versagen. Auch ist die Lüge sehr häufig.

Es fehlt also auch im schönen Kondeland an tiefer liegenden Schäden und Sünden nicht, aber im allgemeinen hebt sich, wie gesagt, das Volk zu seinem Vorteil von anderen Stämmen ab.

Was die Religion betrifft, so stehen sie auch darin etwas höher. Sie haben keine Tempel und Götzenbilder, aber religiösen Sinn haben sie dennoch. Nach der Überlieferung ihrer Vorfahren glauben sie an ein unsichtbares göttliches Wesen, das sie Mbamba oder Kiara nennen. Dieser Gott ist nach ihrer Vorstellung sehr gut, denn er spendet ihnen ohne Aufhören seine guten Gaben: Rinder, Vieh, Feldfrüchte ꝛc. Nur schade, daß sie es gar nicht für nötig halten, sich um diesen Gott zu kümmern. Anders stellen sie sich zu dem bösen Gott, den sie Mbasi oder nach einem von den Arabern entlehnten Ausdruck

Satan nennen. Er ist nach ihrer Meinung der Oberste der bösen Geister. Seiner Bosheit und Sucht, den Menschen zu schaden, suchen sie durch unzählige Opfer und Gaben zu begegnen. Als die Berliner Missionare sich in Wangemannshöh niederließen, mußten sie sich sogleich mit diesem Mbasi-Kultus auseinandersetzen. Nicht weit von ihrer Station wohnte ein Rinderhirt, Muamafungubo mit Namen, der sich für den Diener des Mbasi ausgab. Er hatte einen mageren Leib, eine fahle Gesichtsfarbe, hohle Wangen und rollende Augen — kurz eine Gestalt zum Erschrecken. Allerlei unheimliche Dinge, die in der Nähe seiner Hütte geschahen, trugen außerdem dazu bei, die Scheu des Volkes vor ihm zu vermehren. Er konnte fordern, was er wollte, die abergläubischen Leute brachten es ihm. Kaum waren die Missionare ins Land gekommen, so stellte er sich ihnen als Abgesandter des Mbasi mit einem Geschenk an Vieh vor. Natürlich sollten die weißen Männer dem bösen Geiste eine Gegengabe schicken und dadurch ihre Freundschaft bekunden. Diese gingen aber nicht darauf ein. Sie antworteten, Gott offenbare sich nicht im Mbasi und lehnten die Begrüßung ab. Die Rache des Verschmähten blieb nicht lange aus. Als die Regenzeit nicht zur gewohnten Zeit eintrat, entstand unter den Eingebornen das Gerücht, die Weißen wären daran schuld, sie verscheuchten die aufziehenden Wolken. Bald darauf stellte sich die Rinderpest ein und fügte dem Volke unermeßlichen Schaden zu. Wieder hieß es, und niemand wußte, woher die böse Rede kam, daß die Krankheit von den Missionaren eingeschleppt sei. Letztere merkten bald, daß der Mbasi, dessen Freundschaft sie zurückgewiesen hatten, sich auf diese Weise rächte. Ja, es kam noch schlimmer. Sie hatten am Häuptling Muakatungira, in dessen Bezirk sie wohnten, einen guten Freund gewonnen. Dieser wurde krank und glaubte, er werde vom Mbasi verzaubert und vergiftet. Wäre ihr Freund jetzt gestorben, so wäre das ein

schwerer Schlag für die Mission gewesen, die Mbasileute hätten triumphiert. Darum nahmen die Missionare den Kranken auf die Station und verpflegten ihn, bis er genaß. Aber seltsam. Sobald er in sein Dorf zurückkehrte, erkrankte er aufs neue. Nun holte man ihn wieder nach Waugemannshöh und ließ ihn nichts anderes genießen, als was durch die Hände der Missionare ging, bis er vollständig gesund war. Der Spuk hat den Glaubensboten eine Zeit lang viel zu schaffen gemacht. Es war sich eine starke Erregung gegen sie zu spüren. Zwar wagte niemand, sich an ihnen zu vergreifen, aber ihre Station verödete sichtlich; sie konnten keine Arbeiter mehr bekommen, auch wollten die Weiber ihnen keine Nahrungsmittel mehr verkaufen. Endlich gelang es den vereinten Bemühungen der Missionare, hinter die Schliche des Betrügers zu kommen. Sie konnten nachweisen, daß ein Mbasi gar nicht existierte; der schlaue Rinderhirt, der sich für den Diener des bösen Geistes ausgab, hatte Jahre lang den ganzen Betrug allein ausgeheckt. Jetzt atmete das ganze Volk auf und dankte den Missionaren für ihr Eingreifen. Es ging von ihnen die Rede durch das Land: „Die Weißen haben uns die Wahrheit gesagt, sie sind allein die rechten Priester Gottes."

Wie man hieraus sieht, fürchten die Wakonde nicht nur den bösen Geist selbst, sondern auch die Menschen, die ihm als Werkzeuge seiner Bosheit dienen. Sie heißen bei ihnen Barose und leben meist unerkannt im Volke. Krankheiten und andere Übel werden regelmäßig auf ihren Einfluß zurückgeführt. Man sagt, sie hätten eine kleine Schlange im Leibe, die sie ganz nach Belieben ausschicken könnten, wenn sie jemandem schaden wollten. Wird ein Neger verdächtigt, zu diesen Barose zu gehören, so muß er sich dem Muasitrinken unterwerfen. Das ist eine Art Gottesurteil. Das Muasi ist der giftige Saft aus den Blättern und Zweigen eines Baumes. Der Trank wird soweit verdünnt,

daß er nicht gerade tödlich wirkt. Behält nun der Angeklagte den Muafitrank bei sich, so gilt das als Bestätigung des Verdachts. Er wird seines Viehs und seiner Waffen beraubt und muß mit Schimpf und Schande das Land verlassen. Bei diesen Gottesurteilen spielt Haß und persönliche Feindschaft oft eine große Rolle. Der Aberglaube dient Vielen zum Deckmantel ihrer Bosheit.

Das erste, was den neuangekommenen Missionaren in Kungue und Wangemannshöh oblag, war die Bauarbeit. Ihre vorläufigen Wohnstätten waren kleine Hütten aus Baumstämmen und Bambusstäben, die mit Rasen gedeckt wurden. Auf die Dauer genügten diese natürlich nicht, zumal da im Kondeland zeitweilig gewaltige Regengüsse niedergehen. Außerdem fällt das Holzwerk nur gar zu schnell den gefräßigen Ameisen zur Beute. Darum gingen sie sobald als möglich an den Bau dauerhafter Steinhäuser. Für die Mauern wurden Ziegel gebrannt, ihre Herstellung erforderte aber im feuchten Gebirgsklima viel Geschick und Geduld. Die Beschaffung guten Bauholzes war nicht weniger schwierig. Die dazu tauglichen Bäume wuchsen in ziemlicher Entfernung; da mußten die behauenen Balken über Berg und Thal auf den Köpfen und Schultern der Eingebornen herbeigeschleppt werden.

Wenn man das bedenkt, sieht man die ansprechenden Bilder der jetzigen Missionshäuser im Kondelande mit andern Augen an, als zuvor. Wahrlich, die Missionare haben sich's müssen sauer werden lassen! Wie groß war aber dann die Freude, als sie die gottesdienstlichen Versammlungen, die anfangs im Schatten der Bananen abgehalten wurden, nun in ein kleines Kirchlein verlegen und ihre Ehefrauen, die nach mehreren Jahren auf den Stationen einzogen, in gesunde und freundliche Wohnungen führen konnten.

Der Verkehr mit dem Volke war in der ersten Zeit durch

die Unkenntnis der Sprache sehr erschwert. Es gab keinerlei Hilfsmittel zur Erlernung der Landessprache. Die Herrnhuter Brüder brachten sich daher für die ersten Wochen einen Dolmetscher vom Nyassa-See mit. Die Berliner behalfen sich eine Zeit lang recht mühsam, indem ihre afrikanischen Gehilfen aus Natal alle Reden erst in ihre Sprache übertrugen und dann einen der in Wangemannshöh anwesenden Eingebornen, der sich mit ihnen notdürftig verständigen konnte, benutzten. Dabei mußte aber jedes Gespräch drei- oder viermal übersetzt werden; man kann sich denken, wie viele Mißverständnisse da unterliefen. Diese Schwierigkeiten spornten die Missionare zu fleißigen Sprachstudien an. Gerade dabei halfen die Berliner den Herrnhutern und umgekehrt. Die regelmäßig wiederkehrenden Konferenzen wurden zum Austausch der gesammelten Wörter und der entdeckten Sprachregeln benutzt. Es ist bemerkenswert, daß die Missionare beider Gesellschaften schon nach Ablauf eines Jahres die ersten Versuche mit freier Rede in der Landessprache machen konnten.

Bald nach Anlegung der Missionsstationen wurde die Regierungsstation Langenburg am Seeufer errichtet. Der damit gegebene Schutz für Leben und Eigentum der Glaubensboten war offenbar wertvoll für das Missionswerk. Die Brüder konnten sich der Nachbarschaft um so mehr freuen, als Baron von Eltz, der diesen Vorposten der deutschen Verwaltung bezog, ein trefflicher Mann war. Die Missionare schildern ihn als einen Beamten, der wirklich Wohlwollen für die Eingebornen empfand; er wußte Milde mit Gerechtigkeit zu paaren und trat nur notgedrungen als strafender Richter auf. Es giebt nicht viele solche Herren in Deutsch-Ostafrika. Die Missionare wußten ihn zu schätzen und waren auch ihrerseits gern bereit, die Vertrauensstellung, die sie nach und nach im Volke gewannen, zu Nutz und Frommen

der Regierung anzuwenden. Nicht als ob sie einseitig Partei für die Forderungen der Beamten in Langenburg ergriffen hätten. Das wäre wohl der sichere Ruin für die Mission gewesen. Aber wenn es zu einem gespannten Verhältnis zwischen einzelnen Häuptlingen und der Militärstation kam, was thatsächlich oft geschah, so boten sich die Herrnhuter oder Berliner Missionare als Vermittler an. Wären sie nicht dagewesen, so hätte wiederholt durch Waffengewalt erzwungen werden müssen, was nun durch gütliches Zureden ermöglicht ward.

Auch um die Verhütung der Stammesfehden, die früher selbst unter den friedlichen Wakonde häufig genug vorkamen, erwarben sich die Glaubensboten schon in diesem Anfangsstadium ihrer Wirksamkeit ein Verdienst. Noch ehe sie ihre Friedensbotschaft ganz ausrichten konnten, suchten sie den Waffengängen in ihrer Nachbarschaft Einhalt zu thun. Als sich einst der unter ihrem Einfluß stehende Häuptling übervorteilt glaubte, sagte er: „Vor Zeiten hätte ich meinen Gegner gleich mit den Waffen überfallen und mich blutig gerächt, aber jetzt kann ich es nicht; die weißen Leute wollen ja, daß Friede sei.“

Ein andrer Weg, zu Wohlthätern des Landes zu werden, bot sich ihnen in der ärztlichen Thätigkeit. Die Krankenpflege und Heilkunde liegt bei den Wakonde, wie überall in Afrika, sehr im Argen. Nun legten sich die Missionare, die vor ihrer Aussendung fast alle einige medizinische Studien gemacht hatten, auf die Behandlung der Kranken. Besonders eifrig waren darin die Berliner. Täglich kamen Gebrechliche oder mit Wunden Behaftete zur Konsultation. Viele von ihnen bauten sich in der Nachbarschaft des Missionshauses ihre Hütten, um in der Nähe des Arztes zu bleiben. Bei Wangemannshöh standen einmal gegen 60 solcher Krankenhütten mit 200 Patienten. Die von den Missionaren erwiesene Barmherzigkeit trug offenbar nicht wenig dazu bei, ihnen die Gunst des Volkes zu verschaffen.

Daß sie sich bei alledem auch des Wohlwollens der deutschen Behörden bis zur höchsten Spitze erfreuen durften, sei nur nebenbei erwähnt. Als der Gouverneur Freiherr v. Schele 1894 im Kondelande gewesen war, erwähnte er die Missionsniederlassungen in seinem amtlichen Bericht mit folgenden Worten: „Ich besuchte sämtliche Missionsstationen, sowohl die drei der Missionsgemeinde Berlin I, als auch die Herrnhuter Station Rungue. Die Aufnahme seitens der verschiedenen Missionare war eine überaus freundliche; es kann nur im höchsten Maße anerkannt werden, was dieselben in der kurzen Zeit ihres Dortseins schon geleistet haben. Überall sind gesunde Steinhäuser gebaut, Kulturanlagen gemacht, und das Verhältnis zu den umwohnenden Einwohnern ist ein vorzügliches."

Als die Brüder nach Erledigung der Bauarbeit eben im Begriff waren, sich der Predigt und Schulthätigkeit unter den Eingebornen zuzuwenden, wurde ihnen eine Aufgabe gestellt, deren Schwierigkeit sie sogleich erkannten, die sie aber doch auch nicht von sich weisen mochten. Im Herbst 1893 hatte Herr v. Eltz einem arabischen Händler etwa 200 Sklaven abgenommen, Männer, Frauen und Kinder. Er wußte nicht, was er mit ihnen anfangen sollte und fragte auf den Missionsstationen an, ob sie dort unterkommen könnten. Es galt ein Liebeswerk, das durch die Not geboten war, denn wenn man die befreiten Schwarzen hätte laufen lassen, wären sie binnen Kurzem wieder zu Sklaven geworden. So willigten die Missionare ein. Die Herrnhuter thaten es um so lieber, weil in jenem Legat, das zum Beginn ihrer Nyassa-Mission geführt hatte, ausdrücklich der Sklavenbefreiung gedacht war. Es traf sich auch gut, daß um dieselbe Zeit die erste Missionarsfrau in Rungue einzog. Die armen Schwarzen wurden also auf beide Missionen verteilt. Die Missionsleute haben sich viel Mühe mit ihnen gegeben, besonders die Herrnhuter, die sich bekanntlich auf Erziehung und

spezielle Seelenpflege trefflich verstehen. Nach einiger Zeit schien es, als ob die Arbeit an der verkommenen Schaar nicht vergeblich wäre. Es machte den Eindruck, als ob sich ein besserer Geist unter ihnen regte. Aber es war nur Schein. Die treuen Pfleger mußten zu ihrem Herzeleid die Entdeckung machen, daß die Freigelassenen bis herab zu den kleinen Kindern tief in heidnische Unsittlichkeit verstrickt waren und sie fortgesetzt hintergingen. Sie versuchten mit Milde und Strenge dem Übel zu wehren, aber umsonst; das Ende war, daß die Undankbaren mit Ausnahmen einiger weniger entwichen.

Als Ersatz dafür reiften nun die ersten Früchte unter den Wakonde. Die Predigt des Evangeliums erscholl jetzt bereits in allen Teilen des Landes. Im Osten war Wangemannshöh zur Mutterstation für drei andere christliche Niederlassungen geworden. Im zweiten Jahre erfolgte die Gründung von Manow, im dritten wurden gleich zwei neue Orte besetzt: Muakaleli und Ikombe. Letzteres liegt unten am See auf einer Halbinsel und ist zugleich Hafenort für das der Mission gehörige kleine Dampfboot „Paulus“, das teils dem Personen- und Frachtverkehr auf dem See dient, teils zu Reisepredigten in den Dörfern am Ufer. In ähnlicher Weise erweiterte sich das Werk der Brüdergemeine. Sieben Stunden von Rungue ward ein zweiter Missionsplatz eröffnet, der den schönen Namen Rutenganio d. h. Friede erhielt. Eine dritte Station entstand in Ipiana d. h. Gnade nahe beim Einfluß des Kiwira in den See. Hier mußten die Brüder zwar das schädliche Klima der Niederung mit in den Kauf nehmen, sie mochten aber die Seestation wegen der Verkehrserleichterung auch nicht missen; zudem forderte die dicht wohnende Bevölkerung zu einem Herabsteigen in die Ebene auf.

Auf allen diesen Stationen wurde Sonntag für Sonntag vor immer wachsenden Schaaren gepredigt. Manche von den

Zuhörern stellten sich vielleicht nur ihrem Missionar zu liebe ein; es war im Kondelande bald zum guten Tone geworden, ins Gotteshaus zu gehen, aber andere kamen auch aus einem wirklichen Bedürfnis, das Wort Gottes zu hören. Die Schularbeit kam ebenfalls auf den meisten Stationen in Gang, allerdings mehr für Erwachsene, als für Kinder.

Nach mehrjähriger, unermüdlicher Arbeit hatten die Missionare beider Gesellschaften die Freude, ihre Erstlinge taufen zu können. Zuerst in Ikombe, wo sich am Weihnachtsfest 1896 drei junge Männer aus dem Volke vom Heidentum lossagten und in der Taufe die bedeutsamen Namen empfingen: Tulinague d. i. „wir haben ihn“, Lutenganio (Friede) und Ipiana lituganile (die Gnade liebt uns). Beim Beginne des nächsten Jahres erfolgten auch in Rungue kurz nach einander drei Taufen. Die Geschichte der ersten ist charakteristisch für die Herrnhuter Gemeinde unter den Wakonde. Sie sei daher ausführlich mitgeteilt. Eines Tages war eine Negerin namens Fiabarema auf die Station gekommen. Sie befand sich in einem erbarmungswürdigen Zustande, ganz abgemagert und kraftlos, nur auf Händen und Füßen konnte sie sich mühsam fortbewegen. Sie litt an einem schrecklichen Beinschaden. Als die Kranken in Rungue beim Weihnachtsfest eine Milchspende erhielten, kam auch sie kriechend heran mit ihrem Holzgefäß in der Hand. Schon von weitem streckte sie die Hand aus, ein rührender Anblick. Der Missionar, der die Liebesgabe verteilte, dachte im Stillen: Wenn du dich doch auch so verlangend ausstrecken wolltest nach dem Evangelium, das die Seele erquickt! Solches geschah in der That. Als die Kranke genas, ward aus der Almosenempfängerin eine fleißige Kirchgängerin. Sie half bei den Gartenarbeiten und sobald sie ihren ersten Lohn, ein Stück Zeug, empfing, kleidete sie sich und erschien fortan nie mehr unbekleidet. Ein Jahr später trat Fiabarema nach Beendigung des Gottesdienstes an den Missionar heran und sagte: „Ich will Jesu folgen“.

Es wurde mit ihr gebetet und eine besondere Unterweisung für sie allein eingerichtet. Sie kam von Stufe zu Stufe vorwärts, nicht nur in der Erkenntnis, sondern auch hinsichtlich ihres Wandels. Nach einiger Zeit wurde auch ihr Sohn und ein andrer junger Mann in den Taufunterricht genommen. Fiabarema ging ihnen aber stets voran. So auch mit der Taufe selbst. Als einst der Gottesdienst zu Ende ging, stand sie auf, trat in feierlichem Ernst vor das Redepult und sagte: „Ich bin aufgestanden, um zu sagen, daß ich Gottes eigen bin. Ich will nur ihm folgen, ich will Jesu sein. Das, was ihr mir gesagt habt vom Lügen, vom Stehlen, vom Hochmut, vom Medizinnehmen (abergläubisches), das habe ich alles gelassen. Gott ist mein Vater." Ähnlich redete sie noch weiter. Da antwortete der Missionar in Gegenwart der ganz still gewordenen Versammlung: „Fiabarema, was du gesagt hast, habe ich gehört, und wie ich es gehört habe, hat es auch Gott gehört. Thue das, was du gesagt hast, so nimmt dich Gott als sein Kind an." Als die Versammlung auseinander gegangen war, besprachen sich die Missionare und beschlossen, nach diesem Bekenntnis des Weibes mit der Taufe nicht mehr zu zögern. Sie schmückten die Kirche und noch an demselben Abend wurden alle zusammengerufen, die sich bisher für die christliche Predigt empfänglich gezeigt hatten. Es war eine feierliche, gesegnete Stunde, als in dem erleuchteten Gotteshause die erste Taufhandlung stattfand. Ein Bild stillen Friedens stand Fiabarema im weißen Taufkleide da. Nach der Feier ward die Eintragung ihres neuen Namens ins Kirchenbuch vorgenommen. Er lautete Nunuagire d. h. Ich habe ihn (Jesum) gefunden. Acht Tage später empfing ihr Sohn das Sakrament, nach einigen Wochen auch der dritte Taufbewerber.

Seit diesen Tagen giebt es eingeborne Christen unter dem Kondevolk. Die weißen Männer, die sich auf die obengenannten sieben Stationen verteilt haben, stehen nicht mehr allein. Die

Zahl ihrer Glaubensgenossen mehrt sich von Jahr zu Jahr. In jeder einzelnen Niederlassung kann man den Segen der christlichen Gemeinschaft genießen.

Daneben erhielt sich das Freundschaftsband zwischen den Berliner und Herrnhuter Missionaren. Wenn hüben oder drüben ein Freudenfest gefeiert wurde, so fehlten sicherlich die Gäste von der andern Seite nicht. Ebenso standen sie sich bei traurigen Anlässen tröstend zur Seite. In regelmäßig wiederkehrenden Konferenzen vereinigten sich die Missionare beider Gesellschaften zu ernsten Beratungen über gemeinsame Angelegenheiten. Für ihre Sprachstudien war der gegenseitige Austausch besonders wertvoll. Den schönsten Ausdruck aber fand der brüderliche Sinn, wenn sie mit einander das heilige Abendmahl feierten.

So wurde von zwei Missionsgesellschaften zugleich der Grund zur Christianisierung des Kondeländchens gelegt. Wenn man sieht, in welcher Eintracht die Brüder mit und neben einander das Missionsnetz auswerfen, so fragt man unwillkürlich, warum es nicht überall so ist. O daß aller Missionshader begraben und vergessen werden könnte! Wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen.

---

2. Die Herrnhuter auf dem Wege zum Tanganjika-See.

Die Zeit ist erfüllet und das
Reich Gottes ist herbeigekommen.
Marc. 1, 15.

Es vergehen in der Regel einige Jahre, bis die Heiden verstehen, was die Missionare eigentlich bei ihnen wollen. Ihr erster Gedanke ist, daß es die weißen Männer auf ihr Land, ihre Felder oder Herden abgesehen haben. In Ostafrika, wo die

Ankunft der Missionare an vielen Orten mit den kolonialen Erwerbungen zusammentraf, hatten sie die Glaubensboten auch im Verdacht, die Vorposten der politischen Machthaber zu sein. Es gehört mit zu den ersten Aufgaben der Missionsthätigkeit, solche Mißverständnisse, die das Vertrauen hindern, zu zerstreuen. Um so freudiger wird es von den Glaubensmännern begrüßt, wenn sie im Volke ihrer Wahl sogleich Anknüpfungspunkte geistlicher Art finden. Wiederholt ist es geschehen, daß sie von den Eingebornen wie langerwartete Gäste angesehen und begrüßt wurden. Prophetische Stimmen, die sich wie leuchtende Sterne in der Nacht des Heidentums ausnehmen, hatten ihnen den Weg bereitet. So war es auch im Kondelande.

Als ein Missionar in Rungue eines Tages die neugetauften Christen unterrichtete, kam er an das Bibelwort: „Es werden Zeichen geschehen am Himmel.“ Da erzählte ihm Numuagire, die zuerst getaufte Frau, von einer Himmelserscheinung, die man vor etwa 30 Jahren im Kondelande beobachtet hätte. Es wären am Himmel viele Feuer gesehen worden, und schließlich, als diese im Verlöschen waren, sei es gewesen, als hätten Leute um dieselben herumgesessen. Ein Mann aus dem Volke, namens Muatikando hätte damals folgende Prophezeiung ausgesprochen: „Es giebt noch einen andern Herrn, der ist sehr groß und gut. Auch giebt es eine andere große Stadt, die ist sehr schön. Sind unsere Häuptlinge gut? Nein, sie betrügen uns. Sind unsre Dörfer gut? Nein, sie sind schlecht. Der große Herr im Himmel hat sein Feuer zu uns geschickt, aber das ist noch nicht alles, er wird auch Leute schicken; Leute, die wir nie gesehen haben, werden kommen und uns von diesem Herrn sagen, was wir zu thun haben. Die Leute werden auch viel Zeug (zur Bekleidung) mitbringen. Wenn ich gestorben bin, werdet ihr sehen, daß ich die Wahrheit rede.“ Die Frau fügte diesem Bericht hinzu, ihr Mann hätte später, als die Missionare Richard und Meyer ihr

Zelt in Muakapalile aufschlugen, sogleich zu ihr gesagt: „Das sind die Leute, von denen Muakikando geredet hat.“ Weil sie in solcher Weise vorbereitet gewesen wäre, hätte sie Gottes Wort so schnell ergriffen. Das meiste, was die Missionare geredet hätten, wäre ihr fremd gewesen, aber bei etlichen Worten sei es ihr vorgekommen, als hätte sie davon schon gehört.

Es ging also auch in diesem Winkel der Erde nach der alten Ordnung: „Als die Zeit erfüllet war.“ So erklärt sich die überraschend gute Aufnahme, welche die Glaubensboten fanden. Das Volk war gespannt zu hören, was ihnen die weißen Leute zu sagen hätten. Daher der große Zulauf zu ihren Predigten, sowohl auf den Stationen, als auch bei ihren Gängen durch das Land. Viele der Eingebornen waren sogleich bereit, sich neben den Häusern der Europäer ihre Hütten zu bauen. Sie mochten dabei freilich nicht immer von edlen Beweggründen geleitet werden, am wenigsten von solchen geistlicher Art. Die einen hatten es auf neue Kleider abgesehen, andre gedachten damit zu prahlen, daß sie in Verbindung mit den Europäern ständen. Die Missionare ließen sie zunächst ruhig gewähren; sie sagten sich, daß die lauen Anhänger ganz von selbst den Rückzug antreten würden, wenn sie ihre Rechnung nicht fänden.

Der Rückschlag blieb denn auch nicht lange aus. Als die Neger sahen, daß die Brüder nur den ordentlichen Arbeitern guten Lohn zahlten, aber nichts thaten, um die Tagediebe anzulocken; als es ihnen bei den Andachtsstunden und Predigten immer klarer wurde, daß das Christwerden keine bloße Formsache wäre, sondern ein tief ins Leben eingreifender, schwerer Schritt, gingen viele zurück. Als aber vollends ein politisches Ereignis hinzukam, bei dem die deutschen Waffen eine ernste Sprache mit ihnen redeten, hatte die neue Freundschaft eine schwere Probe zu bestehen.

Es wurde früher erwähnt, daß die Missionare in den ersten

Jahren wiederholt als Friedensvermittler zwischen Herrn v. Eltz, dem Befehlshaber von Langenburg, und den Häuptlingen gedient und immer wieder ein gutes Einvernehmen zwischen beiden hergestellt hatten. Als ein neuer Bezirkshauptmann in der Militärstation einzog und schärfer gegen die Eingebornen vorging, gelang ihnen das nicht mehr so gut. Im Dezember 1897 brach bei Ipiana am See ein Aufstand aus. Es hatte schon längere Zeit unter der Asche geglimmt. Die Häuptlinge sahen mit Verdruß, daß die Freiheit ihrer Väter Schritt für Schritt verloren ging und daß ihr eigenes Ansehen nur noch ein Schatten der früheren Selbstherrlichkeit war. Zuletzt bedurfte es nur noch eines kleinen Anstoßes. Den gaben die im Regierungsdienst stehenden schwarzen Soldaten, indem sie gelegentlich Nahrungsmittel ohne Bezahlung an sich nahmen. Wahrscheinlich spielten auch religiöse Interessen mit hinein. Die Wahrsager und Zauberdoktoren, die sich durch die Predigt des neuen Glaubens in ihrem Gewerbe bedroht sahen, sollen das Volk aufgereizt haben, auch sagt man, daß alte, angesehene Frauen dabei beteiligt gewesen wären. In einem heiligen Hain bei der Berliner Station Manow wurde um dieselbe Zeit ein Opferfest angestellt und dabei die Rede unter die Leute gebracht, nach dem Opfer würden alle Weißen verschwinden, dann sollte ihr ganzer Reichtum verteilt werden u. s. w. Das erregte Volk hatte sich die Beseitigung der deutschen Herrschaft aber leichter gedacht. Der Kampf gegen die Schutztruppe hatte kaum begonnen, als der Führer der Aufständischen, Häuptling Kirota, fiel. Dadurch kam eine solche Verwirrung in ihre Reihen, daß sie allen weiteren Widerstand aufgaben und in die Berge flohen. Für die Mission der Brüdergemeine war das ganze Ereignis schon um deswillen ein schwerer Schlag, weil der gefallene Häuptling, ein offener und freundlicher Mann, ihr guter Freund gewesen war. Dazu kam, daß der Kampf ganz nahe bei ihrer Station Ipiana

stattgefunden hatte; die Missionsleute waren natürlich ebenso= wenig auf die Seite der Eingebornen, wie auf die der deutschen Soldaten getreten. Das kühlte die Freundschaft der Wakonde merklich ab. Die unmittelbar nach dieser Zeit geschriebenen Missionsberichte lauteten daher viel weniger hoffnungsvoll, als vor dem Zerwürfnis. Die Eingeboren wollten es sich nicht aus= reden lassen, daß die Missionare im Verborgenen gemeinsame Sache mit den Beamten machten. Jetzt traten auch manche Schattenseiten im Volkscharakter hervor, die man erst gar nicht bemerkt hatte. Einer der Missionare schrieb unter dem Eindruck schmerzlicher Erfahrungen sogar, die scheinbare Freundlichkeit diene bei dem Volke nur als Maske für die frechste Lüge und das schlimmste Mißtrauen. Wo sie den Missionaren entgegen= kämen und auf sie hörten, da geschehe es nicht etwa aus wirk= lichem Vertrauen oder aus der Überzeugung heraus, daß sie recht hätten, sondern aus Aberglauben. Sie sähen in den Mis= sionaren immer noch nicht gewöhnliche Menschen, sondern höhere, überirdische Wesen. Hier und da glaubte man sogar einen offen= baren und bewußten Widerstand zu bemerken, so bei Kiamura, einem Häuptling in der Nähe von Rungue.

Es mag sein, daß der Schreiber dieses Berichts die Dinge noch etwas schwärzer gesehen hat, als sie wirklich waren; auf die Zeiten der ersten Freude und Begeisterung pflegt überall eine gewisse Ernüchterung und Enttäuschung zu folgen. Aber thatsächlich blieben die drei Herrnhuter Stationen Rungue, Rutenganio und Ipiana zu dieser Zeit einsamer, als zuvor. Der Besuch der Sonntagsgottesdienste ließ merklich nach, und wenn die Weißen durch die Dörfer wanderten, gingen ihnen die Eingebornen lieber aus dem Wege, als daß sie, wie bisher, freundlich mit ihnen sprachen. Ähnliche Erfahrungen haben die Missionare in andern Teilen Ostafrikas auch gemacht; es ist

die Regel, daß auf den begeisterten Zulauf der ersten Zeit eine Periode größerer Zurückhaltung folgt.

Ungefähr gleichzeitig mit diesem Rückschlag in der Volksstimmung kamen einige schwere Heimsuchungen über die Herrnhuter Brüder. Auf der Station Rungue brach durch die Unvorsichtigkeit der schwarzen Dienstleute ein Schadenfeuer aus, wobei alles Kleinvieh und beträchtliche Getreidevorräte verbrannten. Bald darauf hatte das Land unter schweren Hagelschlägen und schrecklichen Heuschreckenschwärmen zu leiden; letztere blieben vier volle Wochen da und fraßen alles ab. Noch viel schwerer aber drückten die unersetzlichen Verluste in Ipiana auf die Missionsgeschwister. Es stellte sich je länger je mehr heraus, wie gefährlich das Klima unten am See für die Europäer ist. Binnen weniger Jahre starben dort: Missionar Ledoux und die beiden Missionarsfrauen Häfner und Stolz. Jener hatte kaum drei Jahre im Missionsdienst gestanden, die beiden Frauen wurden noch schneller aus ihrer Thätigkeit abgerufen. Diese sich häufenden Todesfälle legten es nahe, das gefährliche Ipiana ganz aufzugeben, die Brüder konnten sich aber nicht dazu entschließen, weil die Station als Stapelplatz am See und in der Mitte einer sehr zahlreichen Bevölkerung unentbehrlich erschien. Doch wurde die Bestimmung getroffen, daß die hier wirkenden Missionsgeschwister öfter zur Erholung in die Berge gehen sollen.

Trotz dieser Schwierigkeiten und Heimsuchungen ist die Kondemission in den letzten Jahren wohl gediehen. Sie hat äußerlich und innerlich Fortschritte gemacht. Gegenwärtig steht sie so gefestigt da, daß man sie sogar zum Ausgangspunkt neuer Missionsunternehmungen nach dem Tanganjika-See zu machen konnte. Bevor wir die Brüder auf diesen neuen Evangelistenpfaden begleiten, wollen wir noch einmal die neuesten Errungenschaften im Kondelande ins Auge fassen.

Jede der drei Stationen hat sich in den letzten Jahren zu

einer umfangreichen christlichen Niederlassung entwickelt, deren Mittelpunkt das Missionshaus bildet. Die provisorischen Gebäude der ersten Zeit haben festen Häusern Platz gemacht. Die zu ihrer Errichtung nötigen Ziegel wurden von den Eingebornen unter der Anweisung der Missionare geformt, getrocknet und gebrannt. Aus Gesundheitsrücksichten hat man die Häuser meist zweistöckig gebaut, damit die Wohnräume nicht zu ebener Erde liegen. Hinsichtlich der Nahrungsmittel sind die Missionsleute nicht mehr auf die Eingebornen angewiesen, sie erbauen ihren Bedarf selbst, ja sie können schon etwas an die weißen Ansiedler abgeben, von denen sich in jüngster Zeit mehrere als Händler im Kondelande niederließen. Sie sind auch darauf bedacht, fremde Kulturgewächse einzuführen und deren Anbau zu probieren. So säen sie Weizen aus, pflanzen Kaffeebäume an und dergl. Wie es in äußerlicher Hinsicht vorwärts gegangen ist, wollen wir beim Besuch einer der Stationen sehen.

In Rutenganio besaß die Mission anfangs nur ein kleines Grundstück, es gelang aber durch Ankauf des anstoßenden Landes den Besitz zu erweitern. Jetzt hat das Stationsgebiet eine solche Ausdehnung, daß man zum Begehen der Grenzen, die durch angepflanzte Bäume markiert sind, über eine Stunde Zeit nötig hat. Ein Teil ist noch Grasland und dient als Weide für den großen Viehbestand, die besten Plätze sind jedoch in Kultur genommen. Hier ist ein Weizen-, dort ein Kartoffelfeld, daneben eine Kaffeeplantage, in der 2300 Bäumchen stehen. Von außerordentlichem Wert für die ganze Anlage ist eine Wasserleitung, die durch das Missionsland fließt und das Gehöft unmittelbar berührt. Sie ist ein Werk Br. Meyers, der es zum Staunen der Eingebornen fertig brachte, den im tiefen Thale neben der Station fließenden Kalabach heraufzuholen, sodaß er nun die Pflanzungen bewässert und den Wasserbedarf von Haus und Hof an Ort und Stelle liefert. Dieser Bach speist auch einen

zur Fischzucht bestimmten, künstlichen Teich. Den Mittelpunkt des ganzen Anwesens bildet das Missionsgehöft mit dem Christendörflein. Schöne gerade Wege führen von allen Seiten darauf zu. Die Stationsgebäude bieten bequemen Raum für zwei Ehepaare, auch Ställe und Vorratsräume sind ausreichend bemessen. Das daneben stehende Dörfchen der eingebornen Christen weist schon eine lange Reihe von Hütten auf; zwei von ihnen sind für Träger und Reisende bestimmt. Unter den Bewohnern interessieren uns die Getauften am meisten; es sind ihrer jetzt dreizehn. Die andern stehen der Taufe noch mehr oder weniger fern. Die Zahl derer, die sich auf dem Missionsland anbauen möchten, ist größer, als die Missionare wünschen. Diese würden um ihre Bewegungsfreiheit kommen, wollten sie alle aufnehmen, die sich anbieten. Wenn aber unbescholtene und vertrauenswürdige Leute kommen, gestattet man ihnen die Niederlassung gern. Sie bekommen ein Stückchen Land angewiesen, das sie bebauen müssen. Es ist bezeichnend, daß man in der Regel an der Haltung ihres Feldes merkt, ob es ihnen Ernst ist um das Christwerden oder nicht. Lassen sie es dort fehlen, so ist das ein ziemlich untrügliches Zeichen, daß sie mit unlauteren Nebenabsichten zur Station gekommen sind. Für die Erwachsenen und die größeren Kinder ist eine Schule eingerichtet, deren weltlicher Unterricht neben der religiösen Unterweisung hergeht. Wer monatlich zwei Pesa d. i. 3—4 Pfennige zahlt, dazu Tafel und Stift besitzt, darf sie besuchen. Man zählt zwanzig Schüler darin.

Um einen tieferen Einblick in die geistliche Thätigkeit der Brüdermissionare zu gewinnen, besuchen wir am besten die älteste Station Rungue. Hier wird schon mit etwas größeren Zahlen gerechnet. Das Stationsdorf weist fünfzig Hütten mit hundert Einwohnern auf, 37 davon sind getauft, 28 andere bereiten sich auf die Taufe vor. Das Gemeindeleben der Christen nimmt mehr und mehr die der Brüdergemeine eigentümlichen

Formen an. Da sind etliche, die das Amt von Kirchendienern und Kirchendienerinnen verwalten, und es wird ihnen große Gewissenhaftigkeit dabei nachgerühmt. Eine hervorragende Stellung nimmt die zuerst getaufte Numuagire ein. Wer ins Christendorf ziehen will, versichert sich immer erst ihrer Zustimmung, weil sie als Vertrauensperson des Missionars gilt. In der Regel werden die älteren Christen um ihre Meinung befragt, wenn jemand getauft sein will. Sie sprechen dann ihr Urteil auch ganz offen aus und der Missionar legt Wert darauf, weil sie sich doch unter einander am genauesten kennen.

Zur besseren seelsorgerlichen Pflege sind alle Stationsbewohner in vier Klassen eingeteilt. In der ersten sind die Getauften, dann folgen die, welche sich zur Nachfolge Jesu gemeldet haben und einen dementsprechenden Vorbereitungsunterricht empfangen. Nun kommen solche, welche das Wort Gottes längere Zeit fleißig gehört haben, in der vierten Abteilung endlich sind die noch ganz unwissenden Leute, die erst kürzlich auf die Station gekommen sind. Jede dieser Klassen wird besonders behandelt.

Was für ein Geist unter den Getauften herrscht, mag uns der zum Leiter der Brüdermission im Nyassagebiet ernannte Missionar Meyer beschreiben. Im Bericht über seinen Visitationsbesuch auf Rungue heißt es: „Hier weht einem eine andere Luft, als anderswo entgegen, man fühlt das Vorhandensein allgemeinen Einverständnisses, unausgesprochenen Vertrauens, und dies erscheint als Gemeingeist. Man kann freier verkehren und die straff angezogenen Ziegel der vorsichtigen, erzieherischen Zurückhaltung ein wenig lockrer lassen, weil durch Gottes Geist die innere Selbstbeherrschung gewirkt ist. Wohlthuend zeigt sich auch der Geist der Gemeinsamkeit. Sie lernen zusammenstehen auch in Fällen, wo die persönliche Neigung nicht stark ist. Sie fangen an zu erkennen, daß die christliche Selbständigkeit eine

wichtige Tugend ist, weil sie auch innerlich frei macht von der Abhängigkeit gegen Andersgesinnte; sie besitzen darum auch ihr eigenes Haus und Feld. Weiter lernen sie die Pflicht und den Segen, der im Mitteilen irdischer Güter an Gott und die Gotteskinder liegt, verstehen; sie bethätigen diese ihre Erkenntnis durch Geldgaben. Die Christen von Rungue lieben Gottes Wort und die Stätte seines Hauses, sie sind fröhlich im Singen, Beten und Lernen. Herzerquickend trat mir der Zug der Innerlichkeit ihres ganzen Wesens entgegen. Jesus ist der Mittelpunkt alles Thun und Denkens; sein Wort die Richtschnur des Lebens! Inwieweit den Einzelnen eine innere Selbständigkeit eigen ist, ließ sich in der kurzen Zeit nicht beobachten; möglicher Weise mangelt es in diesem Punkte noch. Dankenswert erweist sich die Mannigfaltigkeit in der Zusammensetzung der kleinen Gemeinde. Beide Geschlechter und jedes Alter ist vertreten: Witwer, Witwen, Ledige, Verheiratete. Der Segen des christlichen Einflußes erstreckt sich auf alle. Einige Schwache und Schwankende, die allein noch nicht feststehen würden, werden durch den Gemeingeist gestärkt und gehalten."

Soweit das Urteil des Visitators, der als einer der ältesten Missionare im Kondelande gewiß am meisten befähigt ist, die junge Gemeinde dort zu verstehen. Wie verschieden ist dieser sachkundige Bericht von der landläufigen Rede oberflächlicher Beurteiler, die dem Afrikaner am liebsten ganz die Fähigkeit absprechen möchten, den Geist des Christentums zu erfassen!

Wenn man hört, wie das Osterfest in Rungue gefeiert wird, so muß man sich immer wieder besinnen, daß es sich hier wirklich um eine Negergemeinde, nicht um eine Herrnhuter Niederlassung in Europa handelt. „Die Charwoche wird ganz nach der Weise der Brüdergemeine gehalten. Die beiden Missionare teilen sich so in die Arbeit, daß der eine die Behandlung der Leidensgeschichte übernimmt, der andere die „Vorbereitungs-

rede“ und das Abendmahl, die Festpredigten und Abendversammlungen. Eine Ermüdung infolge der Versammlungen war nicht zu bemerken. Die Besucher der Gottesdienste kamen meist nicht von den Dörfern, es waren der Mehrzahl nach Stationsleute, Christen und Taufbewerber, nur zu einem kleinen Teile Arbeiter und Besuchende von auswärts. Es wurden etwa 120 Leute die Woche hindurch gezählt. Die Missionare hielten zum ersten Male mit den Christen, besonders mit den Abendmahlsgängern eingehendere Unterredungen. Es war ihnen selbst erbaulich, zu sehen, wie willig und kindlich ihre Ermahnungen und Zurechtweisungen angenommen wurden. Wenn auch etliche auf die Frage, ob Jesus wirklich in ihnen lebe, schwiegen oder nur sagten: „Nun, er hat doch meine Sünden weggenommen“, so sagten dafür andere mit Überlegung und Feierlichkeit: „Ist nicht sein Geist in mir, der mich zurecht weist, wenn ich vom rechten Wege abgehe?“ oder: „Schmeckt mir denn nicht sein Wort, kommt mir nicht immer wieder die Erinnerung an das Gehörte, wenn ich allein bin?“ oder: „Muß ich nicht beten?“ Das sind Zeugnisse sehr einfacher Art, aber sie sind mehr als Gold wert, wenn man sieht, daß der Wandel der Leute sich wirklich als Wahrheit erweist.“

Nachdem die Brüdermission in solcher Weise unter den Wakonde Fuß gefaßt hatte, ging man an die Erweiterung des Werkes und zwar in der durch die Vereinbarung mit der Berliner Missionsgesellschaft gegebenen Richtung nach Norden und Nordwesten. Der erste Schritt führte nach Utengule.

Als die Missionare seiner Zeit eben erst unter den Wakonde angekommen waren, hörten sie, daß einige Tagereisen nördlich von Rungue der mächtige Häuptling Merere seine Residenz habe. Der vielbesprochene Nachbar machte sich sogar bald in unliebsamer Weise bemerklich; er unternahm einen Raubzug durch das Land, ohne jedoch eine der Missionsstationen zu berühren. Wenn

sich die Mission nach Norden ausdehnen wollte, konnte sie sein Gebiet gar nicht umgehen. Man beschloß daher, unverzagt in die Höhle des Löwen vorzudringen. Zuerst kam Merensky auf einer seiner Rekognoszierungsreisen nach Utengule. Er fand die Stadt schon auf der Hochebene liegend, die sich vom höchsten Teile des Kondelandes nach Norden und Nordwesten zum Tanganjika-See hinzieht. Hier lernte er eine der größten Negeransiedelungen in Deutsch-Ostafrika kennen. Hütte reihte sich an Hütte, die ganze Stadt war von Pallisaden umgeben und mit Thoren gut verwahrt. Der Häuptling Merere, der infolge seines Verkehrs mit den Arabern den stolzen Titel „Sultan" angenommen hatte, war einer jener afrikanischen Despoten, die ihre Unterthanen in respektvoller Scheu, die Nachbarvölker aber in Furcht und Schrecken zu halten wissen. Er hatte bei seinen Audienzen ein ähnliches, steifes Zeremoniell eingeführt, wie es Stanley seiner Zeit so ausführlich von Uganda berichtet hat. Er war immer von den höchsten Würdenträgern seines Volkes umgeben und niemand durfte ihn direkt anreden. Was man dem Sultan zu sagen hatte, wurde zuerst einem seiner Großen anvertraut, der sagte es seinem Nachbar, und erst, wenn es so bis zum Kanzler gebracht war, vernahm es von diesem der Herrscher selbst. Die Begrüßung Mereres seitens der Berliner Missionare trug nur den Charakter eines Höflichkeitsbesuchs; Merensky wollte damals einem feindseligen Verhalten des Sultans gegen die Missionsstationen im Koudeland zuvorkommen. Als aber die Herrnhuter Mission die Ausdehnung ihres Arbeitsfeldes ernstlich ins Auge faßte, galt es, eine Niederlassung in oder bei Utengule selbst zu versuchen.

Im Frühjahr 1895 machten sich die Missionare Richard und Kootz dahin auf, nachdem sie ihr Vorhaben zuvor auf der Regierungsstation Langenburg gemeldet hatten. Merere unterhielt einigen Verkehr mit den deutschen Beamten und bekam von ihnen

die Weisung, die Glaubensboten freundlich aufzunehmen. Das erleichterte offenbar den Eingang der letzteren. Als Richard in feierlicher Audienz sein Anliegen vorgebracht hatte, hielt der Sultan folgende Rede: „Meine Großen, dieser Fremdling, unser Freund, ist hierher gekommen, um sich bei uns niederzulassen, uns und unsere Kinder zu unterrichten und das Wort Gottes zu lehren. Er bittet uns, sich hier anbauen zu dürfen. Können wir nein sagen, da der große Herr in Langenburg, unser Freund, dessen Leute wir sind, ihn geschickt hat? Ich denke nicht. Vielmehr wollen wir uns freuen. Was sagt ihr dazu?" Die so angeredeten Ratgeber stimmten alle zu, und Merere fuhr, zum Missionar gewendet, fort: „Du hast gehört, großer Herr, ich und meine Großen freuen uns, daß du gekommen bist. Das Land ist dein. Sieh dich um und baue dich an, wo du willst, es ist alles dein. Ich und du sind Herren, alle Leute sind unser."

Daß letzteres nur eine Redensart war, verstand sich von selbst, aber die Missionare freuten sich doch der offenen Thür und beeilten sich, auf einer Anhöhe vor der Stadt, die ihnen für ihren Zweck überlassen wurde, eine Station zu errichten. Sie thaten auch alles, was sie mit gutem Gewissen thun konnten, um sich die Gunst des Sultans zu erhalten. Der trat aber bald mit einem Ansinnen an Richard heran, dem dieser unmöglich nachgeben konnte. Er plante einen Kriegszug gegen seine alten Feinde, die Wahehe, die ihn früher aus seinem Herrschersitz Alt-Utengule in Ussango vertrieben und zur Anlegung seiner jetzigen Residenz gezwungen hatten. Auf diesem Rache- und Raubzug sollte ihn der Missionar begleiten. Der lehnte das entschieden ab, ja er warnte den Herrscher mit einer in Utengule unerhört ernsten Sprache vor der Ausführung seines Vorhabens. Mit dieser Stunde sank die Freundschaft dahin. Die Missionare merkten nun, daß Merere sich nur aus Furcht vor der bewaffneten

Macht in Langenburg so entgegenkommend gezeigt hatte, im Herzen grollte er über den Einzug der weißen Männer, zumal da er keinen Vorteil von ihrer Nähe haben sollte. Um das Unglück voll zu machen, wurde er von den Wahehe geschlagen; er kehrte höchst mißmutig zurück. Als Richard ihn bald darauf in aller Form um die Erlaubnis einer öffentlichen Predigt in der Stadt ersuchte, gab es der Sultan nicht zu. Der Missionar wiederholte die Bitte im freundlichsten Tone, als er sich aber immer wieder zurückgewiesen sah, redete er ernster und sprach: „Gott fordert die Seelen deiner Unterthanen von dir. Wehe dir, wenn du sie ihm weigerst“. Dieses in öffentlicher Ratsversammlung gesprochene Wort brachte den Sultan furchtbar auf. Er mäßigte sich zwar in Gegenwart der Missionare und ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Die Antwort blieb aber nicht lange aus. Die Missionsstation war von diesem Tage an in Verruf erklärt. Kein Bewohner Utengules kam mehr hinaus, niemand brachte Lebensmittel zum Verkauf; ja auch die Medizin der Weißen, die bisher vielfach für die Kranken geholt worden war, wurde verschmäht.

Daß der Zorn des Herrschers nicht verrauchte, dafür sorgten die Araber, die sich in der Stadt seßhaft gemacht hatten und in den Glaubensboten ihre natürlichen Gegner sahen. Noch nach Jahren leisteten gerade diese den zähesten Widerstand. Die Missionare äußerten einmal den Wunsch, das kleine Grundstück, das sie anfangs bebaut hatten, durch Zukauf zu erweitern. Aber umsonst. Der Araber, dem das Nachbarland gehörte, ließ sich weder durch Bitten, noch durch einen abnorm hohen Preis bestimmen, sein Eigentum abzutreten, ja es wurde den Missionaren sogar hinterbracht, der alte jähzornige Mann habe in der Nähe eine Schußwaffe versteckt gehalten, um sie zu töten, falls sie Gewalt anwendeten.

Mit tiefer Trauer im Herzen ließen die Glaubensboten oft

von ihrem hochgelegenen Hause aus den Blick über die Stadt hin schweifen, in der man jeder Annäherung mit einer zur Schau getragenen Verachtung begegnete. Da zogen durch ihre betrübte Seele die Worte Jesu vor Jerusalem: „Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet; aber nun ist es vor deinen Augen verborgen."

Bei Merere und seinen Leuten vom Sangostamme war also vor der Hand nicht anzukommen. Daher lenkten die Missionare ihre Aufmerksamkeit auf die im Lande zerstreut wohnende Urbevölkerung, die Safualeute. Der Sultan hatte sich, als er durch die Wahehe von Alt-Utengule nach Westen gedrängt worden war, mit seinen Stammesgenossen mitten in ihr Gebiet gesetzt und sie rechtlos gemacht. Sie wagten nichts gegen ihre übermächtigen Bedrücker zu thun, verschmolzen sich aber auch nicht mit ihnen. Einige der Wasafua schlossen sich jetzt den weißen Männern an. Sie brachten Holz und ließen sich zur Herstellung von Mauerziegeln anstellen. Mit diesen Leuten wurde jeden Tag eine kurze Morgenandacht gehalten und Sonntags ein etwas längerer Gottesdienst. Etwa ein Jahr nach Eröffnung der Station verließ Missionar Richard Utengule, um nach Deutschland zu reisen. Sein Genosse Kootz blieb also allein. Doch nur kurze Zeit. An Stelle des Freundes trat seine Gattin, die er vor Jahresfrist im Koudelande zurückgelassen hatte, weil der Aufenthalt bei Merere anfangs zu unsicher erschien. Jetzt glaubte der Missionar seine Lebensgefährtin ohne große Gefahr nachholen zu können und so lebte das Ehepaar jetzt wieder vereint vor dem Thore von Utengule. Mit Hilfe der erwähnten Arbeiter aus dem Volke war ein kleines Kirchlein neben dem Missionshause errichtet worden, und jeden Sonntag flatterte eine Fahne über ihm zum Zeichen, daß Gottesdienst gehalten wurde. Der Wink war nicht umsonst. An jedem Feiertag sah der Missionar ein paar

neue Gesichter in der Versammlung. Die Großen der Stadt waren freilich nicht darunter, es fanden sich meist nur die schüchternen Safua- und Njikaleute ein, diese kamen aber dem Prediger nicht weniger gelegen. Ja am Sonntag Exaudi 1896 war das kleine Gotteshaus zum ersten Male vollständig gefüllt mit andächtig lauschenden Schwarzen. Welche Freude nach der trübseligen Wartezeit! Der Bann, der über der Station gelegen hatte, war hauptsächlich durch einen schwerkranken Safuamann gebrochen worden, der aus einem mehrere Stunden entfernten Dorfe um Hilfe gebeten hatte und auf die Station geholt worden war, um hier verpflegt zu werden. Die christliche Nächstenliebe hatte also auch hier den Schlüssel zu den verschlossenen Herzen abgegeben.

Nun ging es, wenn auch langsam, Schritt für Schritt vorwärts. Es wurde eine Schule eröffnet, in der einige junge Burschen aus der Umgegend und die von fern her gekommenen Arbeiter Unterricht empfingen. Aus den Reihen dieser Schüler gingen nach einem Jahre die ersten Taufbewerber hervor. Als von Rungue im März 1897 die Nachricht herüberkam, daß dort die ersten Heiden getauft waren, regte es sich auch hier unter den jungen Leuten. Zwei Jünglinge baten den Missionar: „Unterrichte uns, wir wollen Jesu nachfolgen". Ihr Lehrer kannte sie als ernstgesinnte, fleißige Burschen. Er gab ihnen aber erst einige Tage Bedenkzeit. Als sie bei ihrer Bitte blieben, willfahrte er ihnen und nahm sie in Taufunterricht. Im Juni kam der feierliche Tag. Weil gerade die erste Glocke auf der Station angekommen war, wurde die Glockenweihe mit dem Taufffest verbunden. Der in diesem Lande noch nie gehörte Glockenton trug die Einladung zur festlichen Stunde in jede Hütte von Utengule, ja über die Stadt hin weit hinaus ins Land; das Herz der Missionsleute und ihres Anhangs aber erfüllte sich mit hoher Freude, als nach gehaltener Predigt die beiden

Täuflinge Ndumati und Kubeta hervortraten und das Sakrament empfingen. Sie hatten sich ihre Taufnamen selbst gewählt; der eine heißt Guamsakuire d. i. Er hat mich gesucht, der andere Guamhannehira d. i. Er hat mich angenommen.

Die Spannung zwischen der Missionsstation und den Leuten in der Stadt, die sich im Laufe der Jahre schon gemildert hatte, ist in jüngster Zeit auf eigentümliche Weise beseitigt worden. Der Sultan, der sich übrigens später wieder halbwegs freundlich zu den Missionsleuten stellte, mußte auf Betreiben der deutschen Behörde seinen Wohnsitz von Utengule nach Iringa, der Hauptstadt von Uhehe, verlegen. Das war ein Schachzug des Hauptmanns Prince daselbst, der auf diese Weise die Macht der aufsässigen Wahehe zu brechen suchte. Nachdem dieser wilde Stamm besiegt war, hielt es der Sieger für geraten, das trotzige Volk zu demütigen und unter verschiedene, von ihm selbst eingesetzte Häuptlinge zu stellen. Er rief den einst aus diesen Gegenden verdrängten Merere zurück. Durch verlockende Geschenke wurde der anfangs noch widerstrebende „Sultan" nach Iringa gezogen, um von nun an dort dem Namen nach ein größeres Reich zu regieren, in Wirklichkeit aber, um als Vasall der deutschen Regierung ein Schattendasein zu führen. Er hat fast alle Bewohner von Utengule nach sich gezogen, so daß die ehemalige Residenz jetzt zu einer verlassenen und ausgeplünderten großen Ruine geworden ist. Für die Mission ist das kein großer Schaden. Die Leute vom Sangostamm bildeten ja sowie so in ihrer Gesamtheit eine unzugängliche Masse. Nun ist der unterdrückte Safuastamm wieder frei und braucht nichts mehr zu fürchten, wenn er der Missionspredigt Gehör schenkt. Als Häuptling über die Umgebung von Utengule wurde ein 12jähriges Bürschchen Maliego eingesetzt.

Die christliche Niederlassung, die an ihrer bisherigen Stelle verbleibt, ist zur Zeit immer noch klein. In den bescheidenen

Häuschen nahe bei der Wohnung des Missionars findet man 10 Christen. Aber seitdem das stärkste Hindernis der ersten Jahre geschwunden ist, darf man hoffen, daß ihre Zahl bald wächst. In einem der Nebengebäude ist eine Tischlerwerkstatt, in einem andern eine Schuhmacherei untergebracht. Die Brüdermissionare legen viel Wert darauf, daß die jungen Christen rechtschaffen arbeiten lernen. In der Schuhmacherwerkstatt stehen drei junge Burschen in der Lehre und schustern fleißig. Zu thun giebt es immer, denn hier wird nicht nur das Schuhwerk für die Herrnhuter und Berliner Missionare, sondern auch für die Soldaten in Langenburg gefertigt. Die andern Stationsleute finden ihre Arbeit im neuangelegten Garten und auf den Feldern, wo neben dem Anbau der einheimischen Gewächse Versuche mit dem Anbau von Weizen gemacht werden.

Noch ehe die Verhältnisse in Utengule sich in dieser Weise geklärt hatten, ging die Brüdermission an die Besetzung des Bundali- und Njikalandes. Das sind die beiden dem Kondegebiet benachbarten Landschaften nach Nordwesten hin. Wie bei Mereres Stadt, so wohnen auch auf den Stationen im Kondelande Angehörige verschiedener Stämme durch einander. In Rutenganio z. B. gehört die Mehrzahl der Stationsbewohner nicht zum Stamme der Kondeneger, es sind meist Njikaleute. Als diese getauft wurden, mehrten sich die Beziehungen zu den benachbarten Landschaften und in den Missionaren erwachte der Wunsch, auch ihnen die Segnungen des Evangeliums zu bringen. Die Leitung der Herrnhuter Mission war damit einverstanden, und so machte sich denn Missionar Meyer gegen Ende 1898 zu einer längeren Forschungsreise durch die Gegend längs der deutsch-englischen Grenze in der Richtung nach dem Tanganjika-See auf. Begleitet wurde er dabei von einer kleinen Christenschar, mit welcher er gerade bei dieser Gelegenheit die besten Erfahrungen machte. Er hielt mit ihnen unter-

wegs so schöne Morgen- und Abendgottesdienste, daß er die Entfernung von seiner Station kaum spürte. Ihre Begleitung war ihm auch um deswillen wertvoll, weil sie viele Verwandte und Freunde in den neuzubesetzenden Gegenden hatten. Bei den Häuptlingen fand er überall das freundlichste Entgegenkommen. Sobald sie hörten, daß er Plätze zu einer Niederlassung suchte, boten sie ihm ihr Land an. Er hätte mit Leichtigkeit sechs oder acht Stationen gründen können. Doch wählte er einstweilen nur zwei besonders geeignete Punkte aus. Der eine liegt im schönen, fruchtbaren und reich bevölkerten Bundali. Das hier wohnende Volk ist mit den Wakonde stammverwandt und ähnelt in vieler Hinsicht den Leuten drüben jenseits des Kiwira, der die Grenze zwischen beiden Ländern bildet. Eine neue Sprache brauchen die Missionare nicht zu lernen, sie kommen mit der Kondesprache aus. Meyer wählte nach reiflicher Überlegung das mitten in Bundali gelegene Lufele als Ort der Niederlassung und kaufte das nötige Land vom Häuptling Mwakasinka. Die neue Bundalistation liegt in unvergleichlich schöner Lage und verspricht infolge ihrer Höhe (1400 m) geradezu eine Gesundheitsstation zu werden. Da sie noch schneller als Rutenganio von Ipiana zu erreichen ist, wird das eine wertvolle Zugabe sein.

Es war Zeit, daß die Mission hier einsetzte, denn Bundali wird bald von Kolonisten besiedelt werden. Der neuerdings vielbegangene deutsche Weg zwischen dem Nyassa- und Tanganjika-See führt durch die Landschaft. Da der Boden fruchtbar zu sein scheint, hat schon mancher auf der Durchreise Gefallen an dieser Gegend gefunden und Land zu erwerben gesucht. Wahrscheinlich werden in künftigen Jahren Plantagen hier angelegt. Es sollen auch Kohlenlager in der Nähe sein. Zu ihrer Ausbeutung werden ebenfalls Weiße in das Land kommen. Um so nötiger ist die schnelle Besetzung mit Missionaren.

Der zweite Platz liegt in dem trockenen und meist ebenen

Njikalande unfern des Rikwasees. Hier ist es nicht so schön, wie in den grünen Gebirgsgegenden, die sich zwischen dem Songwe und Lusirio zum Nyassa-See hinunterziehen, aber für afrikanische Verhältnisse läßt es sich doch ganz gut leben, zumal wenn man sich an einem in der Trockenzeit nicht versiechenden Bache anbaut. Die Njika-Häuptlinge, bei denen der Missionar vorsprach, hießen ihn allgemein willkommen und boten ihm Land für eine Station an. Auch bei ihnen giebt es große Dörfer, deren Nähe verlockend war. Meyer wählte schließlich die Gegend bei Mbosi am Nkanaflüßchen und traf mit dem in der Nähe wohnenden Häuptling Masenga die nötigen Verabredungen, so daß er mit dem frohen Bewußtsein heimkehren konnte, der Mission eine neue Heimstätte gesichert zu haben. Mit der Kondesprache kommen die Glaubensboten freilich hier nicht mehr aus. Sie müssen das selbständige Kinjika zur Schriftsprache erheben. Eine Brücke zur Erlernung derselben ist ihnen aber bereits in Utengule und Rutenganio gebaut, da auf diesen Stationen, wie schon oben erwähnt, mehrere Njikaleute wohnen.

Mit der Besetzung der Bundali- und Njikastation kommen wieder neue Tausende von Eingebornen in den Schallbereich der christlichen Predigt. Also auch dort läuft das Wort Gottes jetzt schnell durch die Lande. Die Herrnhuter Brüder werden auf ihrer neuen Njikastation ungefähr in der Mitte zwischen dem Nyassa- und dem Tanganjika-See angekommen sein. An letzterem liegt gegenwärtig auf deutschem Gebiet keine einzige evangelische Station. Früher hat die Londoner Mission dort auf Vorposten gestanden. Es schien eine Zeit lang, als sollten jene durch Livingstone entdeckten volkreichen Gebiete bald mit dem Evangelium beglückt werden. Diese Hoffnung hat sich aber zunächst nicht erfüllt. Seit der deutschen Besitzergreifung haben sich die evangelischen Stationen am Tanganjika nicht vermehrt, es sind ihrer vielmehr weniger geworden. Nur am Südende des Sees,

auf der englischen Seite, finden sich heute noch einige Niederlassungen. Möge es den Herrnhuter Brüdern gelingen, auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts zu gehen und nach einiger Zeit das Panier des Glaubens auch über dem blauen Spiegel des Tanganjika-Sees aufzupflanzen!

3. Vom Nyassa nach Uhehe (Berlin I).

Mache den Raum deiner Hütte weit.
Jes. 54, 2.

Wer jetzt der Berliner Mission im Kondelande einen Besuch abstattet, findet an vielen Orten die Spuren der segensreichen Arbeit, welche die vor acht Jahren mit Merensky gekommenen Männer gethan haben. Schon auf der Seestation Ikombe, wo er das Land betritt, wird er über die Veränderung staunen. Hinter den breitästigen Tamarinden, die das Ufer beschatten, liegt das stattliche Missionsgehöft. Das alte Bambushäuschen der ersten Jahre steht zwar noch, es dient aber heute nicht mehr den Missionsgeschwistern zur Wohnung. Sie sind in das daneben errichtete große Steinhaus gezogen, das sogar ein Dach aus gebrannten Ziegeln besitzt und als die schönste Wohnung am deutschen Nyassastrand gilt. Wenn sich neben ihm erst einmal eine steinerne Kirche mit spitzem Turm erhebt, wird die ganze Ansiedelung noch mehr, als jetzt, an die deutsche Heimat der Missionare erinnern. Gegenwärtig wissen die Eingebornen in Ikombe noch nicht recht, wie eine schöne Kirche aussieht. Das leichte Kapellchen aus Bambus, das der Sturm vor einiger Zeit furchtbar zerzaust hat, wird jedoch bald einem stattlicheren Bau Platz machen müssen, wenn die Zahl der Getauften wächst und die umwohnenden Heiden immer so fleißig zu den Gottesdiensten kommen, wie bisher.

Die Halbinsel, auf der die Station liegt, ist zwar nicht besonders fruchtbar, aber der Boden bleibt den fleißigen Händen doch auch die Frucht nicht schuldig. Die Missionsleute haben viel angepflanzt, um die Umgebung zu verschönern. Da stehen breitblättrige Bananen, ferner Melonenbäume und andre Obstarten, die sie aus den Gärten der Schotten in Blantyre hierhergeholt haben, auch Ananas und andere nützliche Gewächse.

In diesem Missionshaus, das als Durchgangspunkt für das Oberland mehr Verkehr hat, als irgend ein anderes, wird an den Getauften und den Taufbewerbern treulich gearbeitet. Die Verkündigung des Evangeliums erstreckt sich aber außerdem meilenweit am deutschen Ufer hin. Die Missionare haben ja ihr kleines Dampfboot „Paulus“ zur Verfügung. Das trägt sie bald nach dieser, bald nach jener Seite am Seeufer entlang. An vier Küstenplätzen: Muaya, Nkanda, Ischanga und Kissaka verweilen sie besonders gern, weil sie dort zahlreiche Zuhörer finden. Nicht selten sind über 100 Leute um dem Prediger versammelt.

Das schöne Ikombe hat aber leider auch seine Schattenseite: das böse Klima. Der Aufenthalt ist vielleicht hier nicht ganz so gefährlich, wie drüben bei den Herrnhutern in Ipiana, aber ungesund ist er auch hier. Die Missionare suchten sich in den ersten Jahren damit zu helfen, daß sie öfter nach den kühlen Bergstationen Manow und Mukaleli gingen. Sobald jemand ernstlich am Fieber erkrankte, wurde er hinaufgeschafft. Aber der Weg ist weit. Bei Krankentransporten ward das besonders fühlbar. Daher sann man auf einen andern Ausweg und hat in jüngster Zeit am Bergabhang oberhalb Ikombe, 2800 Fuß über dem Seespiegel, ein Sanatorium eingerichtet, hoffentlich hoch genug, um den Kranken wirklich zu helfen. Die kalte, dünne Gebirgsluft hat sich bisher als das beste Mittel gegen die Fieberkeime erwiesen. Auf den höheren Stationen wird es

ja in der Regenzeit zuweilen sogar grimmig kalt, wenigstens nach afrikanischen Begriffen. In Manow blieben zeitweilig die sonst sehr eifrigen Kirchgänger aus Furcht vor den kalten Regenschauern von den Gottesdiensten fern, bis Missionar Jauer Abhilfe schaffte. Er zündete jedesmal mitten in der Kirche auf dem Lehmfußboden ein tüchtiges Feuer an, wenn die Stunde des Gottesdienstes nahte. Kamen dann die Leute, so wurden die rauchenden Scheite hinausgetragen und die glühende Asche im weiten Raum verteilt. Nun war es allenthalben schön warm und der Besuch ließ nichts zu wünschen übrig.

Auf allen Stationen sind in den letzten fünf Jahren Frauen eingezogen. Die ersten drei Bräute trafen im Jahre 1894 ein, als die beim Beginn der Kondemission mitgekommene erste Abteilung der Handwerker nach gethaner Arbeit das Land verließ. Nach und nach erhielt fast jeder der Missionare eine Lebensgefährtin. Ihr Einzug erleichterte nicht nur den Männern das tägliche Leben mit seinen häuslichen Sorgen und machte sie für die eigentliche Missionsthätigkeit frei; man darf auch das gute Vorbild nicht unterschätzen, welches die Negerfrauen am Verhalten ihrer weißen Schwestern haben. Wenn die Weiber der Heiden einmal unwirsch sind und mit ihren Männern zanken, kann man die letzteren sagen hören: „Seht doch die Ibambe (die Missionarsfrau) an! Die beträgt sich stets anständig und schimpft nie gegen ihren Mann.“

Es hat den Missionsgeschwistern in den vergangenen Jahren nicht an Heimsuchungen gefehlt, die ihnen das Herz beschwerten und ihre Arbeit hinderten. In Manow wurde das Missionshaus vom Blitz getroffen und gänzlich zerstört; glücklicher Weise kam die Missionsfamilie mit dem Schreck davon. Die häufigen Krankheiten in Ilombe wurden schon erwähnt. Einige junge Frauen sanken ins Grab, der treffliche Missionar Griegusziés mußte mit gebrochener Gesundheit das Arbeitsfeld verlassen; er starb

auf der Heimreise. Also auch hier der schwere Tribut, den jede Missionsgesellschaft in Afrika zahlen muß. Noch hinderlicher für die Entfaltung des Missionswerks aber war der Aufstand der Eingebornen im Jahre 1897, der schon im vorigen Kapitel erwähnt wurde. Das von der Berliner Mission besetzte östliche Kondeland wurde fast noch mehr davon betroffen, als das Gebiet der Herrnhuter Brüder. Die Missionare stellten nicht in Abrede, daß ein energisches Eingreifen der deutschen Schutztruppe unvermeidlich war, als die Erregung der Eingebornen einmal so hoch gestiegen war, daß sie bereits von einer Verjagung der Weißen aus dem Lande träumten, aber sie hatten das Gefühl, daß man es nicht so weit hätte kommen lassen sollen. Es ging ihnen doch sehr nahe, als sie den Ausgang des ungleichen Kampfes sahen. Einer von ihnen, der von Ikombe aus den Kampfplatz aufsuchte, fand dort, wo sonst dem Wanderer fröhliche Menschen und spielende Kinder begegneten, jetzt keine Menschenseele; sonst das anheimelnde Blöken der Rinderherden, diesmal unheimliche Stille. Bald kamen deutlichere Spuren des Krieges. Auf der einen Seite brennende Hütten, auf der andern die verkohlten Reste ehemaliger Wohnstätten. Umherliegendes Hausgerät und dergl. erzählte von der schnellen Flucht der Bewohner. Bei weiterem Vordringen zeigten sich Blutspuren und dann die ersten Toten. Etwa 30 Leichen lagen da, viele mit dem Gesicht auf der Erde, die eine Hand hielt noch krampfhaft den Schild, die andere den Speer umschlungen. Die meisten waren in der Blüte der Jahre dahingerafft. Welch schmerzlicher Anblick! Dem Missionar wollte das Herz brechen, wenn er an die armen Seelen dachte, denen das Heil so nahe gewesen war und die nun doch ohne Glauben und Hoffnung dahinfahren mußten. Besonders peinlich war es für die Friedensboten, daß beim Beginn der Unruhen ihr Dampfer „Paulus" vom Bezirksamtmann geliehen und zu Kriegszwecken benutzt worden war. Mußte das nicht den Arg-

wohn der Eingebornen, daß alle Weißen gemeinsame Sache gegen sie machten, neue Nahrung geben?

Die böse Zeit brachte natürlich einen Rückschlag, aber dennoch ist es im Kondelande vorwärts gegangen. Das liebevolle Verhalten der Missionsleute, das dem gepredigten Wort allenthalben zur Seite ging, überwand die widerstrebenden Herzen. Sie fuhren nicht gewaltthätig drein, wenn sie auf heidnische Sitten stießen, ein geduldiges Abwarten des günstigen Augenblicks versprach bessern Erfolg. So ward z. B. dem Missionar Schüler eines Tages der Tod des Häuptlings Kamogira gemeldet. Er ging in die Trauerversammlung und wurde zu seinem Leidwesen Augen- und Ohrenzeuge von einem heidnischen Begräbnis mit seinem entsetzlichen Klagegeschrei. Er hätte der traurigen Scene gern ein Ende gemacht, aber das laute Lärmen und Heulen ließ ihn nicht zum Worte kommen. Am nächsten Tage ging er jedoch wieder hin und nun bot sich ihm eine gute Gelegenheit, vor den noch einmal versammelten Leuten in aller Ruhe vom seligen Sterben der Christen und von der Auferstehung der Toten zu reden.

In ein überraschend günstiges Verhältnis sind die Missionare von Ikombe zu dem in der Nähe wohnenden Priester Makiniassa gekommen. Dieser sieht sich durch ihre Ankunft in seiner Existenz bedroht, und hält doch gute Nachbarschaft mit ihnen. Bei den öffentlichen Predigten war er einer der ersten Zuhörer, auch in der Katechismusstunde, die Griegusziés einrichtete, stellte er sich ein. Dann gab es einmal eine kleine Verstimmung, aber eine Krankheit, bei der er mehr Vertrauen zu den Missionsleuten, als zu seiner eigenen Frau bewies, stellte die Freundschaft wieder her. In jüngster Zeit hielt er einmal ein Opferfest, bei dem Missionar Bunk zugegen war. Da betete der Priester nicht mehr zu den Göttern, wie in früherer Zeit, sondern nur zu Gott. Sein alter Glauben scheint also ins Wanken gekommen zu sein. In ähnlicher Weise bereitet sich offenbar ein

Sieg des neuen Glaubens über das Heidentum in Muakaleli vor. Unter den ständigen Zuhörern der Predigt befindet sich dort ein heidnischer Regenmacher und eine Zauberin. In der Apostelgeschichte wird ein Fortschritt in der Entwickelung der ersten christlichen Gemeinde zu Jerusalem einmal mit den Worten beschrieben: „Es wurden auch viele Priester dem Glauben gehorsam." Hier ist ein kleines Gegenstück dazu aus unsern Tagen.

Auch andere Früchte der christlichen Predigt treten hervor. Auf der zuletzt genannten Station ist deutlich zu spüren, daß die alte Zwietracht sich vermindert. Häuptlinge, die sich früher aus dem Wege gingen, stehen jetzt ruhig neben einander und rauchen aus einer Pfeife. Leute, die sonst in Hader mit einander lebten, hüten ihr Vieh nun auf gemeinsamer Weide. So wirkt das Wort Gottes wie ein Sauerteig. Auch die, welche sich noch nicht taufen lassen, bleiben nicht unberührt davon.

Die jungen Christen müssen freilich auch manche Anfechtung erdulden und zeigen sich dabei zuweilen widerstandsfähiger, als viele Glieder der alten Christenheit. Man hat ihnen beim Unterricht das Tischgebet zur Pflicht gemacht. Das halten sie nun auch, wenn sie in heidnischer Gesellschaft essen. In der letzteren ist zuweilen einer so rücksichtsvoll, die andern zum Ruhigsein zu ermahnen, wenn sie ihre Hände falten. Es giebt aber auch Spötter, die auf ihren wohlgenährten Leib hinweisen mit dem Bemerken, daß sie nicht beteten, und doch immer genug hätten. Wenn die Stationsleute trotzdem bei ihrer frommen Regel bleiben, so ist das ein Zeichen, daß auch nach dieser Seite hin eine Bresche ins Heidentum gelegt ist.

Auf die erste Tauffeier am Weihnachtsfest 1896 sind überall weitere solche Festtage gefolgt. In Ikombe zählte man im Oktober 1899 13 Getaufte und mehr als 20 neue Taufbewerber; in Manow besteht die Gemeinde aus 21 Christen, und 18 andere Eingeborne harren des Taufwassers. Die höchsten

Zahlen weist Muakaleli auf; hier sind 28 getauft und 24 stehen im Vorbereitungsunterricht. In Wangemannshöh ist es merkwürdiger Weise am langsamsten gegangen. Anfangs schien es, als wollte diese Station allen anderen vorauseilen. Sie hat aber Jahr für Jahr an Bedeutung verloren. Ihre Lage ist nicht günstig. Nächst Ikombe wurden die hier wohnenden Missionsgeschwister am häufigsten von Krankheiten heimgesucht. Dies und die wenig günstigen Verkehrsverhältnisse haben es dahin gebracht, daß Wangemannshöh einige Jahre unbesetzt geblieben ist; es wurde nur von Zeit zu Zeit hier gepredigt. Die Eingebornen sahen freilich das Wegziehen der Weißen nicht gern. Sie sprachen ihr Bedauern charakteristischer Weise so aus: „Wir haben uns doch daran gewöhnt, Salz zu lecken.“ Das Salz gilt nämlich als Leckerbissen im Kondelande, weil es von weither eingeführt werden muß. Kleine Dienstleistungen werden mit ein wenig Salz vergütet, und wenn man den Kindern etwas Gutes geben will, läßt man sie Salz lecken. Nach der Äußerung könnte es scheinen, als ob die Leute in Wangemannshöh nur äußere Vorteile von der Mission erwarteten. Dem ist aber nicht so. Der zum Leiter der ganzen Kondemission ernannte Superintendent Rauhaus, der auf seinen Predigtreisen den Ort oft berührt, sagt von einer solchen Gelegenheit: „Bis spät in den Abend hinein besprach ich mich mit denen, die hier auf das Heil warten, die Bedürftigkeit ihrer Seelen. Weil ich diesmal vergaß, Licht mitzunehmen, fand die Besprechung in dicker äußerer Finsternis statt, aber ich hatte die große Freude, wahrzunehmen, daß in den Herzen schon ein anderes Licht leuchtet.“

Die Berliner Missionare beherrschen die Landessprache jetzt vollkommen, wenigstens diejenigen unter ihnen, welche mit der ersten Expedition gekommen sind. Die Anfangsschwierigkeiten, die der Verkündigung des Evangeliums im Wege standen, sind also überwunden. Sie konnten auch schon einen Schritt weiter gehen

und die Kondesprache zur Schriftsprache erheben. In Kirche und Schule gebrauchen sie bereits das geschriebene und gedruckte Wort. Für Lesetafeln und ähnliche Lehrmittel ist seit Jahren gesorgt, neuerdings haben sich sogar einige Missionare an die Übersetzung der Evangelien gewagt, sodaß die Kondechristen, die im Unterricht fleißig gelernt haben, in Bälde das Wort Gottes in ihrer Sprache lesen können.

Während die Arbeit unter den Wakonde solche Fortschritte machte, griffen einige ihrer Lehrer wieder zum Wanderstabe und besetzten nach der Vereinbarung mit den Herrnhutern die östlichen Gebiete. Auf dieser Seite steht das Livingstone-Gebirge wie eine hohe Grenzmauer da. Hier und da führen wohl die Pfade der Eingebornen hinauf, aber wer kein schwindelfreier Bergsteiger ist, kommt an manchem steilen Abhange nur mit Bangen und Grausen vorbei. Der Aufstieg dauert mehrere Stunden, vom Fuße der Berge an gerechnet. Wenn man oben ankommt, ist man zunächst sehr enttäuscht. Man erwartet, daß der Blick nach Osten hin auf neue Berge und Thäler trifft. Aber weit gefehlt. Das, was vom Nyassa-See wie eine mächtige Bergkette erscheint, ist in Wirklichkeit nur der steile Abfall einer Hochebene, die sich von hier aus in langsamen Abstufungen quer durch das ganze deutsche Gebiet zum Indischen Ocean hinabsenkt. Dicht neben dem Steilabfall, etwa 5000 Fuß über dem See, liegt das Kingaland, dessen Bewohner um des Tauschhandels willen oft nach Ikombe hinabsteigen. Die Missionare wurden durch solche Besuche auf ihre Wohnsitze aufmerksam und unternahmen im Jahre 1894 und 95 die ersten Predigtreisen durch ihr Gebiet. Sie fanden oben ganz andere Verhältnisse, als im Unterland. Die Nacht auf der ungeschützten Hochebene war grimmig kalt. Auf dem Boden lag Reif, die kräftige Luft erinnerte sie geradezu an die deutsche Heimat. Von den Wohnungen der Eingebornen war zunächst nicht viel zu bemerken.

Die Wakinga haben sich meist an schwer zugänglichen Stellen angebaut, weil sie in beständiger Furcht vor Überfällen seitens der Nachbarstämme leben. Am liebsten errichten sie ihre Hütten auf hohen Bergspitzen, um weite Umschau zu haben. Die Zeiten der Gefahr haben bei ihnen zur Ausbildung eines förmlichen Fernsprechverkehrs geführt. Sie rufen einander alle Neuigkeiten von Berg zu Berg zu, sodaß jede verdächtige Erscheinung mit Windeseile durch das ganze Land gemeldet werden kann. Auch die Missionare mußten sich überall in dieser Weise durch einen Rufer ankündigen lassen, um bei der Fortsetzung ihrer Wanderung nicht leere Dörfer vorzufinden. Trotzdem hatten sie noch Mühe genug, in ein freundschaftliches Verhältnis zu den mißtrauischen Bewohnern zu kommen. Es gelang ihnen aber doch, zwei günstige Plätze zu finden und die Zustimmung der Häuptlinge für den Fall einer Stationsanlage zu erlangen.

Auf Grund dieses Befunds ward die Besetzung des Kingalandes beschlossen. Im Februar 1896 machte sich der bisher in Muakaleli wirkende Missionar Hübner mit Frau und Kind von seiner Station auf. Die Freunde in Manow, bei denen sie vorüberzogen, sangen ihnen zum Abschied: „Zieht in Frieden eure Pfade u. s. w.“ Das am Fuße der Livingstone-Berge liegende Wangemannshöh gewährte ihnen die letzte Herberge. Hier gesellte sich Missionar Wolff samt den nötigen Trägern und Viehhirten zu ihnen. Sie nahmen außer dem Hausrat und andern Ausrüstungsgegenständen auch Rinder und Kleinvieh mit. So entstand trotz der bescheidenen Ansprüche doch eine ziemlich lange Karawane. Das Überschreiten des gerade stark angeschwollenen, wild dahinbrausenden Lumakali auf einer nur aus Flechtwerk bestehenden Brücke brachte schon einige Schwierigkeiten; diese häuften sich aber noch beim Hinaufsteigen in die Berge. Die Frau des Missionars wurde in der landesüblichen Hängematte getragen, mußte aber an den schwierigsten Stellen aussteigen und zu Fuß

gehen. Ihr Kind wurde von zwei Eingebornen abwechselnd in einem Korbe getragen. Der erste Teil des Aufstiegs war wegen der hier noch herrschenden Hitze besonders beschwerlich. Auf halber Höhe wurde das erste Nachtlager aufgeschlagen. Die Reisenden kamen an dieser Stelle bereits mit Kinganeuten zusammen. Hier liegen nämlich deren Felder. Auf der Hochebene ist es für die meisten Gewächse zu rauh. Darum machen es die Kinganeger ähnlich, wie die Bewohner der Alpen, die ihre Weideplätze im Hochgebirge, die Felder aber in den Thälern haben. Die mildere Luft, die in halber Höhe der Livingstone-Berge weht, kommt dem Anbau der Bananen, Bataten, des Mais ꝛc. zu statten und darum haben die Eingebornen zwei Wohnplätze; die auf der Höhe bewohnen sie die längste Zeit des Jahres, zur Feldbestellung und Ernte aber ziehen sie auf 3—4 Monate hinunter.

Als die Missionskarawane am nächsten Tage ihr Ziel erreichte, war zunächst der Häuptling Bululile, bei dem die erste Station angelegt werden sollte, nicht zu finden. Er fürchtete sich vor den Weißen und kam erst nach längerem Warten und Drängen zum Vorschein. Den Platz, welchen die Missionare wünschten, trat er bereitwillig ab, und so wurden denn die Reisezelte an der schönsten Stelle des Landes aufgeschlagen. Bulongoa, so heißt der Ort, hat eine herrliche Lage. Besonders die Aussicht auf das Kondeland und den See, den man tief unten liegen sieht, ist wunderschön.

Während die ersten Häuser errichtet wurden, begann auch schon die eigentliche Missionsarbeit. Da die hier wohnenden Leute oft nach Ikombe hinunter kommen, verstehen die meisten etwas von der Kondesprache. In ihr wurde denn auch während des ersten Jahres gepredigt. Als gottesdienstliche Stätte diente der schattige Platz unter einigen großen Bäumen. Da die Eingebornen heilige Haine haben, in denen sie gelegentlich Opfer bringen, war ihnen ein solcher Predigtplatz gerade recht.

Ein Jahr später kam die zweite Station Tandala hinzu. Sie liegt weiter im Osten, wo die Landschaft nicht mehr so anmutig, auch das Bauen schwieriger ist. Die Hochebene wird immer kahler, je weiter man sich vom See entfernt. Das zum Hausbau nötige Holz ist dort schwer zu finden. Die Missionare entdeckten im Quellgebiet des Rumbirasflusses aber doch einige kleine Wäldchen; in deren Nähe ward der Platz gewählt. Er ist zwar windig, weil sehr hoch gelegen, dafür aber auch nebelfrei. Wolff zog von Bulongoa im Mai 1897 herüber, seine Frau folgte ihm einen Monat später. Der Missionar war in der glücklichen Lage, die Kingasprache schon völlig zu beherrschen, so kam er verhältnismäßig leicht über die Schwierigkeiten der ersten Einrichtung hinaus. Als bei den Häuptlingen und ihrem Anhang die erste Scheu überwunden war, fanden seine Predigten eine überraschend günstige Aufnahme. An gewöhnlichen Sonntagen hatte er immer gegen 100 Leute um sich, am ersten Weihnachtsfeiertage sogar 300, am zweiten Festtage nochmals 200 Mann. Später zeigte sich auch hier ein Nachlassen der ersten Begeisterung. Das Auftreten des Weißen verlor den Reiz der Neuheit, in demselben Maße schmolzen die großen Versammlungen zusammen.

Beim Beginn ihres Aufenthalts im Lande hatten die Missionsleute das Kingavolk als gutartig und schüchtern kennen gelernt. Mit der Zeit entdeckten sie aber auch tiefe Schatten im Volkscharakter. Die Männer lieben das Bier über die Maßen. Bei jeder Festlichkeit werden große Mengen vertilgt. Thörichter Weise glauben sie dadurch mehr Kräfte zu bekommen. Ehe sie an die Feldarbeit gehen, trinken sie sich jedesmal den Leib voll. Dazu sind sie ganz in Aberglauben versunken. Keiner traut dem andern über den Weg. Sie vermuten, daß Leute, die ihnen schaden wollen, allenthalben Medizin in die Erde vergraben und meinen, wenn sie an eine solche Stelle kämen, müßten sie sterben. Alle

Krankheiten führen sie auf solche Ursachen zurück. Als die Missionare fragten, warum denn immer nur die Eingebornen, nie die Europäer auf diese Weise krank gemacht und getötet würden, erhielten sie die Antwort: „Ihr seid so klug, ihr wißt alles und hütet euch vor den gefährlichen Orten."

Das ist noch ein verhältnismäßig harmloser Aberglaube. Sie haben aber noch schlimmeren. Bis zum Einzug der Weißen soll nie ein Häuptling beerdigt worden sein, ohne einen Unterthanen mit ins Grab zu bekommen. Gewöhnlich wurde ein guter Freund des Herrschers als Opfer erwählt. Er wurde nicht lebendig mit begraben, sondern erst tot geschlagen. Diesem abscheulichen Brauch lag der Gedanke zu Grunde, der Häuptling müsse im Jenseits mit einem Bedienten erscheinen, sonst würde er von den Ahnen nicht anerkannt. Ein junger Mann aus einer abgelegenen Gegend, wo der grausame Brauch immer noch besteht, entging nur dadurch dem Opfertode, daß der Missionar von Bulongoa sich seiner annahm. Die Heiden merken es wohl, daß mit dem deutschen Regiment, das sich von Langenburg aus geltend macht, eine neue Ordnung ins Land gekommen ist, die derartigen Unsitten den Todesstoß versetzt.

Unter solchen Umständen mußten die Missionare bei den Wakinga auf eine längere Geduldsarbeit gefaßt sein, ehe sie Erfolge erwarten konnten. Aber das Umgekehrte geschah. In Bulongoa schlossen sich ihnen sehr bald einige Männer an, darunter ein gewisser Ngasika. Er hatte schon früher im Unterland das Christentum kennen gelernt und trat nun sogleich mit dem Wunsche hervor, ein Christ zu werden. Das hatte aber seine Schwierigkeiten, denn er besaß mehrere Frauen. Daß er sie nach der Taufe nicht behalten konnte, wußte er. Nun galt es einen schweren Kampf, bei dem ihn der Missionar oft bedauerte. Seine zweite Frau weigerte sich entschieden, ihren Gatten zu verlassen. Sie sagte als Heidin ganz richtig: „Was habe ich

Übles gethan, daß du mich nach jahrelanger Ehe verstoßen willst?" Ngasika war weit entfernt, sie von sich zu treiben. Endlich löste sich die Schwierigkeit dadurch, daß die Frau mit ihrem Kinde freiwillig ging; ergeben in ihr Loos, ohne Murren und Haß verließ sie ihren Gatten, der am nächsten Pfingstfest (1898) mit einigen andern seines Stammes getauft ward. Er empfing den christlichen Namen Petrus.

Eine andere Freude erlebte Missionar Hübner beim Tode eines Mannes, der auch schon der Taufe nahe stand. Dieser Muambengue war plötzlich gestorben. Als Hübner zu seiner Hütte eilte, waren die Leidtragenden schon versammelt. Hier hörte man aber nicht das Schreien und Klagen, wie es sonst unter den Heiden üblich ist. Der Missionar betete an der Leiche seines Schülers und bot den Familiengliedern an, er wollte ihn, weil er ein Taufbewerber gewesen, auf dem Kirchhof der Station beerdigen lassen, wenn sie von den heidnischen Gebräuchen am Grabe Abstand nähmen. Sie stimmten freudig zu und beteuerten, sie hätten das Verkehrte der heidnischen Sitten längst eingesehen. So erhielt der Mann ein schönes christliches Begräbnis, obwohl er noch nicht getauft war.

Auch die neuesten Nachrichten aus Bulongoa lauten gut. Ein Teil der regelmäßigen Predigtbesucher wird zwischen den Sonntagen zu einer Bibelstunde gesammelt, um ihre Erkenntnis zu vertiefen. Petrus Ngasika, der sich schon vor der Taufe so standhaft bewies, hilft dem Missionar bereits hier und da bei seiner Arbeit. Es ist zu hoffen, daß die Mission in ihm den ersten Evangelisten aus dem Kingastamm gewinnt.

Aus Tandala kamen in der letzten Zeit weniger günstige Berichte. Auf die Zeit der ersten Begeisterung ist hier eine Abkühlung gefolgt. Weil das Missionshaus gleich im Anfang so viel Besuch empfing, fühlten sich seine Bewohner ganz sicher. Frau Wolff blieb sogar im ersten Jahre 10 Tage lang allein auf der

Station, als ihr Mann zur Konferenz der Missionare hinunter ins Kondeland reiste. Glücklicherweise geschah ihr auch nichts. Wie viel sie aber dabei gewagt hatte, zeigte sich erst später, als die in der Nachbarschaft wohnenden Wabena einen Arbeiter von der Station ermordeten und, als sie darüber zur Rechenschaft gezogen wurden, noch den Stall neben dem Missionshause anzündeten. Auch sonst mußten die Missionsleute üble Erfahrungen mit den frechen Leuten machen. Sie haben erkannt, daß in der abgelegenen Gegend, wo sie wohnen, die Kraft des Heidentums noch gänzlich ungebrochen ist. Hier wird jedenfalls lange gepredigt werden müssen, ehe die wilden Gemüter gezähmt sind und der Trotz sich in Sanftmut verwandelt.

Bis zum Jahre 1898 bildete die Kingamission den am weitesten vorgeschobenen östlichen Vorposten der Mission am Nyassa. In neuester Zeit hat sie aber diese Bedeutung an eine Reihe neuer Stationen in Uhehe abgegeben. Dieses in den letzten Jahren oft genannte Land hatten die Berliner Missionare schon bei ihrer Gebietsteilung mit den Herrnhutern ins Auge gefaßt. Erst jetzt wurde es ihnen durch die politischen Ereignisse erschlossen.

Die Wahehe gelten als eins der wildesten Völker in der südlichen Hälfte des deutschen Gebiets. Ein schwarzumrandetes Blatt in unsrer Kolonialgeschichte ist mit ihrem Namen gezeichnet. Es war im Jahre 1891, als die Nachricht vom Untergange der Zelewskischen Expedition kam. Diese durch Uhehe ziehende Abteilung der Schutztruppe war in einen Hinterhalt geraten, von den Eingebornen überfallen und Mann für Mann niedergemacht worden. Es fielen 10 deutsche Offiziere und Unteroffiziere, 250 schwarze Soldaten und 96 Träger. Infolge dieser Niederlage der deutschen Waffen bemächtigte sich der Wahehe ein toller Übermut. Sie waren ein Schrecken für die umwohnenden Stämme; alle Bande der Ordnung wurden gelöst. Das

dauerte einige Jahre, bis der Gouverneur von Schele gegen sie zu Felde zog. Am 30. Oktober 1894 erstürmte er ihre feste Stadt Iringa (Kwirenga) und brachte das Land unter die deutsche Botmäßigkeit. Hauptmann Prince, dem die Verwaltung von Uhehe übertragen wurde, hatte zwar gegen die heimtückischen Feinde, die sich bald hier bald da wieder zusammenrotteten, noch manchen Schlag zu führen, es gelang ihm aber, nach und nach Ordnung und Ruhe im Lande zu schaffen. In einiger Entfernung von der zerstörten Hauptstadt legte er das neue Iringa an, wo er selbst seinen Wohnsitz aufschlug. Der letzte Herrscher, der sich mit den Deutschen nicht befreunden konnte, nahm sich auf der Flucht selbst das Leben. Nun teilte Prince seine Herrschaft unter drei von ihm ernannte Häuptlinge, deren einer der im vorigen Kapitel erwähnte Merere war. Dies geschah in den Jahren 1895 und 96.

Als die Berliner Brüder am Nyassa hörten, daß der Trotz der Wahehe gebrochen und ihr Land nun auch den Friedensboten geöffnet war, unternahmen zwei von ihnen, Bunk und Hübner, eine Erkundigungsreise. Sie zogen durch das westliche Uhehe bis nach Iringa und sahen sich überall nach geeigneten Plätzen um, die für eine spätere Niederlassung in Frage kamen. An landschaftlicher Schönheit konnten sich die durchwanderten Gegenden bei weitem nicht mit dem lieblichen Kondelande messen, ein Vorzug dagegen war der leichte Verkehr nach allen Richtungen. Die einförmige Hochfläche zieht sich meilenweit ohne Berge und Wälder hin, nur die Flußthäler haben einen reicheren Wechsel im Gelände, sowie eine bessere Vegetation aufzuweisen. Der größere Teil ist offenes Weideland, mit zahlreichen Felsblöcken übersäet. Auch Moorgegenden fehlen nicht und können dem unkundigen Wanderer gefährlich werden. Die Missionare fanden das ganze Gebiet nach den Kriegsjahren sehr verwildert; Löwen, Elefanten, Nashörner und anderes großes

Wild gab es in Menge. Die Eingebornen zeigten sich infolge der erlittenen Niederlagen scheu und mißtrauisch. Ihre kräftigen Gestalten verrieten aber noch die in dem Volke steckende Kraft. Als die beiden Kundschafter vorüberzogen und überall aussprachen, daß sie niemandem etwas zu Leide thäten, traten die Männer an den Weg, legten die Hand an den Kopf (das hatten sie den deutschen Soldaten abgesehen) und sagten: morni (guten Morgen)! Ihre Wohnungen sind von ganz anderer Gestalt, als bei den Eingebornen am Nyassa-See. Es sind lange, viereckige Gebäude mit Lehmmauern und einer Bedachung aus Zweigen, auf denen eine dicke Erdschicht liegt. Den meisten Raum in den Temben, so heißen die Gebäude, nimmt der Rinderstall ein. Das Vieh ist der wichtigste Besitz der Wahehe und erfreut sich der besten Pflege. Den Stall behandeln sie mit aller Sorgfalt, dagegen wird den menschlichen Wohnräumen nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Die Temben liegen in der Regel einzeln und weit zerstreut im Lande. In jeder haust eine große Familie. Nur Iringa als Sitz des Herrschergeschlechts bildete eine Ausnahme. Die Missionare berührten den Ort und sahen die umfangreichen Ruinen. Es ist eine für afrikanische Verhältnisse großartige Anlage gewesen. Die Stadt hatte einen Umfang von mehr als 4 km und war mit einer steinernen Umfassungsmauer, an der sich einige feste Bastionen befanden, umgeben. Als die deutsche Schutztruppe gegen sie heranzog, waren 3000 Krieger zur Verteidigung auf den Mauern. Durch drei starke Thore wurde Unbefugten der Eintritt verwehrt. Der mächtige Innenraum war durch ein Flüßchen in zwei Teile geschieden, hüben und drüben stand eine Reihe von Temben, die viel Volk beherbergten, daneben aber auch schöne Rinderherden, die auf den innerhalb der Mauer reichlich vorhandenen Weideplätzen ihr Futter fanden und bei der Belagerung als Proviant dienten. Dieses interessante Stück ehemaliger afrikanischer Herrlichkeit lag, wie

gesagt, jetzt in Ruinen. Die Missionare begaben sich nach Neu-Iringa hinüber, um mit dem jetzigen Regenten des Landes wegen ihrer künftigen Niederlassung ins Einvernehmen zu treten. Hauptmann Prince hieß sie herzlich willkommen. Leider wurde die Freude darüber durch die Nachricht getrübt, daß von der Küste her schon römische Missionare ins Land gekommen waren und sich in der Nähe niedergelassen hatten. Um ihnen nicht auch die westliche Hälfte von Uhehe überlassen zu müssen, eilten die beiden Brüder in ihr Hauptquartier zurück und bereiteten die schleunige Besetzung der Gegenden zwischen dem Kingalande und Iringa vor.

Es waren kurz vorher drei junge Brüder Gröschel, Priebusch und Neuberg im Kondelande angekommen. Diese wurden bestimmt, unter der Führung des schon länger in Afrika weilenden Missionars Bunk die neue Arbeit in Angriff zu nehmen. Sie versammelten sich in Bulongoa und stärkten sich zum Abschied durch eine gemeinsame Abendmahlsfeier. Am 9. Juli 1898 brachen sie auf. Ihr erstes Wanderziel war Kilugala im Lande der Wabena, das zwischen dem Kingagebiet und Uhehe liegt. Der dortige Häuptling hatte schon wiederholt um einen Missionar gebeten und jetzt auch 143 Träger geschickt, um das Gepäck der Weißen abzuholen. Allem Anschein nach war es ihm weniger um geistlichen Gewinn, als um eine Stärkung seiner Stellung gegen feindliche Nachbarn zu thun. Bei der Gründung von Missionsstationen ist dieser Gedanke auf Seiten der Eingebornen schon oft ausschlaggebend gewesen. Die Missionare wollten ihm jedoch eine Niederlassung in seiner Nähe um so weniger versagen, als sein Land die Brücke nach Uhehe hinüber bildet. So zogen die Glaubensboten denn am 16. Juli in Kilugala ein. Hier blieb Missionar Gröschel. Die andern wanderten in nordöstlicher Richtung weiter und schlugen ihre Zelte in den letzten Tagen des Juli zu Mufindi am Mgololothal auf. Hier beschloß Bunk die zweite Station zu errichten. Nun han-

delte es sich noch um einen oder zwei Stützpunkte in größerer Nähe von Iringa. Man faßte zuerst das südlich von der Hauptstadt gelegene Uhafiwa, wo zeitweilig eine kleine deutsche Besatzung gelegen hatte, ins Auge. Einer der Brüder blieb auch einige Monate dort, verließ dann aber den Ort wieder, weil er die Gegend fast menschenleer fand. Dagegen wurde gleich darauf noch ein Stück weiter östlich Muhanga besetzt, wo sich der Mission sehr günstige Aussichten eröffneten.

Damit hat die Berliner Mission einen wichtigen Schritt vorwärts gethan. An die vier Stationen im Kondelande und die zwei Niederlassungen auf den Bergen unter den Wakinga reihen sich jetzt Kilugala in Ubena, Mufindi und Muhanga in Uhehe. Der letztgenannte Ort liegt in der Luftlinie etwa 300 km vom Nordende des Nyassa-Sees entfernt, das ist so weit, wie von Leipzig nach Hamburg. Wenn die drei neuen Stationen zunächst auch nur eine lang gestreckte Linie bilden, deren einzelne Punkte mehrere Tagereisen von einander entfernt liegen, so werden sie doch binnen kurzem zu eben so vielen Lichtquellen für ihre noch in dicker, heidnischer Finsternis liegende Umgebung werden und, so Gott will, auch zu Ausgangspunkten für neue Stationsgründungen zur Rechten und zur Linken.

Die drei Orte haben sämtlich eine herrliche, gesunde Lage und fruchtbaren Boden, sodaß ihre Zukunft in äußerlicher Hinsicht wohl gesichert ist. Für Leib und Leben der Missionare scheint keinerlei Gefahr mehr vorhanden zu sein, zumal da Iringa nicht fern liegt. Die dortigen Offiziere haben den Missionaren jede nur wünschenswerte Hilfe gewährt. Ganz besonders wird die Liebenswürdigkeit des Hauptmann Prince und seiner bei ihm weilenden Gattin gerühmt. Als Missionar Priebusch mit der Anlegung der Station in Muhanga beschäftigt war und dabei wegen des Proviants in Verlegenheit kam, halfen sie ihm in freigebigster Weise aus. Auch sonst haben die Missionsleute viel Entgegen-

kommen von der Militärstation erfahren. Das Freundschaftsband wird in nächster Zeit, wo die ersten Missionarsfrauen in Uhehe einziehen, wahrscheinlich noch fester werden.

Der Ausbau der Stationen wird einigermaßen dadurch erschwert, daß die Wahehe keine Lohnarbeit thun mögen. Freiwillig lassen sie sich wohl zu kleinen Hilfsleistungen herbei, die bezahlte Arbeit erscheint ihnen aber als Sklavendienst. Missionar Priebusch mußte in Muhanga zuerst alles selbst thun: aufwaschen, kehren, kochen, schlachten u. s. w. Erst nach einiger Zeit erlangte er vom Unterhäuptling Pangamasisi ein Bürschchen für die häuslichen Dienste. Hoffentlich werden die Leute williger, wenn sie erst mehr Vertrauen zu den Missionaren gewonnen haben. Letztere benutzen jede Gelegenheit, sich als gute Freunde des Volkes zu beweisen. Bald nach ihrer Ankunft brachen die Pocken aus. Der Regierungsarzt von Langenburg kam, um die Eingebornen zu impfen. Nach seiner Abreise setzten die Missionare die Behandlung fort. In Muhanga haben sie schon über 1000 Leute geimpft.

Die zunächst nötige Bauarbeit ist in der Hauptsache vollendet. Nun gilt es, die Landessprache zu erforschen und für die Verkündigung des Evangeliums nutzbar zu machen. Einige der Missionare haben bereits den Anfang mit der öffentlichen Rede in Kihehe gemacht, andere sind dabei, Wörtersammlungen anzulegen und die grammatischen Regeln zu erkunden. So scheint die Zeit nicht mehr fern zu sein, wo die christlichen Glaubensboten an dem Volke, das ihre deutschen Brüder erschlug, eine edle Rache nehmen, indem sie ihm den größten Schatz überbringen, den sie selbst haben: das Evangelium.

Sonnenaufgang am Kilimandscharo.

Wenn die Morgensonne aus dem Indischen Ocean aufsteigt, um den Völkern von Deutsch-Ostafrika bei ihrem Tagewerk zu leuchten, so vergoldet sie eher als irgend einen andern Punkt im Innern des deutschen Gebiets die Spitzen des Kilimandscharo. Der höchste Punkt dieses Gebirgsstocks liegt etwa 6000 m über dem Meere; das ist sehr viel höher, als der Gipfel des Montblanc. Wenn wir uns das großartige Schauspiel eines Sonnenaufgangs am Kilimandscharo vorstellen wollen, müssen wir uns außer dieser gewaltigen Höhe noch vergegenwärtigen, daß der afrikanische Bergkoloß frei aus einer Ebene aufsteigt, die durchschnittlich nur 800—1000 m hoch liegt. So stellt er sich von allen Seiten in majestätischer Größe dar, besonders am Morgen, wo ihn noch nicht solche Wolkenhaufen umlagern, wie sie sich in den Vormittagstunden zu bilden pflegen. Der riesige Berg würde ein noch harmonischeres Bild geben, wenn er, wie sein kleiner Bruder, der Meru, als ein einziger, abgestumpfter Kegel in die Lüfte ragte. Das ist nicht der Fall. Er hat zwei Gipfel. Auf dem gewaltigen Unterbau, der allerdings schon fast bis zur Montblanchöhe reicht, erhebt sich im Osten der wildzerrissene Mawenzi, im Westen der sanfter geformte, aber höhere Kibogipfel. Letzterer erscheint von unten wie eine abgerundete weiße Kuppe. Wenn man aber hinaufsteigt, wie es Dr. H. Meyer

aus Leipzig als erster Besteiger gethan hat, findet man oben eine mächtige Vertiefung mit gezacktem Rande, die Jahr aus Jahr ein mit Eis und Schnee angefüllt ist. Es ist ein erloschener Krater. Der ganze Berg ist vulkanischen Ursprungs. Die unterirdischen Kräfte, die ihn hervorgetrieben und auch noch andere Auswurfkegel in der Nähe gebildet haben, regen sich jetzt fast gar nicht mehr. An die Stelle der feurigen Lava sind Schneefelder und Gletscher getreten.

Die Strahlen der Morgensonne fallen zuerst auf die blendend weiße Schneehaube des Kibogipfels, auf dem es in der kalten Nacht eben erst wieder geschneit hat. Seine Abhänge erscheinen daher wie mit feinem Zucker überzogen. Etwas später wird auch der vor ihm liegende Mawensi vom Sonnenlicht getroffen. Er ist ganz aus dunklem Gestein aufgebaut, das in scharfem Gegensatz zum hellen Kleide des Kibo steht.

Wenn die beiden Gipfel in voller Beleuchtung stehen, fängt die Zeit des Sonnenaufgangs für den Bergsattel an, der die Verbindung zwischen beiden bildet. Hier liegt die obere Grenze des Pflanzenlebens und der Tierwelt am Berge. Die spärlichen Gräser zwischen den Felsen werden von einigen Bergantilopen abgeweidet, denen eine Finkenart mit fast weißem Federkleid in ihrer Gebirgseinsamkeit Gesellschaft leistet.

Immer weiter steigen nun die Sonnenstrahlen am Berge hinab. Sie streichen über die graubraunen Hänge hin, auf denen sich hier und da wunderlich geformte Haidekrautbüsche über den gedrungenen Graswuchs erheben, und küssen dabei den Reif hinweg, den die kalte Nacht entstehen ließ. Bald fallen auch die ersten Strahlen auf den Urwald, der sich wie ein immergrüner Gürtel in halber Höhe um den Berg legt. Ihn zu durchleuchten gelingt der Morgensonne an vielen Stellen nicht. In den tiefsten Waldpartien hält sich das Dämmerlicht sogar noch um die Mittagszeit. Die dichtstehenden Baumriesen, an die keine mensch-

liche Hand je gerührt, haben ein undurchdringliches Dach über sich geschlagen. An den hohen Stämmen, die mit der Zeit wohl noch manchen schönen Balken zum Kirchenbau werden abgeben müssen, ranken sich Schlinggewächse hinauf und verdichten oben noch das Blätterdach, indem sie von einer Krone zur andern steigen. Auf den Lichtungen des Waldes stehen wunderlich geformte Pflanzen, die nur am Kilimandscharo vorzukommen scheinen. Weiter unten fallen Palmen, baumartige Farne und Dracänen ins Auge. An den Stellen aber, wo es sehr viel Feuchtigkeit giebt, entfaltet die tropische Natur ihre ganze Pracht.

Bei dem jungen Tageslichte, das in den Wipfeln spielt, verkriechen sich die Leoparden, Hyänen und ähnliches Raubgetier, das weiter unten am Berge seine nächtlichen Streifzüge gemacht hat. Andere Bewohner des Urwaldes aber wachen auf und gehen nach Nahrung aus. Es finden sich hier noch ganze Herden von Elefanten. Trotz ihrer plumpen Glieder klettern sie an den Berghängen umher. Die riesigen Dickhäuter passen ganz zu den gewaltigen Formen des Berges und des Waldes.

Immer schneller nehmen nun die beleuchteten Teile des unteren Berglandes zu. Schon fallen die ersten Sonnenstrahlen ins bewohnte Dschaggaland, welches sich im Osten, Süden und Westen um den Fuß des Berges hinzieht. Auf den üppig wachsenden Baumpflanzungen liegt starker Morgentau. Die Sonne bescheint hier ein fruchtbares Stück Land. Die verwitterte Lava giebt bekanntlich einen ausgezeichneten Nährboden für alle Kulturgewächse ab. Dazu kommt, daß es im Dschaggalande nicht an Wärme und Feuchtigkeit fehlt. Nur der östliche Teil hat wegen seiner Wasserarmut ein weniger gutes Wachstum aufzuweisen. In den südlichen und westlichen Landschaften dagegen fallen sehr reichliche Niederschläge, auch giebt es hier zahlreiche Bäche, die von den Schneefeldern auf dem Gipfel gespeist werden. An warmem Sonnenschein aber fehlt es natürlich in

diesem Lande unter dem Äquator den Tag über auch nicht. Um den Sonnenaufgang ist es freilich noch recht kühl. Aus den sorgfältig umzäunten Hütten, die von oben bis unten ganz mit Gras oder den getrockneten Hülsen der Bananenstauden gedeckt sind und von weitem fast wie mächtige Heuschober aussehen, kriechen die braunen Dschaggaweiber hervor. Sie eilen nach den Ställen, wo die Kühe und Ziegen laut werden. Bald kommen auch einzelne Männer heraus. Sie sehen nach den Feldern und besichtigen ihre Bewässerungskanäle, die überzulaufen drohen, weil es am vergangenen Abend in den Bergen stark geregnet hat. Die braune Haut wird ihnen dabei grau vor Frost, darum ziehen sie die mantelartigen Tücher, mit denen sie bekleidet sind, fester um ihre Schultern und Hüften.

Endlich steht der ganze Berg, oder richtiger das ganze Gebirge, denn der Kilimandscharo hat an seinem Fuße einen Umfang von ca. 200 km, in voller Beleuchtung. Die höher steigende Sonne sendet nun ihre Strahlen über die Ebene, die sich um den Berg her breitet. Allenthalben eine öde, fahle Steppe, nichts als Steppe. Im Westen unterbricht nur der etwa zwei Tagereisen entfernte vulkanische Kegel des Meru die einförmige Linie, im Südosten findet das Auge an dem etwas näheren Paregebirge in Ugueno einen willkommenen Ruhepunkt. Die umgebende Steppe läßt das Kilimandscharo-Gebiet wie eine schöne grüne Insel erscheinen, zu der man nur mittels einer mühsamen Steppenwanderung gelangen kann. Die weite Ebene ist zwar unbebaut, aber doch nicht ganz unbewohnt. Wo sich ein Flußthal hinzieht, sieht man leichte Rauchwölkchen aufsteigen. Dort hausen die versprengten Überreste der Massai, eines unsteten, räuberischen Hirtenvolkes, das im Anfang unserer Kolonialzeit manchen Zusammenstoß mit der Schutztruppe gehabt hat. Ihre Zahl wurde bei solchen Gelegenheiten stark gelichtet, was den Wadschagga am Berge sehr willkommen war, denn sie hatten

unter ihren Räubereien stark zu leiden gehabt. In anderen, noch einsameren Teilen der Steppe beleuchtet die Morgensonne oft ein ähnliches Bild, wie es Freiligrath in seinem bekannten Gedicht „Wüstenritt" geschildert hat. Die Gegend ist überraschend reich an Wild. Im Schlamm des nahen Dschipesees tummeln sich die schwerfälligen Flußpferde, an seinen Ufern aber, wo es immer genügende Feuchtigkeit und infolgedessen auch frischen Graswuchs giebt, weiden ganze Rudel von Antilopen, Zebras und Giraffen, aus denen sich der König der Tiere jeden Tag mit Leichtigkeit seine Beute holt.

Doch damit genug von dem natürlichen Sonnenaufgang am Kilimandscharo. Er soll uns nur als Sinnbild für den Anbruch einer neuen Zeit in diesem abgeschiedenen Teile des deutschen Gebiets dienen. Die Afrikaforscher haben ihm ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und gleichzeitig ist die Sonne des Heils über ihm aufgegangen.

Bis vor 50 Jahren lag ein vollständiges Dunkel über der interessanten Gebirgslandschaft. Keine der geographischen Karten verzeichnete den Bergkoloß. Selbst die Europäer, die gelegentlich in Sansibar verkehrten, erfuhren noch nichts von ihm. Ein Missionar sollte sein Entdecker werden. Es war am 11. Mai 1848, als Rebmann auf einer Reise von Mombasa nach dem Innern den Gipfel zum ersten Male erblickte. Schon von ferne erkannte er die Schneefelder auf dem Kibo. Der Anblick überwältigte ihn geradezu, sodaß er sich tiefergriffen hinsetzte und den Psalter aus der Tasche zog, wo er las: „Groß sind die Werke des Herrn, wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran." Er beeilte sich, die Kunde davon an die Geographen in Europa zu schreiben. Diese zögerten lange, sie zu glauben. Überkluge Leute hinter dem warmen Ofen bemühten sich sogar nachzuweisen, daß es einen Schneegipfel unter dem Äquator gar nicht geben könnte. Der Missionar war aber seiner Sache sicher. Hatte er doch den

Berg in unmittelbarer Nähe gesehen. Die erste Reise brachte ihn bis Kilema, das fast im Mittelpunkte des Dschaggalandes liegt, eine zweite sogar bis nach Madschame im äußersten Westen.

Bei diesen Entdeckungsreisen fand er die Eingebornen sozusagen noch im Naturzustande, der erst kurz vor der deutschen Besitzergreifung durch das Eindringen fremder Einflüsse eine Veränderung erfuhr. Ein besonderes Merkmal der alten heidnischen Zeit war die Zerrissenheit der Bevölkerung. Das ganze Land ist nicht groß und die Gesamtzahl der Wadschagga soll nicht mehr als 60 000 Seelen betragen. Trotzdem haben sie etwa 20 kleine, selbständige Staaten. Die wichtigsten sind Rombo, Mamba, Marangu und Kilema im östlichen Teile, Moschi und Kibosо im Süden, Madschame und Schira im Westen. Jedes Ländchen hat seinen eigenen Häuptling. Soweit die geschichtliche Erinnerung am Berge zurückreicht, gab es fast unaufhörliche Fehden unter ihnen. Einzelne Häuptlinge, wie Mandara von Moschi und Sina von Kibosо, thaten sich besonders hervor und waren lange Zeit als Menschen- und Viehräuber überall gefürchtet. Es war eine traurige Zeit für das Land. Alle Wadschagga sind blutsverwandt untereinander, und doch wagte niemand weit von seiner Hütte wegzugehen. Eine Wanderung in das zwei Stunden entfernte Nachbarländchen war lebensgefährlich. Die Häuptlinge brauchten ja Sklaven, um die von den arabischen Händlern gebrachten Waren damit zu bezahlen. Nur in bewaffneten Haufen getrauten sich die Männer hinunter an den Karawanenpfad am Steppenrande. Jedes der Ländchen war durch tiefe Gräben und Dornhecken von der Außenwelt abgeschlossen. Feste Thore aus Baumstämmen verwahrten den Eingang. Die blutsverwandten Stämme entfremdeten sich auf diese Weise immer mehr und ihre einheitliche Sprache zerfiel mit der Zeit in eine Anzahl mehr oder weniger von einander abweichender Mundarten. Ein trauriges Bild heidnischer Verirrung.

Die Wadschagga haben in ihrem Volkscharakter sonst manchen freundlichen Zug. Sklaverei und Vielweiberei mit allen ihren üblen Folgen findet man bei ihnen zwar auch, aber das erwartet man ja in Afrika nicht anders. Es fehlt ihnen jedoch auch nicht an guten Eigenschaften. Es wäre vielleicht zu viel Lob, wenn man ihnen Fleiß und Emsigkeit nachrühmen wollte. Jedenfalls darf man sie aber auch nicht faul nennen. Ihre Bananenpflanzungen, die Mais- und Bohnenfelder, ihre sorgsam umhegten Gehöfte bezeugen, daß sie zu arbeiten verstehen. Die Bodenbeschaffenheit und das Klima ihres Landes bilden natürlich den stärksten Antrieb zu solcher Thätigkeit. Es wird ihnen nicht so wohl, daß ihnen die Früchte in den Mund fallen. Die Stellung der Frauen ist freier, als bei manchen andern afrikanischen Stämmen. Ein Kenner des Landes, Prof. Volkens, redet sogar von einer ziemlich hohen Stufe der Sittsamkeit bei den Mädchen. Auch soll das Familienleben ein innigeres, als bei anderen Negervölkern sein.

In religiöser Hinsicht aber stehen die Wadschagga sicher ebenso tief, wie die andern ostafrikanischen Heiden. Auch sie haben freilich eine gewisse Ahnung von dem unsichtbaren Herrn der Welt, es kümmert sich jedoch niemand um ihn. Praktische Bedeutung für sie hat nur ihr finsterer Aberglaube. Die Häuptlinge nehmen im Bunde mit den Zauberern die Stellung der Priester im Volke ein. Die abergläubischen Gebräuche werden vor den Augen und Ohren der Weißen am liebsten geheim gehalten. Erst mit der Zeit bemerken die Missionare die als Zaubermittel an den Weg oder vor die Hütten gesteckten Dracänen, und wenn sie die Kranken in ihren Hütten besuchen, begegnen sie den Zauberdoktoren mit ihren albernen Wunderkuren. Es ist wahr, der heidnische Aberglaube tritt nirgends in abstoßender Weise hervor, aber die ganze Denkweise der Wadschagga steht unter seinem Bann. Zum Erschrecken ist es, wie roh es unter den

sonst artigen und höflichen Leuten zugeht, wenn sie ihre Feste feiern; sie leisten da im Fressen und Saufen Unglaubliches. Und mit welcher Gefühllosigkeit überfallen und berauben sie bei ihren Beutezügen die Wohnungen der Feinde! Ganz zu schweigen von ihren nur aufs Irdische gerichteten Gedanken und ihrer Hoffnungslosigkeit beim Sterben. Wie Volkens erzählt, werden die gestorbenen Kinder in der Regel an einer versteckten Stelle niedergelegt und dort dem Verwesungsprozeß oder Tieren zum Fraße überlassen.

Auch hier begegnet uns also die alte heidnische Nacht, und es ist hoch an der Zeit, daß für diesen Erdenwinkel die Gnadensonne aufgeht. Schon bevor das Land in politischer Hinsicht eine neue Zeit kommen sah, zogen die ersten christlichen Glaubensboten ein. Von ihrer leider nur kurzen Wirksamkeit soll das nächste Kapitel erzählen.

---

1. Die ersten Glaubensboten unter den Wadschagga.

Ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn. 1. Kor. 15, 58.

Ein junger Mann, der sich für den Missionsdienst in Afrika melden wollte, bat um die Zustimmung seines Vormunds. Dieser konnte sich durchaus nicht in die Pläne seines Mündels finden und führte schließlich als einen, wie er meinte, besonders kräftigen Gegengrund das mörderische Klima an. „Du wirst dort so gut wie nichts ausrichten und gleich anderen ruhmlos in ein frühes Grab sinken.“ Da antwortete der künftige Missionar: „Mag sein, daß mir dort nicht lange zu wirken beschieden ist. Wenn eine Brücke gebaut wird, sind zur sichern Gründung der Pfeiler viele Quadersteine nötig, die man später nicht mehr sieht. Aber

die Brücke könnte ohne diese verborgenen Grundsteine nicht stehen. Vielleicht soll ich nur einer der Steine sein, über denen sich einmal die Missionsbrücke wölbt, auf der das seligmachende Evangelium in das arme, heidnische Afrika hinübergetragen wird. Dann ist mein Opfer für den dunkeln Erdteil doch auch nötig gewesen und ich habe nicht vergebens gelebt."

Von diesem Gesichtspunkt aus will der erste Missionsversuch am Kilimandscharo angesehen sein. Es ist an vielen Orten in Afrika so gewesen, daß die Pioniere des christlichen Glaubens scheinbar vergebens arbeiteten oder doch nur sehr wenig Frucht sahen. Erst ihren Nachfolgern war es beschieden, zu ernten, wo sie gesäet hatten oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, auf dem von ihren Vorgängern mühsam gelegten Grunde rasch weiter zu bauen. So auch am Kilimandscharo. Es sind englische Missionare gewesen, welche die Pfadfinderdienste im Dschaggalande zu leisten hatten. Die schwierigen Verhältnisse, unter denen sie in die Arbeit traten, haben ihnen den Eingang sauer genug gemacht. Daß sie oder ihre Landsleute heute nicht mehr auf diesem Missionsfelde stehen, ist nicht ihre Schuld. Sie mußten es zu ihrem Leidweisen unfreiwillig verlassen, als die junge Saat eben zu sprießen begann. Ihre Arbeit wurde unterbrochen, verloren ging sie jedoch nicht.

Es war im Jahre 1878, als die Mission zum erstenmal in nähere Verbindung mit den von Rebmann gefundenen Dschagganegern trat. Die englischen Missionare in Mombasa gaben einem arabischen Händler, der ins Innere zog, einen Brief an den Häuptling Mandara von Moschi mit, worin sie anfragten, ob er einen christlichen Lehrer bei sich aufnehmen wollte. Die Anfrage kam von den Sendboten der Kirchlichen Missionsgesellschaft zu London, der schon Rebmann angehörte und die kurz vorher eine quer durchs deutsche Gebiet führende Missionsstraße nach Uganda angelegt hatte. Mandara, der damals als der mächtigste Häupt-

ling im Kilimandscharo-Gebiet galt, antwortete, er und sein Volk würden sich freuen, wenn ein Missionar zu ihnen käme. Da in Mombasa nicht sogleich ein geeigneter Mann frei war, schickte man ihm vor der Hand eine arabische Bibel und vertröstete ihn wegen des Lehrers auf spätere Zeit.

Erst nach sieben Jahren kam der Plan zur Ausführung. Die Missionsgesellschaft brauchte gerade alle verfügbaren Kräfte für ihr neu begonnenes Werk am Viktoria Nyanza. Als aber infolge der Christenverfolgung in Uganda die dortige Arbeit ins Stocken geriet, konnte man das in Moschi gegebene Versprechen einlösen.

Der Missionsbischof Hannington, derselbe, welcher kurz darnach auf einer Visitationsreise an der Grenze von Uganda ermordet wurde, kam im Jahre 1885 ins Dschaggaland, um die unter seiner Leitung stehenden Missionare Fitch und Wray bei Mandara einzuführen. Sie wurden mit Freuden aufgenommen und errichteten ihr bescheidenes Haus nahe bei der Boma d. i. dem Gehöft des Häuptlings, nur durch ein tiefes Thal davon getrennt. Der in der Anlage neuer Stationen erfahrene Hannington war für die gute Aufnahme sehr dankbar, ließ sich aber dadurch nicht blenden. Er schrieb an Ort und Stelle einen Bericht an die Missionsleitung in der Heimat, worin er weitblickend bemerkte: „Es wird hier gehen, wie in den meisten unsrer Missionen. Zuerst wird der weiße Mann mit Freuden empfangen, und jedermann wird sich ein oder zwei Wochen lang bemühen, alles mögliche für ihn zu thun. Darauf folgt eine Abkühlung der ersten Liebe, Vernachlässigung, vielleicht sogar Verfolgung, worauf nach geduldigem Ausharren ein neuer Anfang gemacht wird. Nun wächst die gegenseitige Liebe und das Vertrauen; es folgt ein allmähliches Sichaufthun der Thüren, ein Verschwinden des Aberglaubens und zuletzt die Annahme der süßen Freudenbotschaft vom Heiland der Menschen."

Ganz so ist es gekommen, nur daß es den englischen Missionaren nicht beschieden war, den letzten Teil dieser Prophezeiung selbst zu erleben.

Als der Bischof weiter zog und bald darauf auch Missionar Wray wieder aus dem Lande ging, blieb Fitch allein auf dem weit vorgeschobenen Posten. Er hat sich drei Jahre lang mit rührender Geduld bemüht, dem Herzen des Häuptlings und seines Volkes näher zu kommen. Allein vergeblich. Es zeigte sich, daß der freundliche Empfang von seiten Mandaras nicht den Missionaren, sondern nur den Europäern und ihren begehrenswerten Schätzen gegolten hatte. Die Wadschagga wünschten wohl allerlei englische Handelsartikel, aber nicht das Christentum. Wie hat der habgierige Häuptling samt seinen bettelhaften Unterthanen in diesen Jahren dem einsamen Missionar das Leben sauer gemacht! Wenn dieser die Wünsche des launenhaften Herrschers einmal nicht erfüllte, mußte er sich jedesmal auf eine Zwangsmaßregel gefaßt machen. So hatte sich Mandara z. B. einmal eine Bettstelle ausbedungen, wie Fitch sie im Gebrauch hatte. Natürlich mußte sie aus England verschrieben werden. Das dauerte aber länger, als der Häuptling erwartet hatte. Er argwöhnte, der Missionar wolle sie ihm nicht verschaffen, und verbot aus Rache den Moschileuten, Nahrungsmittel zum Verkauf auf die Station zu bringen; auch wurde der Bach, der das Missionshaus mit Wasser versorgte, oben in den Bergen abgedämmt. Dergleichen Quälereien nahmen kein Ende, sie wirkten wie immer wiederkehrende Nadelstiche auf das Herz des frommen Mannes.

Zur geistlichen Thätigkeit kam Fitch in den ersten drei Jahren noch gar nicht. Mandara hatte zwar versprochen, er könne sein Volk unterrichten, soviel er wollte. Als aber damit begonnen werden sollte, gab es immer neue Hindernisse. Das eine Mal führte der Häuptling gerade Krieg gegen seinen Feind

Mareale von Marangu; dann ging er an den Bau eines neuen Hauses, wobei alle Unterthanen helfen mußten. Zum dritten Male trat ein großes Fest dazwischen, bei dem unermeßliche Mengen Bier vertilgt wurden und alles Volk betrunken war. Als es keine andern Ausflüchte mehr gab, lehnte Mandara den Unterricht mit der Begründung ab, sein Volk wäre viel zu stumpfsinnig für die neue Lehre, die Gedanken der Leute wären nur auf Kaliko (Stoff zu Kleidern) gerichtet. In Wirklichkeit fehlte es bei ihm selbst am guten Willen. Er wünschte den Unterricht nicht, weil er fürchtete, der Missionar könnte ihm dadurch sein Volk abspenstig machen.

So floß ein Jahr nach dem andern erfolglos dahin. Wie schwer diese Zeit für den von Monat zu Monat vertrösteten Mann gewesen ist, kann nur der nachempfinden, der einmal in ähnlicher Lage war. Man bedenke ferner die einsame Stellung, weit weg von allem europäischen Verkehr, losgelöst von jeder christlichen Gemeinschaft. Die Missionsleitung hatte endlich Erbarmen und rief ihn von seinem Vorposten ab. An seiner Stelle kamen mehrere neue Glaubensboten, die mit frischen Kräften ans Werk gingen. Einer von ihnen war Steggall, dessen Name in der folgenden Zeit am bekanntesten geworden ist.

Vom Jahre 1890 an wurden die Aussichten etwas günstiger. Unter den neuen Ankömmlingen befand sich ein Missionsarzt, der sich ganz den Kranken und Verwundeten widmete. Infolge der häufigen Kriegszüge Mandaras war an solchen kein Mangel. Diese Samariterdienste bewirkten offenbar ein Umschlagen der Stimmung zu Gunsten der Mission. Die Glaubensboten bemerkten, daß die Jugend von Moschi ihnen zugethan war, aus Furcht vor dem Häuptling aber nicht zum Unterricht zu kommen wagte. Da griff Steggall zu einer kleinen List. Er verhängte eines Tages sorgfältig die Fenster des Missionshauses und gab zwei kleinen Knaben, die er bei sich hatte, eine

Leseſtunde. Das half. In der nächſten Woche war ſein Bett, ſeine Stühle, ſeine Kiſten — alles mit braunen Knaben beſetzt, die leſen und ſchreiben lernen wollten. Von nun an war die Schule geſichert. Man bemerkte zwar einige Male von Mandara geſandte Spione am Miſſionshauſe, aber es erfolgte kein Verbot. Eine Weile wurde noch im Flüſterton unterrichtet, dann trat der Miſſionar mit ſeiner neuen Thätigkeit offen hervor. Das führte zu regelmäßigem Schulunterricht und vermehrtem Beſuch. Selbſt die Hütejungen des Häuptlings ſtellten ſich in ihrer freien Zeit ein. Sobald Steggall der Landesſprache genügend mächtig war, begann er auch Sonntagsgottesdienſte zu halten. Im Herbſt 1891 wohnten ihnen ungefähr 40 Erwachſene und 50 Kinder bei, im Unterricht aber ſtanden durchſchnittlich 21 Schüler.

So weit war die Entwickelung der jungen Dſchaggamiſſion gediehen, als der mit der Leitung der kirchlichen Miſſion in Oſtafrika betraute Biſchof Tucker bei Beginn des Jahres 1892 Moſchi beſuchte. Er brachte über eine Woche hier zu und freute ſich mit den Miſſionaren, daß endlich das Eis gebrochen war. Mandara lebte nicht mehr. Er war als harter Heide geſtorben, nachdem er zuletzt die Miſſion weder begünſtigt noch gehindert hatte. Sein Sohn Meli nahm ungefähr dieſelbe Stellung ein. Er empfing den Biſchof und ließ ſich auch von ihm eine Rede zur Empfehlung des Chriſtentums halten, ſeine Antwort bewies aber, daß er ſich zunächſt mehr für politiſche Dinge intereſſierte, als für Glaubensfragen. Im Volke ſtand es anders. Das zeigte ſich bei der Feier am Sonntag, der Tucker beiwohnte. Nachdem die Miſſionsleute am Morgen für ſich einen engliſchen Abendmahlsgottesdienſt gehalten hatten, rief das Glöckchen der Station die Eingeborenen in das ſchlichte, mit Gras gedeckte Holzkirchlein, das neben dem Miſſionshaus ſtand. Sämtliche Schüler und auch mehrere Erwachſene aus der Nachbarſchaft ſtellten ſich ein. Die Lieder, welche geſungen wurden, hatte Steggall ins Kiſchagga

übersetzt, auch bei den Schriftvorlesungen konnte er die Landessprache gebrauchen. Er hatte schon eine Übersetzung des Matthäus-Evangeliums begonnen; freilich ein noch recht unvollkommener Versuch, die Bibel zu den Eingeborenen reden zu lassen. Die Predigt ließ sich an diesem Tage der Bischof nicht nehmen. Natürlich mußte seine Rede den Moschileuten durch einen der Missionare gedolmetscht werden. Am Nachmittag gab es noch einen Gottesdienst in Kisuaheli für die Träger, die das Gepäck des Bischofs von der Küste her getragen hatten; unter ihnen waren viele Christen. An ein und demselben Tage wurden also im heidnischen Moschi christliche Gottesdienste in drei verschiedenen Sprachen gehalten.

Die folgenden Tage benutzte Tucker zum Besuch der Nachbarländer, um eine spätere Erweiterung der Mission von Moschi in die andern Dschaggastaaten vorzubereiten, darunter auch Marangu, das später so bekannt wurde. Der letzte Sonntag aber sollte noch ein besonders denkwürdiger Tag für die Mission in Moschi werden. Da fand die erste Taufe statt. Zwei eingeborne Knaben zeigten sich in der christlichen Erkenntnis so weit gefördert, daß man ihnen das Sakrament spenden konnte. Es war eine erhebende Feier. Ihr erster Teil wurde in der Kapelle gehalten, wo der Bischof noch einmal predigte. Dann zogen die Versammelten an einen Teich, der unmittelbar hinter dem Gotteshause von einem klaren Bergbach gebildet ward. Rings umher standen die Missionare mit ihren Schülern, aus deren Reihen die Täuflinge hervorgegangen waren; dazu viele Leute aus der Umgebung und die Träger von der Küste. Vor ihren Augen stiegen die Knaben in das Wasser und wurden getauft.

So war nun glücklich der Anfang mit einer Christengemeinde am Kilimandscharo gemacht. Der Bischof zog am nächsten Tage wieder nach Mombasa zurück, die beiden Missionare Stegall und Dr. Baxter aber blieben zurück, um ihr stilles Werk unter den Wadschagga weiter zu treiben.

Dieses friedliche Stillleben sollte bald grausam gestört werden. Die rauhen Hände der Kolonialpolitiker griffen hinein und bereiteten ihm ein jähes Ende. Wir deutschen Missionsfreunde können nur mit tiefer Beschämung daran denken, denn es waren unsre Landsleute, die Führer der Kolonialbewegung in Deutsch-Ostafrika, welche die junge Glaubenssaat verwüsteten.

Schon seit der Mitte der achtziger Jahre waren die Augen der deutschen Politiker auf das Land am Kilimandscharo gerichtet. Es wurde von ihnen als eins der schönsten Stücke im ganzen Ostafrika erkannt. Sie warben um die Gunst des Häuptlings Mandara und konnten demselben sogar reiche Geschenke von unserm Kaiser überbringen, nachdem sie eine Gesandtschaft des „Dschaggakönigs" nach Berlin geführt hatten. Die dadurch angebahnte Freundschaft fand ihren Ausdruck in der Errichtung einer deutschen Station nahe bei der Häuptlingsboma von Moschi.

Unter den Männern, die als Vertreter des deutschen Namens dahin kamen, war Freiherr v. Eltz, der sich später als Befehlshaber von Langenburg am Nyassa-See einen so guten Namen bei Weißen und Schwarzen gemacht hat. Wäre dieser edeldenkende und gerechte Beamte längere Zeit am Kilimandscharo geblieben, so wäre der Friede wahrscheinlich nie gestört worden. Aber er ward bald von andersgesinnten Leuten abgelöst und diese brachten Unglück über Land und Leute.

Es war die Zeit, wo sich unsre Kolonialpioniere noch mit den Engländern um die Abgrenzung der ostafrikanischen Besitzungen stritten. Das Gebiet am Kilimandscharo schien beiden besonders begehrenswert. Die deutschen Politiker hatten durch ihre Moschistation einen Vorsprung erlangt, aber der Umstand, daß die englischen Missionare schon vor ihnen dagewesen waren, machten sie mißtrauisch. Diesen enthielten sich zwar jeder politischen Einmischung, aber trotzdem wurde ihre Verdrängung mit allen erdenklichen Mitteln betrieben.

Der alte Mandara war, wie gesagt, den Deutschen freundlich gesinnt gewesen. Sein Sohn und Nachfolger Meli dagegen verriet wenig Neigung, das gute Verhältnis fortzusetzen. Auch in anderen Teilen des Dschaggalandes gährte es jetzt bedenklich. Die Häuptlinge merkten, daß es mit ihrer Herrlichkeit zu Ende ging. Die immer deutlicher hervortretende Erregung drängte auf eine gewaltsame Entscheidung hin. Die Missionare sahen dadurch ihr mühsam geschaffenes Werk bedroht und gaben sich alle mögliche Mühe, zwischen den Eingebornen und dem Führer der deutschen Schutztruppe, die wegen der gefährdeten Lage von Moschi nach Marangu verlegt worden war, zu vermitteln. Man zeigte sich aber leider auf beiden Seiten nicht zu einem Entgegenkommen geneigt. Die Sache nahm dadurch eine traurige Wendung, daß der junge Befehlshaber von Marangu voreilig gegen Meli und seinen Anhang zu Felde zog. Nicht weit von Moschi, in Sehweite von der Missionsstation trafen die Feinde auf einander. Die kleine Schutztruppe ward von den der Zahl nach weit überlegenen Dschaggakriegern völlig geschlagen. Dabei fielen die beiden Offiziere v. Bülow und Wolfrum.

Daß diese Niederlage der deutschen Truppe so bald als möglich ausgewetzt wurde, war notwendig, denn der Sieg machte die Eingebornen maßlos übermütig. Daß aber gleichzeitig mit der Vorbereitung zum entscheidenden Kampfe ein Netz von Lüge und Verleumdung gegen die Missionare in Moschi gewoben wurde, war der deutschen Sache unwürdig. Von einigen gewissenlosen Wortführern in Ostafrika ausgehend erschien in den deutschen Zeitungen eine gehässige Anklage nach der andern. Man behauptete, die englischen Missionare mißbrauchten ihre Vertrauensstellung unter den Wadschagga, sie gegen das deutsche Regiment aufzuwiegeln, ja man verstieg sich sogar zu der schändlichen Verdächtigung, sie wären den Eingebornen zur Ausrüstung mit Schießgewehren gegen die Schutztruppe behilflich gewesen.

Selbst die harmlose Thatsache, daß sie bei dem Kampfe, in welchem die beiden Offiziere fielen, unthätig vor ihrem Hause gestanden hatten, wurde von den böswilligen Verleumdern gegen sie ausgenutzt. Was hätten sie denn thun sollen? Etwa dem Volke, zu dessen Belehrung sie gekommen waren, in den Rücken fallen?

So ward in jener aufgeregten Zeit bei uns in Deutschland und unter den Kolonialleuten an der Küste eine Verdächtigung auf die andere gehäuft, von Beweisen war nicht die Rede. Es forderte auch niemand Beweise, denn unsre Kolonialkreise gefielen sich damals gerade im blinden Haß gegen alles, was den englischen Namen trug. Die öffentliche Meinung war um so leichter irre zu führen, weil man in der Heimat nicht wußte, wie sehr sich in der vorhergehenden Zeit ein Vertreter des deutschen Namens am Kilimandscharo durch sein Verhalten verhaßt gemacht hatte. Erst viele Jahre später, als der Prozeß gegen Dr. K. Peters verhandelt wurde und so schmutzige Dinge aus Marangu an den Tag brachte, bekam man überall einen Einblick in die traurigen Verhältnisse. In den am meisten interessierten Missionskreisen war man längst davon unterrichtet. Ganz Deutschland hätte sie wissen können, wenn nicht so viele Hände geschäftig gewesen wären, die wahrheitsgetreuen Zeugnisse zu unterdrücken. Ein solches wurde schon im Jahre 1892 durch den sachkundigen Herrn v. Eltz abgelegt, der sich von den politischen Leidenschaften nicht mit dazu hineinreißen ließ, das Böse gut und das Gute böse zu heißen. Er gab einen offenen Brief an Dr. Peters in die Zeitungen, in welchem er ihm den Vorwurf machte, er habe die Dschagganeger durch ihnen auferlegte Zwangsarbeiten gegen sich aufgebracht und durch seine Gewaltpolitik bewirkt, daß er und seine Begleiter die Militärstation nicht fünf Minuten weit ohne bewaffnete Begleitung verlassen konnten. Der Brief schloß mit den Worten: „Vor Gott und den Menschen sind Sie ver-

antwortlich für die Zerstörung blühender Landschaften, verantwortlich für den Tod unsrer Kameraden v. Bülow und Wolfrum, unsrer tapfern Soldaten und Hunderter der Wadschagga. Und nun mache ich Ihnen den größten Vorwurf: Nicht die Notwendigkeit zwang Sie zu Ihrem blutigen Vorgehen. Sie brauchten Thaten, damit Ihr Name in Europa nicht in Vergessenheit gerate. Sie haben Ihren Zweck erreicht, aber ich beneide Sie um diese Thaten nicht, und Deutschland kann sie Ihnen nicht danken." Das war eine deutliche Stimme, nicht von der englischen Seite, sondern aus den Reihen der Kolonialmänner selbst. Leider wurde sie im Lärm jener Tage ebenso überhört, wie die Erklärungen der deutschen Missionsfreunde, die für ihre verleumdeten Glaubensgenossen eintraten. Wer an der feindseligen Haltung der Wadschagga schuld war, ist nach diesem Zeugnis völlig klar. Die Verdächtigungen gegen die Missionare wurden offenbar von beteiligter Seite ausgestreut, um die öffentliche Meinung irre zu führen. Man brauchte die Lügen auch, um die unbequemen Männer vom Kilimandscharo zu verdrängen. Leider ist das Ränkespiel gelungen.

Es ist schmerzlich für uns, diese alten bösen Dinge, die dem deutschen Namen keine Ehre machen, wieder aufzurühren, aber es ist nötig, damit endlich die Wahrheit über die damaligen Vorgänge im Dschaggalande bei uns offenkundig werde. Die betroffene Missionsgesellschaft hat im Bewußtsein der Unschuld ihrer Boten alle darauf bezüglichen Berichte, Briefe und amtlichen Verhandlungen veröffentlicht; trotzdem kann man in einzelnen Schriften über unsre junge Kolonialgeschichte immer noch die alten Unwahrheiten lesen. Um so mehr haben wir die Pflicht, den so schwer beleidigten Männern wieder zu ihrem makellosen Namen zu verhelfen.

Leider war zu jener Zeit — die Vorgänge spielten sich im Jahre 1892 ab — auch unsere ostafrikanische Kolonialverwaltung

so gegen die englischen Missionare eingenommen, daß ein Fortbestehen der Station in Moschi unmöglich war. Als die Missionare sich im Gefühl ihrer Unschuld weigerten, das Dschaggaland zu verlassen, fand ein lebhafter Depeschenwechsel zwischen dem deutschen Gouverneur in Dar-es-Salaam und dem englischen Generalkonsul in Sansibar statt. Es ward ein immer stärkerer Druck auf den Bischof Tucker ausgeübt, seine Missionare von Moschi abzurufen. Dieser gab erst nach, als der deutsche Gouverneur erklärte, daß nur auf diese Weise ein weiteres Blutvergießen am Kilimandscharo verhütet werden könnte. Um das Land, dem seine Liebe und Arbeit gewidmet war, vor weiteren Zwistigkeiten zu bewahren, verließ Steggall als letzter im September 1892 das Missionshaus in Moschi; mit ihm die wenigen Christen und einige noch ungetaufte Schüler, die ihm anhingen. Sein nächster Zufluchtsort war das hart an der Grenze auf englischem Gebiet liegende Taweta, etwa zwei Tagereisen von Moschi entfernt. Bisher hatte an diesem Orte nur eine kleine Zweigniederlassung der Dschaggamission bestanden. Nun ward eine Hauptstation daraus, die seitdem sichtlich aufgeblüht ist. Die Hoffnung des abziehenden Missionars, daß er durch das Opfer, welches er brachte, die Wadschagga vor weiterem Blutvergießen bewahren könnte, erfüllte sich leider nicht. Im folgenden Jahre erschien der deutsche Gouverneur mit einer starken Abteilung der Schutztruppe am Kilimandscharo, um den Tod der beiden gefallenen Offiziere zu rächen. Das Kriegswetter hauste furchtbar in Moschi und seinen Nachbarländern. In den dadurch entstandenen Wirren wurde das verlassene Missionsgehöft völlig zerstört.

So hat bis 1892 in Moschi eine jener christlichen Niederlassungen gestanden, die eben anfingen, durch fröhliches Gedeihen der ersten Früchte ihren Pflegern Freude zu machen, als der verheerende Sturm über sie hereinbrach. Die mit großen Mühen

und Opfern verbundene Arbeit war scheinbar vergebens gethan, aber auch nur scheinbar. Die von den englischen Missionaren erbauten Häuser verschwanden zwar vom Erdboden, aber die unsichtbaren Erfolge ihrer Pionierarbeit, auf welche es die Glaubensboten doch in erster Linie abgesehen haben, konnten nicht so leicht vernichtet werden. Sie sind ihren Nachfolgern zu Gute gekommen, die sich auf dem verwüsteten Arbeitsfelde einstellten, sobald das Unwetter verzogen war.

2. Der Eintritt der Leipziger Mission.

Ich will das Verlorene wieder suchen und das Verirrte wieder bringen und das Verwundete verbinden.
Ezech. 34, 16.

Es war an einem der letzten Septembertage im Jahre 1893, als eine lange Karawane durch die fahle Steppe im Süden des Kilimandscharo dahinzog. Der Führer an der Spitze hatte einen weiten Vorsprung vor den letzten saumseligen Trägern am Ende des Zuges, obwohl diese beständig zur Eile angetrieben wurden. Da fruchtete kein Zureden. Die einen waren offenbar faul; schon beim Abmarsch von Taweta, der letzten Raststation, hatten sie sich verspätet, jedenfalls absichtlich. Die andern waren lahm. Ihre nackten Füße hatten im Dorngestrüpp am Wege oder an spitzen Steinen Schaden gelitten. So mußten die weißen Begleiter der Karawane schon zufrieden sein, wenn ihr ganzes Volk beisammen blieb oder sich doch an den Lagerplätzen wieder herzufand. Alles in allem waren es gegen 200 Mann, die meisten davon Suahelineger aus den Küstenstädten, die sich als Träger hatten dingen lassen. An der Spitze und am Ende des langen Zuges marschierten mehrere Europäer.

Das war die Expedition der evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft zu Leipzig, die das von den englischen Missionaren verlassene Dschaggaland besetzen wollte. Sie schickte gleich eine größere Anzahl junger Missionare vor: Althaus, Müller, Faßmann und Böhme waren dazu bestimmt, die unterbrochene Predigt des Evangeliums fortzusetzen. Der fünfte Weiße, den man in der Karawane bemerkte, war der aus dem indischen Missionsdienst herüber gerufene Missionar Päsler. Er sollte nur eine Zeit lang den jungen Brüdern beratend zur Seite stehen, dann aber wieder auf sein liebgewordenes Arbeitsfeld im Lande der Tamulen zurückkehren.

Drei Wochen dauerte bereits ihre Reise auf dem afrikanischen Festlande. Sie hatten das im englischen Gebiet liegende Mombasa als Ausgangspunkt ihres Marsches gewählt, weil in dessen Nähe schon einige Stationen der Leipziger Mission lagen. Nach kurzem Aufenthalt daselbst hatten sie dem Weltverkehr und den Bequemlichkeiten der Zivilisation Lebewohl gesagt. Bald waren sie in die echte afrikanische Wildnis gekommen. Die Ugandabahn, mit der man heutigen Tages die öde Strecke im Süden des englischen Gebiets leicht und schnell zurücklegt, war damals noch nicht gebaut. Sie mußten also alle Mühseligkeiten des afrikanischen Karawanenlebens durchkosten. Da gab es Tagemärsche, auf denen die Reisenden nichts als die braune, kümmerliche Steppe zu sehen bekamen, wo kein Tropfen Wasser zu finden war, sodaß sie mit ihren Begleitern aus alten unsauberen Petroleumgefäßen trinken mußten, die man vorsichtiger Weise an den letzten trüben Wasserlöchern gefüllt hatte. Dann führte der Pfad zur Abwechselung wieder einmal durch ein wildes Gebirge, dessen Anblick sicher nicht ohne Reiz gewesen wäre, wenn sie sich seiner von einer guten Landstraße aus hätten erfreuen können. Aber hier verlor sich der Weg zwischen den kahlen Felsen zeitweilig ganz, und die nicht überbrückten Gewässer dienten auch nicht gerade zur Erleichterung der Reise.

Nur einmal fanden sie eine Oase auf dem Marsche. Das war, als sie kurz vor der Überschreitung der deutsch-englischen Grenze die Missionsstation Taweta berührten. Da gab es nicht nur kühlen Schatten und reichliche Nahrung für ihr zahlreiches Volk; noch wertvoller war für die Brüder das Zusammensein mit dem hier wohnenden englischen Missionar, der ihnen wertvolle Winke für den Beginn ihrer Thätigkeit im Dschaggalande geben konnte. Sie hatten sein gastliches Haus erst am Tage zuvor verlassen und waren nun im Begriff, den Ort aufzusuchen, an welchem der erste Missionsversuch unter den Dschagganegern einen so traurigen Abschluß gefunden hatte. Nach den Mühseligkeiten der Reise begrüßten sie das Näherkommen des Kilimandscharo mit seinen grünen Vorbergen und dem weithin leuchtenden Schneegipfel aufs freudigste.

Der Karawane war ein ganz bestimmtes Ziel gesteckt, das ehemalige Missionsgrundstück in Moschi. Die zwischen Leipzig und London gepflogenen Verhandlungen hatten dahin geführt, daß die englische Missionsgesellschaft ihre Rechte an den einst von ihr bebauten Grund und Boden der Leipziger Mission abtrat. Als daher die Reisenden genau im Süden der beiden Berggipfel angekommen waren, schlug der Führer einen Seitenweg ein, der direkt ins Gebirge hinauf führte und bald konnten ihre Zelte an der Stelle des ehemaligen Missionshauses aufgeschlagen werden. Sie hatten die Weisung, sich hier womöglich niederzulassen, wenn nicht triftige Gründe dagegen sprächen. Es war ja auch das natürlichste, auf dem Grunde weiter zu bauen, den die englischen Glaubensboten gelegt hatten.

Es kam aber anders. Als sie unmittelbar nach ihrer Ankunft einen Besuch auf der deutschen Militärstation in Moschi machten, sahen sie, daß jetzt alle im Lande vorhandenen Arbeitskräfte zu deren weiterem Ausbau nötig waren. Der vom Gouverneur am Kilimandscharo zurückgelassene Hauptmann Johannes,

dem die weitere Sicherung und Verwaltung des Dschaggalandes übertragen war, baute sich mit Hilfe der Eingeborenen gerade eine kleine Festung nahe bei den Hütten des besiegten Meli. Da hätte es schwer gehalten, die zum Bau einer Missionsstation nötigen Arbeitsleute zu bekommen. Es zeigte sich auch, daß die Bevölkerung von Moschi durch die vorhergegangenen Kriegsunruhen noch zu sehr aufgeregt war. Die Missionare liefen Gefahr, von den Eingebornen verkannt und mit den deutschen Beamten verwechselt zu werden. Daher beschlossen sie, die Besetzung von Moschi vorläufig aufzuschieben und ihre erste Station an den westlichen Abhängen des Gebirges anzulegen, die von den Kämpfen der letzten Jahre unberührt geblieben waren. Schon in der Heimat hatte man neben Moschi auch an Madschame, eine der volkreichsten Landschaften im Westen gedacht. So wurde also nach kurzem Verweilen an der alten Heimstätte von Fitch und Steggall die Losung ausgegeben: Nach Madschame!

Die Ausführung dieses Entschlusses stieß freilich auf unerwartete Schwierigkeiten. Sobald die Träger hörten, daß sie noch weiter mitziehen sollten, verweigerten sie den Gehorsam, und als das nichts half, liefen sie in der Nacht größtenteils weg, unbekümmert darum, daß sie noch einen Teil ihrer Bezahlung zu bekommen hatten. Was trieb sie denn davon? Jedenfalls war es die Furcht vor dem Zuge in den unbekannten Westen. Über Moschi hinaus kamen die Küstenleute in der Regel nicht, wohl aber wußten sie, daß aus den westlich gelegenen Gegenden immer neue Züge von Sklaven kamen, welche die arabischen Händler entweder selbst raubten oder von den Häuptlingen als Bezahlung erhielten. Manche mögen sich auch nur vor der ungewohnten Kletterei durch die Bergschluchten des Dschaggalandes gescheut haben. Kurz, mehr als die Hälfte der Karawanenleute war verschwunden, und die Missionare ge-

rieten in Verlegenheit, was sie mit ihren vielen Gepäckstücken anfangen sollten. Da legte sich der gefällige Hauptmann Johannes ins Mittel und nahm die zurückbleibenden Lasten einstweilen in Verwahrung. Die um die Hälfte verkleinerte Karawane aber machte sich nun noch einmal auf den Weg.

Es waren noch einige Tagereisen bis nach Madschame, denn wegen der Uneinigkeit der Dschaggastämme war zu jener Zeit nicht an ein Durchschreiten der zwischenliegenden Gebiete in gerader Linie zu denken. So blieb den Reisenden nichts anderes übrig, als erst wieder in die Steppe hinabzusteigen und im weiten Bogen vom Westen her nach Madschame hinaufzuziehen. Sie mußten also noch einmal alle Beschwerden des afrikanischen Wanderlebens durchkosten, sich einen Weg durch das Dorngebüsch am Steppenrand bahnen, reißende Bergströme, wie den Weri-Weri, durchwaten und dergleichen mehr.

Am 3. Oktober langten sie endlich im untern Teile von Madschame an. Es war eine feierliche Stunde für die Brüder, als sie die Grenze des Landes überschritten, in dem sie endgültig zu bleiben gedachten. Aus rotem und weißem Stoff ward eine Kreuzfahne hergestellt, die sie in den Boden pflanzten. Im Namen dessen, der am Kreuz für uns gestorben, ließen sie sich nieder. Die Leute von Madschame, die dem Einzuge der Fremden staunend zusahen, werden zwar das Zeichen noch nicht verstanden haben, aber so viel ward ihnen doch vom ersten Tage an klar, daß das Kreuz und die weißen Männer zusammengehörten.

Kaum war das Lager aufgeschlagen, als der Häuptling Schangali, der jugendliche Herrscher des Landes, einen Boten sandte und die Fremden auffordern ließ, doch noch ein Stück weiter hinauf zu kommen, mehr in die Nähe seiner Hütten. Das war eine willkommene Botschaft. Sie folgten der freundlichen Aufforderung, und so ward Ober-Madschame schließlich das Endziel ihrer Reise.

Schangali und seine Leute gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihnen den Einzug zu erleichtern. Ein schöngelegener Hügel, von dem aus man auf der einen Seite einen prächtigen Ausblick auf den schneebedeckten Kibogipfel, auf der andern die Fernsicht über die Steppe hat, ward ihnen zur Ansiedelung bewilligt und alsbald in Gegenwart des Hauptmann Johannes, der den Missionaren nachgezogen war, in aller rechtlichen Form abgetreten. Über einen solchen Empfang in der afrikanischen Wildnis konnten sich die Glaubensboten nur von Herzen freuen. Als der Tag sich neigte und der kalte Bergwind durch die Kronen der alten Bäume auf dem Missionshügel fuhr, saßen die Brüder noch einige Zeit im engen Zelt bei einander und dankten dem Herrn, der alles so herrlich regieret.

Die hohe Lage des zur Ansiedelung gewählten Ortes nötigte sie, mit der Herstellung eines festen Wohnhauses zu eilen. Ihre luftigen Zelte schützten nur ungenügend gegen die Unbilden der Witterung. Wenn auch das Dschaggaland fast unter dem Äquator liegt, hat doch Obermadschame ein recht kühles Gebirgsklima. Sobald die Zeit der Gewitterstürme und Regengüsse kommt, stellt sich bei den Europäern meist die Sehnsucht nach einem warmen Ofen ein. Ja, einer von ihnen, Missionar Böhme, erkrankte schon in den ersten Monaten so bedenklich, daß er nach Hause zurückkehren mußte. Nun hätten die freundlichen Leute von Madschame gewiß gern einige ihrer Hütten geräumt oder auf dem Missionshügel schnell ein paar neue gebaut. Aber diese dumpfigen, finstern Wohnstätten der Eingebornen sind für die Europäer ganz unbrauchbar. Kein Fenster erhellt den Innenraum; das aus einer dicken Lage von Bananenblättern oder aus Steppengras hergestellte Dach ist oben fast luftdicht verschlossen, sodaß der Rauch des Herdfeuers keinen andern Ausweg findet, als durch das niedrige Schlupfloch, das als Eingangsthür dient. Die Missionare mußten also sofort an die Erbauung eines Hauses

gehen, das ihren Bedürfnissen entsprach. Vorsorglicher Weise hatten sie sich vor ihrer Abreise aus der Heimat in verschiedenen Handwerkstätten umgesehen, und der eine diese, der andere jene Fertigkeit erlernt. So fanden sie sich bald in die Aufgabe, ihr eigener Baumeister, Zimmermann und Tischler zu sein. Die Eingebornen waren ihnen übrigens in mancherlei Weise behilflich. Auf Befehl des Häuptlings brachten sie Holz, Bananenblätter und anderes Baumaterial herbei. Es ging dabei oft sehr polepole, d. h. langsam zu, zumal als es galt, dickere Baumstämme herbeizuholen. Die Missionare begriffen erst gar nicht, warum ihre Holzlieferanten zuweilen tagelang ausblieben und dann doch nur einen einzigen mäßig starken Stamm brachten. Einer von ihnen begleitete sie daher einmal. Aber wie staunte er, als er bemerkte, daß das Holz stundenweit aus dem Urwald herbeigeschleppt werden mußte. Ja, wenn der Weg dahin wenigstens noch eben gewesen wäre! Aber es lagen tiefeingeschnittene Thäler dazwischen. Da mußten die Träger den Stamm an einen Abhang hinuntergleiten lassen und auf der andern Seite mit großer Anstrengung wieder in die Höhe schaffen. Nun verstanden die Baumeister erst, warum ihre Gehilfen immer so spät kamen und jedesmal ein großes Freudengeschrei ausstießen, wenn sie wieder einen Balken hingeworfen hatten.

Ihren vereinten Bemühungen gelang es noch vor Ausbruch der ersten Regenzeit ein trockenes Obdach herzustellen. Das Wohnhaus — 14 m lang, 5 m breit und am Giebel 7 m hoch — hatte zwar nach deutschen Begriffen nur das Aussehen einer alten Strohscheune, in den Augen der Dschagganeger aber war es ein Palast. Auch die Missionare waren hocherfreut, als sie einziehen konnten. Es hatte innen drei Zimmer aufzuweisen und rings herum eine breite Veranda. Deren tief herabhängendes Dach nahm zwar den ohnehin nicht großen und luftigen Wohnräumen viel Licht weg, dafür bildete es aber einen guten Wetterschutz, der um so

wertvoller war, als es noch keine Fensterscheiben in dieser abgelegenen Gegend gab.

Neben der Bauarbeit ging das Sprachstudium her. Man hatte anfangs gehofft, in den Vorarbeiten der englischen Missionare ein wertvolles Hilfsmittel zu haben. Diese hatten sich eine ziemlich reichhaltige Wörtersammlung angelegt und auch eine Evangelien-Übersetzung versucht. Als die Ankömmlinge aber in Madschame davon Gebrauch machen wollten, wurden sie nicht verstanden. Sie dachten erst, ihre Vorgänger hätten so mangelhafte Aufzeichnungen gemacht. Nach einiger Zeit stellte sich jedoch heraus, daß in Madschame und Moschi trotz der geringen Entfernung und der Stammverwandtschaft der Bevölkerung zwei ziemlich weit von einander abweichende Mundarten des Kidschagga geredet werden; in den östlichen Landschaften entdeckten sie später sogar noch einen dritten Dialekt.

Es galt also in Madschame mit den Spracharbeiten fast von vorn anzufangen, den Eingebornen die seltsam klingenden Worte von den Lippen abzulauschen, die gerade bei den Wadschagga sehr verschiedene Betonung einzuüben, um nach viel komischen und peinlichen Mißverständnissen endlich soweit zu kommen, daß die Leute verstanden, was der weiße Mann ihnen sagen wollte. Natürlich war noch ein weiter Weg von diesen ersten unbeholfenen Sprachversuchen bis zum freien Predigen in Kidschagga. Aber auch in dieser Hinsicht führte die Beharrlichkeit zum Ziel.

Ein Vorteil war übrigens auch dabei, daß die Missionare erst eine Zeit lang mit geschlossenem Munde unter den Negern stehen mußten. Sie lernten das Volk, seine Lebensart, Sitten und Anschauungen gründlicher kennen und wußten sie dann mit ihrer Rede an dem Punkte zu fassen, wo sie zugänglich sind.

Wenn sie ausgingen, um Sprachstudien zu machen, besuchten sie gern ihre Nachbarn. Dabei bemerkten sie, daß die Wadschagga

keine geschlossenen Dörfer oder auch nur Hüttenreihen haben. Die Familien wohnen in einzelnen Gehöften, die nicht nur weit von einander liegen, sondern auch möglichst versteckt sind. Die vielen Überfälle und Raubzüge früherer Zeiten mögen daran schuld sein. Infolgedessen hielt es schwer, die Eingeborenen in größerer Zahl zu versammeln.

Noch viel hinderlicher waren die eigentlichen Auswüchse des Heidentums, die oben schon erwähnt wurden. Was die Missionare auf ihren Wanderungen durch die Landschaft in dieser Hinsicht beobachteten, diente später bei der Verkündigung des Evangeliums vielfach als Beweismittel dafür, daß auch die Wadschagga den Heiland brauchen. Noch bevor sie jedoch mit ihrer frohen Botschaft das eigentliche Dschaggavolk erreichten, fanden sie mannigfache geistliche Arbeit unter dem buntgemischten Völkchen, das sich auf ihrer Station zusammengefunden hatte. Da waren einige Suahelineger von der Küste, die als Lastträger mitgekommen und als Tagelöhner für die erste Zeit dageblieben waren. Ferner wohnten bei ihnen mehrere indische Handwerker, hauptsächlich Maurer. Weil diese in Afrika so schwer aufzutreiben sind, hatte man auf dem alten Arbeitsfelde der Leipziger Mission in Indien einige der wanderlustigen Tamulenchristen gewonnen, beim Bau der Wohnhäuser auf den ersten Stationen am Kilimandscharo zu helfen. Zu diesen Arbeitsleuten kamen noch eine Anzahl Knaben, die sich ganz den Missionaren anschlossen. Einige von ihnen stammten aus dem Dschaggavolke, andere hatten Massaiblut in ihren Adern. Letztere waren halbverhungert auf die Station gekommen und aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen worden. Für die Kost, die sie empfingen, hüteten sie das Weidevieh der Missionare oder halfen bei der Urbarmachung des Landes. Mit diesen Stationsbewohnern wurden die ersten Gottesdienste in Madschame gehalten. Als Andachtsstätte diente ein leichtgebauter Schuppen, der aber kaum vor den Unbilden der Witterung schützte. Es

geht eben sehr bescheiden auf solchen Vorposten der Kirche unter den Heiden zu. Erst später, als der Häuptling Schangali und sein Volk sich regelmäßig bei den Predigten auf der Station einstellte, wurde ein besseres Versammlungshaus gebaut.

Ehe es aber zu einer solchen Erweiterung in Madschame kam, entstanden einige weitere Niederlassungen in anderen Gegenden des Dschaggalandes. Zuerst Mamba im Osten, dann Moschi. Die Leipziger Mission sah sich durch die in ihrer Nachbarschaft wohnenden römischen Sendboten genötigt, sobald als möglich mehrere feste Punkte zu besetzen. Die Katholiken hatten sich zu jener Zeit am Kilimandscharo eingefunden, als die deutsche Kolonialpolitik anfing, den englischen Missionaren Schwierigkeiten zu bereiten. Kilema ward ihre erste Station. Bei den Kämpfen gegen die Eingeborenen stellten sie sich ganz auf die Seite der Europäer, wie das die Römischen auch sonst gern thun. Als sie sich in ihrem Missionshause zeitweilig nicht ganz sicher fühlten, zogen sie sogar in die deutsche Militärstation. Sie rechneten wohl darauf, daß ihnen das Erbe der vertriebenen evangelischen Missionare zufallen würde und zogen sogleich Verstärkung herbei, als Meli und sein Anhang besiegt war. Neben Kilema ward das starkbevölkerte Kibosho, zwischen Moschi und Madschame gelegen, von ihnen besetzt. Um ihnen nun nicht die ganze östliche Hälfte des Dschaggalandes überlassen zu müssen, beschlossen die Missionare von Madschame, die Landschaften im Osten zu besehen und dort Eingang zu suchen. Einige von ihnen unternahmen auch eine Untersuchungsreise in das jenseits der Steppe liegende Uguenogebirge am Dschipesee, wo ein den Wadschagga verwandtes Volk wohnt. Als Ertrag dieser Reisen und der mit den Häuptlingen gepflogenen Verhandlungen ist die im Juli 1894 geschehene Errichtung ihrer zweiten Station in Mamba anzusehen. Diese nicht allzufern vom Militärposten Marangu liegende Landschaft war von den

politischen Ereignissen fast gar nicht berührt worden. Da die ziemlich dicht wohnende Bevölkerung sich beim ersten Besuch sehr entgegenkommend zeigte, gingen die Missionare freudig an die Besetzung des hoffnungsvollen Arbeitsfeldes. Ihre Erwartungen wurden nicht getäuscht. Nachdem Missionar Päsler noch die Verhandlungen mit dem Häuptling Koimbere und dessen Vater Mlavi geführt hatte, darauf aber nach Indien zurückgekehrt war, leitete Althaus die Einrichtung der Station. Da gab es wieder ein tüchtiges Stück Arbeit. Der gewählte Platz hatte zwar eine herrliche Lage nahe an der Grenze zwischen Mamba und Marangu, befand sich aber zunächst in einem vollständig wüsten Zustande. Er war mit übermannshohem, undurchdringlichem Gebüsch und Gestrüpp bedeckt, das von einzelnen mächtigen Mimosen überragt wurde. Der Hügel, auf dem das Missionshaus erstehen sollte, war überdies, wie erst bei der Säuberung des Bodens bemerkt wurde, sehr steinig. Da mußte der Missionar zunächst viele Tage lang Bäume fällen, Dornbüsche ausroden, Steine zusammentragen lassen und was dergleichen Pionierarbeiten mehr sind. Glücklicher Weise waren auch hier die Eingebornen hilfsbereit. Eine Kolonne von 150 Mann legte sogleich eine Abzweigung aus ihrem Hauptkanal an und führte so der Station das nötige Wasser zu. Das ist hier im Osten des Gebirges um so wertvoller, weil das Land trockener ist, als in den südlichen oder westlichen Teilen. Auch beim Roden des Platzes halfen die Leute. Es kamen in der Regel 30—40 Männer mit ihren Buschmessern, um das hohe Gras und Gestrüpp zu vernichten. Sie setzten sich zwar nach kurzer Arbeit ermüdet hin und verschwanden nach einigen Stunden ganz wieder; aber so lange sie arbeiteten, hauten sie mit solchem Ungestüm darauf los, daß doch jedesmal ein ziemliches Stück freigelegt ward. Offenbar waren die Mambaleute viel weniger leistungsfähig, als die in Madschame. Es sah geradezu lächerlich aus, wenn sie

Bauholz aus dem Walde brachten. Da kam etwa ein Zug von 30 starken Männern, und jeder hatte doch nur eine dünne Stange auf der Schulter. Da zu dem verhältnismäßig kleinen Wohnhaus mindestens ein paar hundert solcher Stangen nötig waren, schritt der Bau nur sehr langsam vorwärts. Endlich aber stand auch hier ein fertiges Missionshaus da, etwa einem Blockhause im Urwalde von Nordamerika oder einer Einsiedelei im deutschen Walde vor tausend Jahren vergleichbar.

Bei der Errichtung der Mauern hatten wiederum die tamulischen Arbeitsleute geholfen. Sie litten aber nicht wenig unter dem rauhen Klima der hochgelegenen Station. Das regnerische Wetter und die kalten Nächte setzten ihnen empfindlich zu, sodaß sie eine Zeit lang geradezu arbeitsunfähig wurden. Aus ihren Reihen gab es auch den ersten Todesfall in der Dschaggamission. Einige der Männer waren verheiratet. Schon bald nach ihrer Ankunft auf dem afrikanischen Boden war die Ehefrau des einen von schwerem Siechtum befallen. Hier in Mamba starb sie. Nicht weit vom Missionshause an einem stillen Platze wurde Marjal, die Tochter des heißen Indiens begraben.

Noch ein anderer Fall legte die Erinnerung an das Lied nahe: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen." Zwei junge deutsche Gelehrte, Dr. Lent und Dr. Kretzschmar, die als Naturforscher an den Kilimandscharo gekommen waren, wurden in einiger Entfernung von Mamba bei einem Überfall durch die räuberischen Warombo ermordet. Missionar Althaus hatte die schmerzliche Pflicht, drüben auf der Militärstation ihre zerstückelten Leichen beim Begräbnis einzusegnen. Bei solchen Vorkommnissen mußte das abgelegene Missionshaus in Mamba ganz besonders in Gottes Hut befohlen werden. Er hat es in der kritischen Anfangszeit gnädig behütet, sodaß das Werk der Friedensboten allezeit ungehindert getrieben werden konnte.

Althaus konnte schon im ersten Jahre seines Dortseins mit der eigentlichen Missionsarbeit beginnen. Er sammelte bald eine Anzahl Kostschüler um sich. Die kleine Schar setzte sich auch hier teils aus den Kindern des Landes, teils aus zugelaufenen Massaiknaben zusammen. Ferner schickte Koimbere einen 10—12-jährigen Knaben zum Unterricht und gleich am nächsten Tage brachte einer seiner Großen seinen eigenen Sohn Marindoii feierlich zur Station. Also konnte der Anfang mit einem regelmäßigen Schulunterricht gemacht werden. Der Tageslauf der Kostschüler wechselte zwischen geistiger und leiblicher Beschäftigung. Der Missionar hielt darauf, daß sie sich täglich im kalten Wasser des Kanals von oben bis unten wuschen, was bisher nicht Brauch bei den Wadschagga gewesen war. Morgens und abends bekamen sie ihre Mahlzeiten und dazwischen lag der Unterricht, worauf die Massaiknaben die Ziegen auf die Weide trieben, während die Dschaggajungen im Hause oder Garten beschäftigt wurden. Der Unterricht erstreckte sich auf biblische Geschichte, Buchstabieren und Singen. Zu letzterem zeigten sie besondere Lust, wie alle Neger.

Auch mit der Predigt des Evangeliums wurde bald begonnen. Der Missionar suchte zuerst die Leute bei ihren Hütten auf. Dort setzte er sich auf ein Bündel getrockneter Bananenblätter mitten unter sie und erzählte eine biblische Geschichte. Zum Schluß wurde das Gehörte in Fragen und Antworten wiederholt, worauf der Prediger seine Zuhörer einlud, mit ihm zum Missionshaus zu gehen und dort die Geschichte anzusehen. Er brachte dann eins der biblischen Bilder hervor, die er besaß und zeigte es den staunenden Negern, die sich in Fragen und mehr oder weniger passenden Bemerkungen kaum genug thun konnten.

Sobald auf diese Weise der Boden bereitet war, forderte Althaus die Männer auf, in sein Haus zu kommen. Sie stellten

sich auch ein, selbst Koimbere und sein Bruder. Dann saßen etwa 30 Leute dichtgedrängt im Zimmer des Missionars; der Häuptling thronte auf einem Stuhle. Ihn beschäftigte besonders die Frage, wohin die Leute kämen, die gestorben wären, ohne Jesu Wort gehört zu haben. Das war doch ein Zeichen, daß die Neger auch über religiöse Fragen nachdenken.

In der Nachbarschaft von Mamba regte es sich ebenfalls. Die Leute von Mwika, das noch weiter östlich liegt, zeigten einen besonders aufgeschlossenen Sinn. Ihr Häuptling Vararia ging ihnen voran und ward bald ein noch eifriger Schüler des Missionars, als Koimbere. Er erreichte es, daß Althaus jede Woche ein oder zwei Mal in sein Ländchen hinüberkam, um seinem Volke Unterricht zu geben.

Nachdem inzwischen die durch Böhmes und Päslers Abgang gelichtete Reihe der Missionare durch neuen Zuzug aus der Heimat verstärkt war, ging man mit Beginn des Jahres 1896 auch an die Besetzung von Moschi. Als Begründer und Vorsteher dieser Station war Missionar Faßmann ersehen. Derselbe traf im Februar auf der Militärstation Moschi ein, um von hier aus seinen Posten zu beziehen. Es hatte sich bei näherem Zusehen herausgestellt, daß der einst von den englischen Missionaren bebaute Platz nicht günstig lag und auch ziemlich klein war. Da half der allzeit freundliche Hauptmann Johannes und überwies der Mission ein großes in der Nähe gelegenes Grundstück. Von diesem ergriff Faßmann im Verein mit den neuangekommenen Brüdern Segebrock und v. Lany Besitz, indem sie ihre Zelte dort aufschlugen und bewegten Herzens einen Psalm lasen, dabei den Herrn um seinen Segen für ihren Eingang und ihre Arbeit bittend. Dann gingen sie sogleich an den Bau eines Hauses.

Einer der ersten Besucher auf der neuen Station war der Häuptling Meli. Jetzt nicht mehr der ungeberdige, übermütige junge Herrscher, wie ihn die englischen Missionare verlassen

hatten. Er war aus dem Waffengange gegen die Deutschen sehr gedemütigt hervorgegangen. Zu den Missionaren stellte er sich ganz freundlich und versprach, wenn sie erst ihr Haus fertig hätten, würde er sich auch zum „Lesen" einfinden. Zum Schluß bat er — — um etwas Tinte; ein seltener Wunsch bei Errichtung einer Missionsstation. Offenbar war das eine Erinnerung an die Vorarbeiten der englischen Glaubensbrüder. Die Leipziger Mission hat auch sonst noch oft ihre Spuren gefunden.

So war also binnen wenigen Jahren jener der evangelischen Mission am Kilimandscharo zugefügte Schaden wieder ausgebessert, ja an Stelle der einen Station vor dem Kriege standen jetzt drei in verschiedenen Teilen des Dschaggalandes da. Als die erste christliche Niederlassung von Moschi in Trümmer gesunken war, schien es, als ob das den Dschagganegern erschienene Morgenrot sogleich wieder zum Abendrot geworden wäre. Aber die aufgehende Sonne steigt siegreich empor. Wohl können einmal Wolken am östlichen Himmel aufziehen und während einer kurzen Zeit die Morgenröte verdecken. Das Licht bricht sich aber trotzdem Bahn. So ist es mit dem geistlichen Sonnenaufgang am Kilimandscharo auch gegangen. Die willige Aufnahme, die den Leipziger Missionaren in Madschame, Mamba und Moschi zuteil ward, konnte als ein günstiges Vorzeichen der schnellen Fortschritte angesehen werden, die dem Glaubenswerke nun zu teil werden sollten. Was erst wie ein Hindernis der Missionsarbeit aussah, mußte unter den Händen dessen, der das Steuer des Kirchenschiffs lenkt, zu ihrer Förderung ausschlagen.

3. Das Missionsgrab am Meru.

Sei getreu bis an den Tod.
Offenb. 2, 10.

Als die ersten Missionare von Leipzig an den Kilimandscharo zogen, schien ihr Weg und ihre Arbeit nicht ohne Gefahr zu sein. Es ward manches Auge feucht, als ihnen bei der Abordnung in der mit Pfingstmaien geschmückten Nikolaikirche die Frage vorgelegt wurde, ob sie „das Amt eines Missionars der evangelisch-lutherischen Kirche nach ihrem Glauben und Bekenntnis treu und gewissenhaft ausrichten wollten in Lehre und Leben, in Gehorsam gegen göttliche und menschliche Ordnung, in aller Hingebung und, wenn es sein müßte, mit Aufopferung des Lebens." Man mußte bei den letzten Worten ja unwillkürlich an den schon erfolgten Zusammenstoß der Dschagganeger mit der Schutztruppe denken. Und doch gestaltete sich hernach der Einzug der Brüder auf ihrem Arbeitsfelde so friedlich und freundlich, wie wir sahen. Um so zuversichtlicher blickte die Missionsgemeinde in die Zukunft, als zwei Jahre später an derselben Stelle wieder zwei junge Männer knieten, die für Deutsch-Ostafrika bestimmt waren, zwei Söhne der deutschen Ostseeprovinzen und seit Jahren in inniger Freundschaft verbunden, Karl Segebrock und Ewald Ovir. Diesen aber war wider Erwarten ein viel schwereres Los beschieden, als ihren Vorgängern. Bei ihrem frühzeitigen Tode zeigte sich's, daß die afrikanische Mission auch an dieser Stelle schwere Opfer fordert. Das Gelübde, im Missionsdienst auch das Leben zu opfern, wurde gar bald von ihnen eingefordert.

Ende September 1895 langten sie am Kilimandscharo an. Sie fanden hier die früher gekommenen Brüder in voller Thätigkeit und gingen mit jugendlichem Eifer an ihre nächste Aufgabe, sich unter deren Anleitung in die afrikanischen Ver-

hältnisse einzuleben, die Sprache zu erlernen u. s. w. Segebrock gesellte sich zu Missionar Althaus in Mamba, Ovir ging nach Madschame, wo Missionar Müller die Leitung hatte. Beide fanden sich überraschend schnell in das Leben und Treiben auf ihrer Station, ihr gewinnendes Wesen machte sie bald bei den Negern ebenso beliebt, wie bei den Europäern, und mit den Sprachstudien ging es wesentlich schneller, als bei ihren Vorgängern, deren Beobachtungen und Aufzeichnungen ihnen zu Hilfe kamen. Besonders Ovir zeigte eine hervorragende Sprachbegabung. Nach einem Vierteljahr konnte er schon in Kisuaheli predigen und vor Ablauf des ersten Jahres auch in Kidschagga. Er schien ganz der geeignete Mann zu sein, die unvollkommnen Versuche der englischen Missionare, das Wort Gottes in die Sprache der Eingebornen zu übertragen, im Laufe der Jahre durch eine bessre Gabe zu ersetzen. Aber es war ihm nicht beschieden, der Dschagga-Mission diesen wertvollen Dienst zu leisten. Nachdem die beiden Freunde ein Jahr lang unter den Brüdern am Kilimandscharo gelebt hatten, ward ihnen die Aufgabe gestellt, das Panier des Kreuzes noch ein Stück weiter in den dunkeln Erdteil hinein zu tragen.

Einige Tagereisen westlich vom Kilimandscharo ragt der einsame Kegel des Meruberges aus der Steppe auf. Die Bewohner von Madschame sehen ihn und die an seinem Fuße sich ausbreitende Hügellandschaft an klaren Tagen deutlich liegen. Da das Dschaggaland, wie wir früher sahen, nur von mäßiger Ausdehnung ist und eine spätere Erweiterung der Mission obendrein durch das Vorhandensein der römischen Sendboten beeinträchtigt ward, lag der Gedanke nahe, drüben jenseits der Steppe im abgelegenen Meruländchen die unter den Wadschagga begonnene Arbeit fortzusetzen. Mit einer dort errichteten Station wird zugleich eine Brücke zu den noch weiter westwärts wohnenden Völkern gebaut.

Diese Gedanken nahmen eine greifbarere Gestalt an, als Ovir eines Tages eine Erkundigungsreise an den Meru unternahm und dabei die Entdeckung machte, daß die Leute an diesem Berge mit denen von Madschame nahe verwandt sind. Ihre Sprache weicht nur ganz wenig ab. Auf Grund der Berichte, die darüber nach Leipzig gingen, kam Anfang Oktober 1896 von dort die Anweisung, die beiden Freunde Ovir und Segebrock sollten als Pfadfinder der Mission an den Meru ziehen.

Mit großer Freudigkeit folgten die jungen Männer dem an sie ergangenen Rufe. Madschame war der gegebene Ort für die Abzweigung des neuen Missionsunternehmens. Daher packte Segebrock in Moschi, wo er in den letzten Wochen thätig gewesen war, schnell die nötigsten Sachen zusammen, verabschiedete sich auf der Militärstation und zog in Begleitung seines Stationsvorstehers Faßmann dorthin. Müller und Ovir hatten inzwischen auch ihrerseits alle nötigen Vorbereitungen getroffen.

Mit einer ernsten Feier ward der wichtige Schritt, den die beiden jungen Brüder thun sollten, eingeleitet. Am Morgen des 13. Oktober versammelten sich die Missionare im Schul- und Bethaus von Madschame, das mit Palmenzweigen festlich geschmückt war. Die Abziehenden feierten mit den Zurückbleibenden noch einmal das heilige Abendmahl. So klein auch der Bruderkreis war, hier am Kilimandscharo gab es doch schon eine Andachtsstätte und regelrechte Gottesdienste mit Gesang und Harmoniumbegleitung; drüben am Meru war auf eine erweiterte brüderliche Gemeinschaft und eine gottesdienstliche Stätte noch auf Jahre hinaus nicht zu rechnen.

Auf die denkwürdige Kommunion folgten noch einige Stunden trauten Beisammenseins und brüderlicher Aussprache. Dann hieß es: „Auf zum Meru!“ Nun setzte sich die Karawane in Bewegung. Die ausziehenden Brüder wurden von

etwa 70 Lastträgern begleitet, größtenteils Leuten von Madschame, welche die nöthigen Tauschwaren und die zur Ausstattung der neuen Station erforderlichen Dinge trugen. Müller und Faßmann gaben ihnen noch das Geleit bis hinunter an den Rand der Steppe. Dort verabschiedeten sie sich mit herzlichem Segenswunsch und kehrten auf ihren Posten zurück.

Die Karawane faßte das Ziel ihrer Reise scharf ins Auge und trat die heiße Wanderung durch die Steppe an. Es ist eine trostlose Gegend. Soweit das Auge reicht, nur dürres Gras, und streckenweise nicht einmal dieses. Die Eingeborenen zünden die trockenen Halme zuweilen an, und der ungehindert sich ausbreitende Steppenbrand verwandelt dann die ohnehin fast reizlose Landschaft in eine unheimliche, schwarze Fläche. In der Nähe der spärlichen Flußläufe erblickten die Reisenden zwar viel großes und kleines Wild, sie ließen es aber diesmal ungestört weiden. Ihre Gedanken waren ganz mit der vor ihnen liegenden Aufgabe beschäftigt. Nur des Nachts mußten die Karawanenleute sich mehr um die Bewohner der Wildnis kümmern. Es giebt viele Hyänen, Leoparden und auch Löwen in der Gegend. Um vor ihnen gesichert zu sein, wurde abends eine Dornverzäunung um das Lager gemacht und bis zum Tagesanbruch ein Feuer bei den Schlafstätten unterhalten.

Die zweite Nacht konnte schon auf einem der hügeligen Ausläufer des Meru zugebracht werden. Nun kamen sie ihrem Reiseziel sichtlich näher. Immer deutlicher hob sich die dunkle, pyramidenförmige Gestalt des Berges vom wolkenlosen Himmel ab. In den Mittagsstunden des dritten Tages trafen sie am „Thor“ des Meruländchens ein. Darunter ist eine Verzäunung aus Baumstämmen und Dornen zu verstehen, die nur einen ganz engen Durchschlupf hat, sodaß die Wanderer einzeln in gebückter Haltung hindurch kriechen mußten. Durch dieses Bollwerk suchen sich die Eingeborenen gegen feindliche Überfälle zu sichern.

Hinter der Verschanzung fängt das schöne, fruchtbare Meruland an, das mit seinen vielen Bächen und Hainen, mit seinen Fruchtfeldern und Grasmatten dem Dschaggalande sehr ähnlich ist. Jetzt eilten auch die Eingeborenen aus ihren versteckt liegenden Hütten herbei, um die Fremden zu mustern. Hätten sie sich der Missionskarawane in den Weg gestellt, so wäre an ein Durchkommen bei der Eingangspforte nicht zu denken gewesen. Sie sind zwar nur mit Pfeil und Bogen, sowie mit langen Lanzen bewaffnet und ihre aus Rindshäuten gefertigten bunten Schilde schützen sie nach unsern Begriffen auch nur sehr unvollkommen. Aber in ihrer Überzahl sind sie doch schon manchem Europäer unbequem geworden; wiederholt mußten heranziehende Karawanen an der Grenze ihres Ländchens umkehren, weil die mißtrauischen Eingeborenen nichts mit ihnen zu thun haben wollten.

Unsere Karawane durfte jedoch ungehindert einziehen. Ovir war ja schon einmal bei ihnen gewesen und in ein freundschaftliches Verhältnis zu den angesehenen Männern getreten. Daher hinderte niemand den Marsch bis zu den Hütten des Häuptlings Matunda. Der war zwar etwas wortkarg, aber am üblichen Willkommengruß ließ er es nicht fehlen. Er spendete eine Menge Bananen, Mais und Bier, ja sogar einen Ochsen. Die Gabe war den Missionaren im Hinblick auf ihre vielen hungrigen Träger sehr willkommen. Natürlich erwartete und erhielt er ein Gegengeschenk in Form von allerlei Kleinigkeiten aus dem Vorrat an Tauschwaren.

Am Morgen des nächsten Tages kehrten die meisten der Träger nach Madschame zurück und nahmen einen kurzen Bericht über die glückliche Ankunft an die dortigen Brüder mit. Nur einige Wadschagga, die zu persönlichen Dienstleistungen mitgekommen waren, und mehrere Suaheli-Arbeiter blieben da.

Ovir und Segebrock gingen nun auf die Suche nach einem geeigneten Stationsplatz. Das war keine leichte Aufgabe, denn

sie wollten es möglichst vermeiden, das von den Eingeborenen schon bebaute Land in Anspruch zu nehmen. Unter den anderen in Frage kommenden Plätzen konnten sie aber auch nicht den ersten besten auswählen. Einer, der ihnen besonders gefiel, war ein Geisterplatz. Die Meruleute behaupteten, wer dort wohne, müsse sterben, und weigerten sich entschieden, ihn abzutreten. Endlich einigten sie sich mit dem Häuptling wegen eines schönen Grundstückes, das etwa einen Kilometer östlich von seiner Boma lag. Frohen Herzens schlugen sie dort endgültig ihr Reisezelt auf und trafen die Vorbereitungen zum Bau einer Station.

Nach einigen Tagen traf Hauptmann Johannes mit einer kleinen Abteilung der Schutztruppe ein. Er befand sich auf einer kleinen Luftreise und hatte seine junge Frau bei sich. Nur im Vorübergehen wollte er im Meruländchen nach dem Rechten sehen und bei dieser Gelegenheit dem Häuptling Matunda die Unterstützung der Missionare zur Pflicht machen. Die Brüder benutzten seine Anwesenheit, um den bedungenen Kaufpreis für ihr Grundstück auszuzahlen. Im Militärlager überreichten sie dem Häuptling 25 Gora (etwa 625 Meter) Baumwollenstoff. Freudestrahlend zogen die Eingeborenen mit dem umfangreichen Wertobjekt ab, die Missionare aber blieben noch ein Stündchen in der Gesellschaft des freundlichen Offiziers und seiner Gattin. Es kam dabei zur Sprache, daß zwei Wandorobbo von bevorstehenden Unruhen geredet hätten, aber weder die Missionare noch der Hauptmann glaubten an ein solches Gerücht. Gegen Abend verabschiedete man sich; die beiden Brüder begaben sich in ihr Zelt, das kaum 10 Minuten entfernt lag, das Militärlager aber ward in der gewohnten Weise befestigt und bewacht.

Es sollte eine grauenvolle Nacht werden. Als hüben und drüben alles im tiefen Schlafe lag, kam Matunda in das Lager

des Hauptmanns geeilt und meldete, daß in seiner Boma ein unbekanntes Weib aus der unsern gelegenen Landschaft Aruscha erschienen sei und ihm mitgeteilt habe, die Aruscha-Krieger beabsichtigten einen Überfall der Europäer. Die böse Nachricht wurde kurz darauf von andern Eingeborenen, die hinzukamen, bestätigt.

Noch ehe das Lager alarmiert werden konnte, wurde es in den naheliegenden Bananenpflanzungen lebendig. Eine große Menge bewaffneter Männer schlich dort umher und flüsterte zusammen. Nach längerer Beratung begab sich der eine Trupp hinüber zum Missionsplatz, wo ein Dschaggamann wach war und kaum Zeit gewann, sich ins nahe Gebüsch zu retten. Die große Menge der Wilden — wie man später erfuhr, Aruscha- und Meru-Leute — zog gegen das Militärlager. Hier war Hauptmann Johannes eben dabei, seine Befehle zu erteilen, als seine schwarzen Wachsoldaten auch schon ein heftiges Schnellfeuer auf die aus den Bananen heranschleichenden Feinde eröffneten. Dadurch wurde der Überfall noch im letzten Augenblick vereitelt. Die Angreifer zogen sich schleunigst zurück, das Gewehrfeuer wurde alsbald eingestellt. Da erscholl plötzlich von drüben, wo die Missionare schliefen, ein wildes Geheul. Dann hörte man deutlich das Zerschlagen von Kisten und Koffern. Es konnte kein Zweifel sein: der Überfall, der vom Militärlager glücklich abgeschlagen war, bei den ahnungslos schlafenden Missionaren war er gelungen.

Zu seinem Leidwesen konnte der Hauptmann, solange es finster war, nichts thun, weil die Feinde auf allen Seiten bemerkt wurden und einzelne Leute der Schutztruppe, die sich etwa hinüber gewagt hätten, sicherlich unter den Bananen niedergestochen worden wären. Erst im Morgengrauen schlich sich ein Merumann, der schon lange im Dienste der Europäer stand, ans Missionslager und brachte von dort die traurige Kunde, daß beide Missionare ermordet waren. Eiligst

ließ der Befehlshaber nun sein Lager abbrechen und zog hinüber. Der Platz, auf dem das Missionszelt gestanden hatte, bot ein Bild schrecklichster Verwüstung. Das Zelt zerrissen und umgestürzt, alle Behältnisse erbrochen und beraubt, inmitten der Trümmer aber lagen die beiden hoffnungsvollen Männer in ihrem Blute, jeder von etwa 30 Speerstichen durchbohrt. Zitternd kroch jetzt Rajabu, der entkommene Arbeiter der Missionare, aus dem Gebüsch hervor, wo er sich bis an die Hüften in die Erde eingegraben hatte, und erzählte, was er gesehen und gehört. Daraus ergab sich, daß Ovir und Segebrock im Schlafe überfallen und sogleich erstochen worden waren. Ovir hatte nur noch Zeit gehabt, zu rufen: „Ich sterbe, aber ich danke euch.“ Ein schönes Wort aus dem Munde eines sterbenden Glaubensboten, der den Heiden ihre Verblendung nicht anrechnet. Als die Weißen tot waren, hatten die Wilden alle Kisten erbrochen und die Vorräte durchwühlt. Zum Schluß waren auch Weiber gekommen und hatten zugeschaut, wie die Männer das Eigentum der Missionare als Beute fortschleppten.

Während dies alles festgestellt wurde, sah sich Hauptmann Johannes von bewaffneten Scharen in drohender Haltung umgeben. Da er nur eine kleine Zahl zuverlässiger Soldaten bei sich hatte, mußte er so schnell als möglich in die Steppe hinaus zu kommen suchen. Das gestern noch für harmlos gehaltene Volk schien plötzlich ganz verwandelt zu sein. Darum wurde in aller Eile ein Grab ausgeworfen, in welchem der Offizier die beiden Missionare mit einem Vaterunser bestattete. Er ließ ein Kreuz darauf setzen, an dem er ein kleines Bild des dornengekrönten Christus befestigte. Nachdem Matunda noch die Anweisung erhalten hatte, die Leichen der mit ermordeten Arbeitsleute aus Madschame in der Nähe des Missionsgrabes zu beerdigen, und das, was vom Eigentum der Missionare noch vorhanden

war, in seinem Hause aufzubewahren, brach die Schutztruppe auf und kehrte in Eilmärschen nach Moschi zurück.

Als die entsetzliche Trauerbotschaft die Missionsplätze am Kilimandscharo erreichte, war der Schmerz groß. Die Brüder, die ihre Freunde wenige Tage vorher so zuversichtlich hatten ziehen lassen, konnten sich erst kaum in die schreckliche Thatsache finden. Aber die Berichte der Augenzeugen ließen keinen Zweifel übrig. Die Kostschüler, welche noch vor Kurzem von den Ermordeten unterrichtet worden waren, brachen in laute Klagen aus und auch andere Eingeborene, besonders der gutmütige Häuptling Schangali, bezeugten in wohlthuender Weise ihre Teilnahme.

Was die Eingeborenen zu der grausigen That bewogen hat, ist bis heute noch nicht ganz aufgeklärt. Wahrscheinlich haben die Leute von Aruscha, die wenige Jahre vorher vom Hauptmann Johannes wegen eines Überfalles gezüchtigt worden waren, sich dafür rächen wollen. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß sie die eigentlichen Anstifter, die Meruleute nur ihre Helfershelfer waren. Sie mochten denken, es wäre ihnen ein Leichtes, die anwesenden Europäer zu vernichten, da diese nur von einer kleinen Abteilung der Schutztruppe begleitet waren.

Hauptmann Johannes hielt kurz darauf ein strenges Strafgericht über die Mörder und ihren Anhang. Aus politischen Rücksichten mochte das unvermeidlich sein; die Missionsleute aber haben den Rachezug weder veranlaßt noch mit Genugthuung gesehen. Sie hielten es mit dem Grundsatz, der offenbar auch in den Worten des sterbenden Ovir zum Ausdruck kam: „Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“

Der erste Versuch, das Evangelium am Meruberge zu verkündigen, ist also mißlungen. Die Boten sind gefallen. Aber es wird die Zeit kommen, wo andre an ihre Stelle treten. Der Platz, der das Blut der beiden jungen Freunde getrunken hat, ist für die Leipziger Mission ein geweihter Boden. In

ihren Kreisen hegt man die Hoffnung, daß sich noch einmal eine Kapelle über jenem Missionsgrabe erheben wird, in der von der sündenvergebenden Liebe des Heilands gepredigt werden soll. Die Missionsleute in Madschame benutzen jede Gelegenheit, sich den Mördern ihrer Brüder wieder zu nähern. Es sind seitdem schon wiederholt angesehene Eingeborene vom Meru auf der Missionsstation zu Gaste gewesen. Hoffentlich ist der Tag nicht mehr fern, wo noch deutlicher, als bisher, der Ruf von ihnen herüber klingt: „Kommt herüber und helft uns.“ Dann werden die Heiden sehen, was für eine edle Rache die Christen an ihren Feinden nehmen.

---

4. Ein Rundgang durch die Dschaggamission.

„Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ Joh. 8, 12.

Im Dschaggalande beginnt es zu tagen. Der Anbruch einer neuen Zeit ist überall zu spüren. Während früher feindliche Überfälle an der Tagesordnung waren, sodaß Leben und Eigentum der Bewohner beständig in Gefahr kamen, erklingen jetzt friedliche Hirtenlieder von einem Weideplatz zum andern. An Stelle der eifersüchtig gehüteten Abgeschlossenheit zwischen den einzelnen Stämmen bahnt sich allmählich ein Verkehr von den westlichen bis in die östlichen Landschaften an. Auch sonst kommen die alten heidnischen Anschauungen nach und nach ins Wanken. Das Hauptverdienst an dieser Verwandlung gebührt den Männern, die als Vertreter des christlichen Namens und als Boten des Evangeliums unter die heidnische Bevölkerung

getreten sind. Die Missionsstationen im Lande können als ebensoviele Lichtpunkte bezeichnet werden, die nach allen Seiten hin ihre Strahlen senden. Mag es auch hier und da noch manche abgelegene Gegend geben, wo das Ansehen der Zauberer und die Macht der heidnischen Sitte ungebrochen dasteht; an den Orten, wo das Leben am stärksten pulsiert, machen sich die christlichen Anschauungen unverkennbar mehr und mehr geltend. Sie dringen immer weiter ins Land. Das bewirken teils die von den Missionaren auf ihren Stationen oder gelegentlich auch auf einer Reise unterwegs gehaltenen Predigten, teils werden sie von einzelnen Eingeborenen, die vorübergehend nach Madschame, Moschi oder Mamba kommen und dann zu ihrer fernen Hütte am Rande des Urwaldes zurückkehren, mit dahin genommen. Wie es gegenwärtig an den Brennpunkten des christlichen Lebens aussieht, wollen wir jetzt auf einem Rundgang durch die Dschaggamission beobachten.

Wir beginnen mit Madschame, der ältesten Ansiedelung der Leipziger Mission. Die Bauarbeiten sind hier zum Abschluß gekommen. Dr. H. Meyer, der nach seiner letzten Besteigung des Kilimandscharo in dieser Gegend wieder die bewohnte Landschaft betrat, schildert das Missionshaus und seine Umgebung als eine rechte Kulturoase, wo man sich schnell heimisch fühle. Das geräumige Wohnhaus ist mit Rücksicht auf die starken Regengüsse mit wetterfestem Wellblech gedeckt. Bei der innern Ausstattung fehlt auch ein eiserner Ofen nicht. Es kommen Zeiten, wo die nächtliche Kühle einen geheizten Raum als eine wahre Wohlthat erscheinen läßt. Als Stationsvorsteher finden wir immer noch den seit 1893 hier wirkenden Missionar Müller. An seiner Seite hat schon wiederholt ein junger Bruder gestanden, nach Ovirs Abgang eine Zeit lang Missionar Raum. Recht traulich ist das Haus aber erst durch den vor einigen Jahren erfolgten Einzug einer Hausfrau geworden, die

ihrem Manne all die kleinen und doch oft recht lästigen Geschäfte abnimmt, mit denen sich ein afrikanischer Missionar in der ersten Zeit selbst abfinden muß. Es sind den Eheleuten auch bereits einige Kinder in Madschame geboren, die in der kräftigen Gebirgsluft ebenso gut gedeihen, wie daheim im deutschen Lande.

Neben dem Missionshaus steht ein Kirchlein. Das aus Fachwerk errichtete und mit Bananenblättern gedeckte Gotteshaus ist zwar kein Prachtbau, aber man kann sich die Freude der Missionsleute denken, als diese erste gottesdienstliche Stätte, die auch schon eine kleine Glocke in dem turmähnlichen Aufbau aufzuweisen hat, geweiht wurde. Noch heute ist der große Festtag im Lande unvergessen. Der Häuptling Schangali war feierlich dazu geladen und auch mit 50 seiner angesehensten Männer gekommen. Wie staunten sie über das etwa 15 Meter lange Gebäude, das für den festlichen Tag schön geschmückt war. Die Wände hatte man mit dem weißen Thon von Madschame reichlich bestrichen, die Pfeiler aber, sowie die Fenster- und Thüröffnungen mit den großen Wedeln der wilden Dattelpalme verziert. Auch im Innern gab es manche Überraschung für die Eingebornen. Die Sitzbänke, die für sie bereit standen, waren freilich von einfachster Art, rohbehauene dicke Baumstämme, in der Anordnung unsrer Kirchenbänke reihenweis gelegt. Aber vor ihnen stand zum ersten Male der geheimnisvolle Altartisch mit einer schwarzen Decke behängt und von einem Kruzifix überragt. Nun begann der Gottesdienst. Die Lieder, von Missionar Müller in die Landessprache übersetzt und vorher mit den Kostschülern fleißig geübt, wurden auf dem Harmonium begleitet. Ihre Klänge und die Weiherede des Missionars verfehlten des Eindrucks auf die zahlreichen Zuhörer nicht. Nach Beendigung der kirchlichen Feier wurde ein Ochse zum Festmahl geschlachtet; das war ganz nach dem Geschmack der Madschame-

leute, und noch lange nachher konnte man das Lob des Europäers in allen Hütten der Umgegend singen hören.

Mit besonderer Sorgfalt wird seitdem die Sonntagspredigt behandelt, bei der sich durchschnittlich 100 Zuhörer einzufinden pflegen. Jeden Sonnabend zieht der Missionar eine kleine rote Fahne auf, damit das Volk weiß, daß der Feiertag naht. Am Sonntag früh tritt eine große weiße Flagge an ihre Stelle. Den Kern der Zuhörerschaft bilden die Kostschüler der Station. Es sind ihrer jetzt durchschnittlich 20 vorhanden. Mit einigen von ihnen hat ihr Erzieher schmerzliche Erfahrungen gemacht; so besonders mit den Massaiknaben, die gleich nach Errichtung der Station zugelaufen waren. Sie haben bis auf einen alle wieder das Haus der Christen verlassen, zum Teil nach recht unliebsamen Zwischenfällen. Die aus Madschame selbst stammenden Knaben dagegen zeichnen sich zumeist durch rührende Anhänglichkeit und empfänglichen Sinn aus. Als einer der Missionare einmal eine mehrtägige Wanderung mit den Burschen unternahm, hörte er von seinem Zelte aus, wie sie unaufgefordert mit einander die Abendandacht hielten. Unter der christlichen Belehrung erwacht auch das Gewissen bei ihnen. Da war z. B. im Unterricht das 7. Gebot behandelt worden, gleich darauf brachte Nsami, einer der geförderten Schüler, seinem Lehrer eine halbe Rupie, die er ihm von früher her schuldig geblieben und die in Vergessenheit geraten war. Solche kleine Züge aus dem täglichen Leben, sowie die christlichen Lieder, die man nicht selten auf den Bergen hört, wo die Knaben das Vieh weiden, sind ebenso viele willkommene Zeichen, daß ein neues Leben bei diesen täglich unter christlichem Einfluß stehenden Eingeborenen erwacht.

Besonders erfreulich ist das Verhalten des Häuptlings. Er begnügt sich nicht mit den von Anfang an bewiesenen Freundschaftsdiensten; auch innerlich ist er offenbar den Missionsleuten näher gekommen. Sobald regelmäßige Gottesdienste ein-

gerichtet wurden, stellte er sich als Hörer ein. In den Jahren seither wird er nicht öfter als zehnmal gefehlt haben. Sein gutes Beispiel ist um so wertvoller, weil die Wadschagga ihren Häuptlingen in allen Stücken zu folgen gewöhnt sind. So ist wohl zum Teil der gute Besuch der Gottesdienste zu erklären. Missionar Müller faßt das Urteil über seinen einflußreichen Freund in die Worte zusammen: „Ich habe den Eindruck, daß Schangali wirklich Gottes Wort liebt, und daß in manchen kleinen, äußerlichen Dingen sein Thun und Denken, ohne daß er sich selbst Rechenschaft ablegt, davon beeinflußt ist, und ich glaube, daß er infolge einer gewissen, ihm eigenen Schüchternheit über religiöse Fragen weniger spricht, als nachdenkt. Er geht von allen am meisten auf das ein, was ich lehre, und giebt oft recht gute Antworten. Aber, wenn er auch schon weiter wäre, als er wirklich ist, so würden doch zwei Riegel ihn abhalten, der Überzeugung die That folgen zu lassen: die mit dem ganzen Volksleben und Staatswesen fast untrennbar verquickte Zauberei und die Vielweiberei. Was jene betrifft, so ist der Häuptling eben, wie jeder andre Dschaggamann, ganz im Glauben an Zauberei und deren Gegenmittel aufgewachsen, und außerdem weiß er recht gut, daß er weder so schnelle Justiz üben, noch so straffen Gehorsam aufrecht erhalten kann, wie jetzt, wenn seine Unterthanen merken, daß er freiwillig sich des Vorteils begiebt, den kräftigsten Zauber zu besitzen. Und so wird auch die andere Kette des Heidentums, die Vielweiberei, den Schangali noch lange halten. Rechtliche Ehefrauen hat er gegenwärtig erst zwei. Aber es giebt, wie ich höre, etwa zehn junge Weiber, die verschiedene, im ganzen Lande zerstreute Besitzungen des Häuptlings bewirtschaften und unter dem harmlosen Namen „Kinder des Hofes“ nichts anderes als Nebenweiber des Häuptlings sind. Aber ich muß doch betonen: wir dürfen hoffen, weil die Bereitwilligkeit, die Botschaft von der Freiheit der

Kinder Gottes wenigstens äußerlich zu hören und kennen zu lernen, bei ihm vorhanden ist und ebenso das persönliche Vertrauen in unsere Redlichkeit."

Außer dem Unterricht der Kostschüler und den Sonntagsgottesdiensten in der Kapelle hat der Missionar noch an zwei Außenorten regelmäßig Gelegenheit, seine Botschaft bei den Eingebornen anzubringen. In einiger Entfernung von der Station fließt ein kleiner Bergstrom, der Kikafu, zu Thale. An dessen Ufer wird aller drei Tage ein Markt gehalten, bei dem in der Regel viele Weiber aus der Umgegend zusammen kommen, um Bananen, Wimbikorn, Bohnen, Salz u. dergl. zu verkaufen. Als der Missionar eines Tages dort vorüber kam, ging ihm der Gedanke durch den Sinn, ob er nicht die gute Gelegenheit benutzen sollte, diesen Frauen, die bisher noch nie zu seinen Versammlungen gekommen waren, zu predigen. Er sprach mit Schaugali darüber und erhielt dessen freudige Zustimmung. Ja der Häuptling versprach sogar, er wolle jedesmal seine Mutter Nuya hinschicken, damit diese die schwatzenden Weiber zur Ruhe brächte. Seitdem hält Müller eine Marktpredigt. Ohne die Nuya geht es freilich nicht. Als sie einmal ausblieb, waren die Zuhörerinnen so unruhig, daß der Prediger unverrichteter Sache abziehen mußte. Als eine Frucht dieser Ansprachen unter freiem Himmel ist die erfreuliche Thatsache zu verzeichnen, daß sich seitdem auch Frauen zu den Gottesdiensten auf der Station einstellen.

Ein anderer Predigtplatz liegt in Untermadschame, nicht weit vom Rande der Steppe. Die Bewohner dieser Landschaft waren anfangs sehr scheu. Wenn ein Europäer dort durchkam, sah er auf seinem Wege eigentlich nur weggeworfene Holz- oder Grasbündel, die Eingebornen waren schleunigst in die Büsche geflohen, selbst starke Männer. Das ist besser geworden, seitdem Müller mit Ukyo, dem Aufseher von Sonu, in Verbindung ge-

treten ist. Er ließ die Leute zusammenrufen und machte den Vorschlag, sie sollten ein Versammlungshaus bauen, dann wollte er von Zeit zu Zeit kommen und ihnen Unterricht geben. Nach einigen Bedenken gingen sie darauf ein. Die Hütte ist fertig geworden und dient jede Woche einmal der Verkündigung des Evangeliums. Es geht freilich noch sehr bescheiden dabei zu. Der Missionar sitzt in der Mitte auf einem glatten Flußsteine, rings um ihn her die Männer von Untermadschame, soweit Ukyo sie erreichen kann. Was sie hören, ist keine Predigt mit hohen Worten. Es ist mehr ein Gespräch oder eine leichte Erzählung, von seiten der Eingebornen kommt zuweilen eine Antwort, die sich fast von selbst versteht, meist aber nur Ausrufe der Verwunderung oder des Beifalls. Aber die dicht um ihren Lehrer sitzenden Leute horchen gut auf und gewöhnen sich allmählich an die neuen Gedanken. Nach Schluß der Unterredung wird oft noch leibliche Hilfe vom Missionar verlangt. Da kommen Frauen und Kinder, die Arznei haben wollen für ihre Wunden, die meist von den heimtückischen Sandflöhen herrühren.

Das größte Ereignis in der Geschichte von Madschame war die am 1. Advent 1898 vollzogene erste Taufe. Sie ward den beiden Kostschülern Nsami und Ukyo zu Teil. Jahrelang hatten sie unter den Augen der Missionare gelebt und auch schon manchmal Beweise dafür gegeben, daß sie den alten Menschen auszuziehen ernstlich entschlossen waren. Ein mehr als halbjähriger besonderer Taufunterricht vollendete, was bei dem vielen Verkehr im Schulunterricht und im häuslichen Leben begonnen war. Als der für ihre Aufnahme in die christliche Kirche bestimmte Tag kam, bemächtigte sich eine feierliche Stimmung aller Stationsbewohner. Zur Erhöhung der Festfreude kamen auch Gäste aus Moschi herüber. Schangali, dem vorher die Bedeutung der Taufe erklärt worden war, stellte sich mit

vielen Männern ein. Die beiden Jünglinge erhielten die Namen Johannes und Stefano.

Am Tage nach der eindrucksvollen Feier baten noch zwei andere Kostschüler um die Taufe, von denen der eine seit 4, der andere seit $2^1/_2$ Jahren auf der Station lebt. Zu gleicher Zeit erhielt der Missionar eine Schülerin, Mambo mit Namen, die später einen Christen heiraten will. So mehren sich die Anzeichen, daß auf diesem Missionsfelde Frühlingslüfte wehen.

In allerjüngster Zeit ist von Madschame aus eine neue Station gegründet worden, die vierte unter den Wadschagga. Im Norden und Nordwesten breitet sich eine gut bevölkerte Landschaft aus bis an die sogenannten Schiraberge, die sich vom Kibo in westlicher Richtung herabsenken. Sie wird bald Kibognoto, bald Schira genannt. Ihre Bewohner sind bei gelegentlichen Berührungen mit den Missionsleuten immer freundlich und entgegenkommend gewesen, haben wohl auch selbst den Wunsch nach einem Missionar geäußert. So entstand der Plan einer Niederlassung in dieser äußersten Ecke des Dschaggalandes. Mit der Ausführung wurde Missionar Raum beauftragt, dem der kürzlich erst am Kilimandscharo angekommene Missionsökonom v. Hopffgarten an die Seite trat. Am 2. August 1899 machten sie sich von Madschame auf und erreichten in einer anstrengenden Tagestour den in Aussicht genommenen Platz beim Häuptling Ngalami von Schira. Letzterer ging auf alle ihre Wünsche ein, legte mit seinen Leuten sogleich einen Kanal an, der das von den Missionaren erworbene Grundstück mit Wasser versorgen soll, und sagte auch für die Bauzeit alle mögliche Hilfe zu. Leider trat schon während der vorbereitenden Arbeiten ein störender Zwischenfall ein. Missionar Raum zog sich, während er noch im Reisezelt wohnen mußte, eine heftige Erkältung zu, die sich zu einer Lungenentzündung steigerte. Der schnell herbeigerufene Regierungsarzt von Moschi ordnete, nachdem die ersten schweren Tage

der Krankheit überstanden waren, die Überführung des Patienten nach seinem Wohnplatze an. Infolgedessen blieb es vorläufig bei Errichtung eines bescheidenen Hauses. Sobald der Kranke wieder vollständig genesen ist, soll das unterbrochene Werk weitergeführt werden.

Zur Fortsetzung unsrer Rundreise durch die Dschaggamission begeben wir uns nach Madschame zurück und suchen nach Moschi zu gelangen. Früher brauchte man einige Tage zu dieser Reise, wie wir bei der Ankunft der ersten Karawane gesehen haben, jetzt legt ein rüstiger Fußgänger den Weg in etwa 7 Stunden zurück. Das ist ein Verdienst des Hauptmann Johannes, der die Beseitigung der Verhaue und Verzäunungen, welche die einzelnen Landschaften voneinander trennten, erzwang. Er ließ eine breite Straße quer durchs ganze Dschaggaland bauen, wofür er bei den Eingeborenen den Beinamen „Kibarra njia", d. h. der offene Weg, erhalten hat. Die Verbindung wurde zunächst im Interesse der politischen Macht angelegt, dient aber nun auch den Zwecken des Reiches Gottes. Die Boten des Evangeliums können jetzt viel leichter durch das Land kommen und ihren guten Samen auch unterwegs an ihren Raststationen ausstreuen.

Zwischen Madschame und Moschi kommen wir an der katholischen Missionsstation Kiboso vorbei, einer großen Anlage mit stattlichen Gebäuden und wohlgepflegten Gärten. Die Römischen suchen in diesen äußerlichen Dingen ihre Stärke und finden damit das Wohlgefallen unserer Politiker. Dr. Meyer rühmt ihnen nach, daß er noch nie größere und bessere Kartoffeln gegessen habe, als bei Pater Rohmer in Kiboso. Ob letzterer sich wohl freut, wenn seine Thätigkeit gerade so gerühmt wird? Über die Kulturerfolge auf den katholischen Niederlassungen hört man viel Anerkennendes, über die eigentliche Missionsmethode aber nicht. Die Neger erzählen gelegentlich, daß die Anhänger der Patres mit Bier bewirtet werden. „Gebt ihr uns auch

welches, wenn wir zu eurem Unterricht kommen?" fragten sie harmlos einen der Missionare von Moschi. Weniger harmlos hatten sie es aufgenommen, daß sie mit Wegnahme von Vieh bestraft werden sollten, als sie einmal nicht zum Unterricht auf die katholische Station gekommen waren. Sie mußten erst eine Beschwerde am Sitz der Regierung anbringen, ehe die gestrengen Patres davon absahen.

Je näher wir Moschi kommen, um so zerrissener wird die Landschaft. Da giebt es keine ebene Fläche mehr, nur ein zerklüftetes Bergland mit tiefeingeschnittenen Flußthälern. In dem heutigen Moschi lernen wir die einzige größere Ortschaft am Kilimandscharo kennen. Es ist in jeder Hinsicht die „Hauptstadt" des Landes. Die fremden Elemente — weiße und farbige — fallen natürlich am meisten in die Augen. Hauptmann Johannes bewohnt mit seinen Offizieren und Unteroffizieren eine solid gebaute kleine Festung, die für innerafrikanische Verhältnisse aufs beste ausgestattet ist. Die Sudanesen, deren Zahl sich auf mehr als 100 beläuft, haben ihre Wohnungen nahe dabei. Wenn man bedenkt, daß die meisten ihre Weiber und Kinder bei sich haben und daß sich an „die Kaserne" auch sonst noch viele unstete Leute z. B. Massai angeschlossen haben, kann man sich ungefähr einen Begriff von dem bunten Durcheinander in und bei der Militärstation machen.

Die Missionare brauchen es wohl nicht zu bedauern, daß ihre Niederlassung in einer gewissen Entfernung davon auf der andern Seite des Sangatschi-Thales liegt. Man sieht das von mächtigen Bäumen überragte steinerne Wohnhaus schon von ferne. Beim Näherkommen fallen auch die Nebengebäude, unter ihnen namentlich ein auf Lehmmauern ruhendes Haus für die zahlreichen Kostschüler in die Augen. Da der Ausbau der Station dank der umsichtigen Leitung des Missionar Faßmann in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens schon beendet ist,

kommt auch hier die geistliche Seite der Missionsthätigkeit bereits zu ihrem vollen Rechte. Wenn nicht alles trügt, wird Moschi, wo die Fäden der Landesverwaltung zusammenlaufen, künftig ein besonders reichliches Maß von Missionsthätigkeit brauchen. Freilich wird diese Arbeit wegen der vielen Unruhe des Ortes auch immer mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft sein. Unter der leichtlebigen Mischbevölkerung ist es nicht leicht zu missionieren, zumal da wohl ein halbes Dutzend verschiedene Sprachen im Gebrauch sind. Die Arbeit des Missionars und seiner leider oft wechselnden Gehilfen ist denn auch eine sehr vielseitige. Was die Verkündigung des Evangeliums betrifft, so ist dafür natürlich der wichtigste Platz auf der Station selbst. Hier wird jeden Sonntag Vormittag ein Gottesdienst gehalten. Als zweite Predigtstätte kommt das in einiger Entfernung gelegene Mdawi in Betracht, wo die Mutter des Häuptlings wohnt. Hier stellen sich besonders gern Frauen und Mädchen ein, was auf der Station nicht der Fall ist. Sodann hat der Häuptling Meli in seinem Gehöft ein Haus für Gottesdienste und Schulzwecke bauen lassen und neuerdings ist ein vierter Predigtplatz beim Häuptling Matie von Pokomo in Gebrauch genommen. So wird der gute Same nach allen Seiten hin ausgestreut. An Hörern hat es von Anfang an nicht gefehlt. Schon am ersten Weihnachtsfest besuchten 60 Männer den Gottesdienst auf der Station und 45 Personen den in Mdawi. Aber es ist freilich noch ein Unterschied zwischen dem Hören des Wortes und einem gesegneten Erfolg. Die Schulthätigkeit hat ebenfalls eine ziemliche Mannigfaltigkeit aufzuweisen. Die auf der Station ist natürlich die stetigste. Hier bilden die 22 Kostschüler einen zuverlässigen Kern. Bei den andern Knaben findet schon mehr Kommen und Gehen statt. Noch mehr ist das beim Unterricht im Gehöft des Häuptlings der Fall. Wenn Meli selbst teilnimmt oder doch die Besucher beaufsichtigt, mag es noch gehen. Sobald er sich aber nicht um seine Residenz-

schüler kümmert, werden sie schnell lässig. Ein buntes Völkchen konnte man bis vor kurzem in der dritten Schule von Moschi beisammen sehen. Sie wurden in der Militärstation gehalten und war hauptsächlich für die Soldatenkinder, die Hausdiener der Europäer u. s. w. bestimmt. Hier war das Kisuaheli als Unterrichtssprache gewählt. Die Schüler haben aber jetzt Ferien auf unbestimmte Zeit, weil Missionar Faßmann ohne Gehilfen ist. Als ein Überbleibsel davon ist die Unterweisung anzusehen, die er zwei Massaikindern, einem Knaben und einem Mädchen erteilt, die bei Frau Hauptmann Johannes in Pflege und Erziehung sind. Der Merkwürdigkeit halber sei erwähnt, daß diese Kinder deutsch sprechen.

Als Lohn seiner vielseitigen Thätigkeit hat der Missionar schon wiederholt die Freude gehabt, junge Männer aus dem Volke taufen zu können. Eines Tages trat einer seiner besten Schüler namens Msando zu ihm und erklärte: „Herr, ich möchte getauft werden". Der Wunsch kam dem Lehrer so überraschend, daß er nicht sogleich die Antwort darauf fand; er bestellte daher den jungen Taufbewerber für den Nachmittag in sein Wohnzimmer. Dort hatte er eine ernste Unterredung unter vier Augen mit ihm. Er suchte zunächst zu erfahren, was der Jüngling eigentlich von der Taufe erwartete. Die Antwort lautete: „Ich möchte das Herz reinigen". In dieser Anschauung bestärkte ihn der Missionar, zugleich aber stellte er ihm eindringlich vor, welche Verpflichtungen die Taufe mit sich bringe. Er dürfe nicht irdische Vorteile vom Christwerden erwarten; vielleicht würde er infolge dieses Schrittes von seinen Landsleuten verspottet werden, wohl auch gar in Not und Drangsal kommen. Auch hielt er ihm noch einmal die sittlichen Forderungen des Christentums vor: nur eine Frau nehmen, sich nicht betrinken, kein unsittliches Leben führen, nicht an den Opfern für die Geister teilnehmen. Zum Schluß erwähnte

er aber auch den zu erwartenden Segen, daß der Herr die Seinen nicht verläßt, sondern sie nährt, schützt und erfreut. Das Ergebnis dieser Unterredung war die Wiederholung der Bitte um die Taufe. Nach dem, was der Missionar bisher an seinem Schüler beobachtet hatte, glaubte er, das Sakrament unbedenklich spenden zu können. Es stellten sich noch drei andere junge Männer mit demselben Anliegen ein, sämtlich Kostschüler der Station. Mit großer Freude bereitete Faßmann die Aufnahme dieser seiner Erstlinge in die christliche Gemeinschaft vor. Nach einem mehrmonatlichen Taufunterricht und nachdem er auch noch mit den Angehörigen des einen Taufbewerbers Rücksprache genommen und ihre Bedenken zerstreut hatte, wurde der Tauftag festgesetzt. Ganz Moschi kam in Bewegung, ja auch von auswärts erschienen die Teilnehmer. Da waren die Missionare von Mamba und Madschame, besondere Freude aber erregte das Kommen des englischen Missionars Steggall aus Taweta, der vor vielen Jahren zwei der Täuflinge in den Anfangsgründen unterrichtet hatte, sodaß sich nun miteinander freuten, „der da säet und der da schneidet". Mit dem kräftig gesungenen »Mwaneny Ruwa mose« (Nun danket alle Gott) begann die Feier. Der Missionar hielt eine ernste Ansprache über das Schriftwort: „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden". Darauf legten die vier Jünglinge ihr Taufgelübde ab und bekannten den christlichen Glauben. Nun knieten sie einzeln nieder, um die heilige Taufe zu empfangen, wobei sie ihre neuen Namen erhielten. Der oben erwähnte Msando wurde Johannes genannt. Mit dem Liede: „Ich bin getauft auf deinen Namen" ging die erhebende Feier zu Ende.

Als eine Probe, wie es in der Gedankenwelt der Missionsschüler von Moschi aussieht, mögen hier ein paar kleine Stilübungen von Faßmanns Schülern stehen. Der eine schrieb aus

freien Stücken folgende Gedanken nieder: „Wir Menschen sind wie die Ziegen. Wenn eine Ziege den Hirten (durch ihr Umherlaufen) hin und her führt, so wird er leicht ärgerlich, hebt einen Stein auf, wirft nach ihr und tötet sie vielleicht. Hätte sie ihn nicht hin und her geführt, wo wäre sein Schmerz? Und so ist es auch mit uns Menschen, wir führen Gott herum. Der allmächtige Vater wird ärgerlich und schlägt dich sehr. Freilich, wenn du eine Ziege schlägst, so vermag sie nicht Buße zu thun. Du vermagst es u. s. w." Ein andrer schrieb über Gottes Wohlthaten folgendes auf: „Gott liebt uns sehr. Wenn er gesagt hätte: „Bringt Rupien und kaufet die Dinge bei mir!" so wären wir unglücklich. Für ein Auge würde eine Million Rupien bezahlt. Aber wir Armen würden nicht Rupien genug finden, auch nur ein Bein zum Gehen oder einen Finger der Hand zu kaufen. Ein König besitzt freilich viele Rupien und kauft wohl ein Auge, aber das zweite würde er nicht kaufen können. Doch Gott gab es umsonst, damit alle an ihn glaubten." Das sind einfache und kindliche Gedanken, bei denen Ziegen und Rupien noch eine große Rolle spielen, aber das Irdische wird auch diesen jungen Afrikanern schon zum Gleichnis. Sie fangen doch an, von himmlischen Dingen zu reden und sich daran zu freuen. Das ist der Fortschritt gegenüber dem Heidentum, aus dem sie herkommen.

Einer der zuerst Getauften, Johannes Msaudo, bildet sich mehr und mehr zu einem Gehilfen des Missionars aus. Er unterrichtet bereits die jüngeren Schüler und hält auch Ansprachen religiösen Inhalts unter der Anleitung seines Lehrers. Die Unterstützung ist für letzteren um so wertvoller, da sein letzter Mitarbeiter, Missionar Bleicken, wegen hartnäckiger Dysenterie im Sommer 1899 Afrika verlassen mußte.

Auf dem weiteren Wege von Moschi nach den östlichen Landschaften stoßen wir nach mehrstündiger Wanderung in Ki-

lema wieder auf eine katholische Station. Es ist ein Unglück für die Dschaggamission, daß die beiden Konfessionen so durcheinander geschoben sind. Wenn sich auch in der Gegenwart keine Schwierigkeiten daraus ergeben, weil ihre Kreise sich noch nicht unmittelbar berühren, so werden die Mißhelligkeiten nach Jahrzehnten sicherlich nicht ausbleiben.

Nun überschreiten wir die Grenze von Marangu, wo sich der uns von früher her bekannte militärische Posten befindet. Nicht weit davon liegt die Residenz des Häuptlings Mareale, der sich zuerst unter allen Dschaggafürsten als Freund der Deutschen bewies. Er und seine Unterthanen gehören bereits zu den Anhängern des Missionars Althaus in Mamba. Als der ehrgeizige Häuptling sah, daß die Leute von Mamba lesen und schreiben lernten, wollte er mit seinen Männern nicht zurückbleiben. Eine Zeit lang besuchte er regelmäßig die Missionsstation, dann ging er noch einen Schritt weiter und lud den Missionar ein, regelmäßig zu seiner Boma zu kommen, wo er ein Schulhaus zu bauen versprach. Der Gedanke wurde kürzlich ausgeführt. Ein wenig abseits von der Straße steht jetzt ein schönes, reichlich mit Bänken ausgestattetes Haus, alles von den Maranguleuten selbst ausgeführt. Wenn wir nachmittags dahin kommen, finden wir 40—50 Schüler, die einer der eingeborenen Gehilfen des Missionars unterrichtet. Es hat einige Zeit gedauert, ehe die Arbeit hier eine gewisse Stetigkeit erlangte. Hochzeiten und Schmausereien warfen anfangs die schönsten Unterrichtspläne über den Haufen. Mareale selbst nahm es zunächst wenig ernst mit dem erbetenen Unterricht. Es ist auch jetzt noch nicht allzu viel Hoffnung auf ihn zu setzen. Das Interesse für seine 15 Weiber und die sonstige Mehrung seines Wohlstandes ist größer, als die Liebe zum Worte Gottes. Nur als er einmal ernstlich krank war und Missionar Althaus mit seiner Bilderbibel regelmäßig an sein Bett kam, zeigte er mehr Empfänglichkeit, als sonst.

Zumal als der Mann Gottes von dem Frieden sprach, den ein Christ in seinem Herzen spürt, und im Gegensatz dazu von der Unruhe und Furcht eines Gottlosen, wurde er immer stiller und nachdenklicher; er erfaßte schließlich seine Hand und bat ihn, bald wiederzukommen, ihm weiter solche wunderbare Dinge zu erzählen.

Von Mareales Boma aus schlagen wir einen Richtweg ein, der in gerader Linie durch den Busch auf das Missionshaus von Mamba zu führt. Der Weg hat seine Geschichte. Man kann ihn recht eigentlich einen Missionspfad nennen. Ursprünglich mußten die Leute von Marangu einen großen Bogen machen, wenn sie zur Predigt nach Mamba gingen. Das verdroß den Häuptling. Daher stellte er eines Tages alle seine Männer an und ließ einen neuen Weg aushauen. Wer dächte dabei nicht an das Wort aus der Adventszeit: „Bereitet dem Herrn den Weg!“

Die Station Mamba liegt ziemlich hoch oben in den Bergen, sodaß dort die kalten Winde, die von den Schneefeldern des Hochgebirges herunter wehen, recht empfindlich brausen. Die Höhe beträgt 1561 m, annähernd 400 m mehr, als bei Moschi. Bis vor kurzem machte das erste Missionshaus, das im Schwarzwälderstil gebaut war, fast den Eindruck einer Einsiedelei, zumal da man keine Hütten der Eingebornen in unmittelbarer Nähe sieht. Aber in der letzten Zeit ist viel gebaut worden: ein steinernes Wohnhaus, ein geräumiges Schulhaus und manches andere. Die beiden Gehilfen für äußerliche Arbeiten, v. Lany und v. Hopffgarten haben viel Mühe damit gehabt. Auch diese Station erfreut sich schon seit Jahren der ordnenden Hände einer deutschen Hausfrau, was die braunen Bewohner nicht weniger angenehm emfinden, als die weißen.

Mamba gehört zu den stilleren Landschaften am Berge. Für die Missionsarbeit ist das gerade ein Vorteil. Die Station

hat sich denn auch sehr günstig entwickelt. Missionar Althaus widmet sich mit besonderem Eifer der Predigt unter den zerstreut wohnenden Heiden. Zuerst mußte er damit den Leuten nachgehen. Wenn er in einem Gehöft oder in einer Bananenpflanzung mehrere beisammen fand, setzte er sich mitten unter sie auf einen Haufen getrockneter Bananenblätter und erzählte ihnen eine biblische Geschichte. Fand er aufmerksame Zuhörer, so lud er sie schließlich ein, mit ihm in sein Haus zu gehen, wo sie die Geschichte auch sehen könnten. Das thaten sie in der Regel gern. Im Missionshause zeigte er ihnen dann das betreffende biblische Bild, wobei die Geschichte wiederholt ward. So im Anfang. Jetzt aber braucht er seine Zuhörer nicht mehr zusammen zu holen. Wenn am Sonntag Vormittag das Glöckchen am Versammlungshaus geläutet wird, stellen sich fast immer gegen 100 Leute ein, an besonderen Festtagen noch mehr. Auf den Unterricht der Kostschüler, die aus vier oder fünf verschiedenen Ländern stammen, wird auch hier besondere Sorgfalt verwandt. Mamba hat unter allen Dschaggastationen den Vorzug, neben der Knabenkostschule auch schon eine solche für Mädchen zu haben. Sie beherbergt zur Zeit vier Schülerinnen. An ihrem Unterricht nehmen noch eine Anzahl Frauen und Mädchen aus der Nachbarschaft teil. Eine der Schülerinnen steht der Taufe nahe.

Von den jungen Männern ist schon eine größere Anzahl getauft. Althaus hat es gleich den Brüdern auf den andern Stationen nicht leicht damit genommen. Gerade bei den ersten Übertritten ist große Vorsicht geboten. So wurden auch hier manche zurückgewiesen oder doch eine Zeit lang hingehalten. Die bisher Getauften halten sich infolgedessen recht gut. Von einem derselben, Kanina mit Namen, schrieb der Missionar bei seiner Taufe: „Der Unterricht war mir eine wahre Erquickung, denn so wie dieser mit offenem Verstande und sinnendem Geiste aus-

gestattete Junge hat wohl keiner der hiesigen Schüler die Wahrheit des Evangeliums erkannt und in sich verarbeitet." Er erhielt in der Taufe den Namen Stefano und hat sich nachher so bewährt, daß sein Lehrer ihn jetzt als Gehilfe für den Unterricht auf den Außenstationen benutzen kann.

Den Predigtplatz in Marangu haben wir schon kennen gelernt, es giebt aber noch drei andere in den von Mamba nach Osten zu liegenden Landschaften Mwika, Msae und Kondeni. An diesen Orten stehen Unterrichtshäuser, welche die dortigen Häuptlinge mit ihren Leuten selbst gebaut haben. Am eifrigsten ist Bararia von Mwika, der schon seit einer Reihe von Jahren viel Verkehr mit der Station unterhält. Das alte Versammlungshaus war ihm nicht mehr gut genug. Es mußte ein neues gebaut werden. So oft nun der Missionar hinüberkommt, findet er regelmäßig schon die Zuhörer versammelt. Der Häuptling sitzt in ihrer Mitte und unterrichtet sie, soweit seine Kenntnisse reichen. Alles, was er ihnen geben kann, hat er natürlich erst vom Missionar empfangen, dessen gelehriger Schüler er von Anfang an war. Unter den jungen Burschen von Mwika zeichnete sich in den letzten Jahren ein gewisser Mabruke aus. Den nahm Althaus mit auf seine Station und gab ihm eine Stelle unter den Kostschülern. Er hilft jetzt schon beim Unterricht der jüngeren Knaben und verspricht einmal eine ähnliche Hilfskraft zu werden, wie Stefano Kanina.

Nicht unerwähnt mag schließlich bleiben, daß Mamba als die östlichste der Stationen sehr oft Besuch von den englischen Missionaren in Taweta hat, denen es ja am nächsten liegt. Die Gäste machen den Leuten von Mamba zuweilen die Freude, ihren Lichtbilder-Apparat, die Laterna magica, mitzubringen. Damit werden die schönsten biblischen Bilder auf die dunkle Wand geworfen, ein Schauspiel, an dem sich Groß und Klein kaum satt sehen kann. Die Missionare von Taweta erwiesen dem

Bruder Althaus bisher auch manchmal die Gefälligkeit, auf ihrer Druckerpresse Lesetafeln, Lieder und kleine Geschichten zu drucken. Künftig aber brauchen die Dschaggamissionare mit solchen Anliegen nicht mehr nach Taweta zu gehen. Im letzten Jahre ist eine kleine Missionspresse in Moschi aufgestellt worden, die auch bereits ihre ersten Druckproben in der Landessprache geliefert hat. Damit ist ein neuer Ansporn für die schon länger im Lande weilenden Missionare gegeben, sich an die Übersetzung von biblischen Geschichten, christlichen Liedern u. s. w. zu machen. Je größer die Zahl der Schüler und der Getauften wird, umsomehr tritt auch das Bedürfnis nach solchen Lehrmitteln und Erbauungsschriften hervor. Schon jetzt werden diejenigen, welche christlichen Unterricht empfangen, von ihren Landsleuten als „Leser" bezeichnet. Die Missionare lassen den Namen ganz gern gelten; sie möchten am liebsten alle Bewohner des Landes zu einem lesenden Volke machen. Weniger um der äußeren Vorteile willen, die aus der Schulbildung kommen, als vielmehr, weil die Wadschagga damit den Zugang gewinnen zu dem Heilsbrunnen, der in den Worten beschrieben ist: „Alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt."

Urambo.

Werfet euer Vertrauen nicht weg,
welches eine große Belohnung hat.
Geduld aber ist euch not.
Hebr. 10, 35.

Am 2. Januar 1898 traf eine große Karawane von Tabora her in Urambo ein. An der Spitze ritten zwei Europäer auf Eseln, hinter ihnen wurden zwei weiße Frauen von Negern getragen, ein heutzutage noch ziemlich seltener Anblick in der Nähe des Tanganjika-Sees. Eine fast unabsehbare Menge von Schwarzen folgten als Lastträger. Sie wurden ihrerseits noch von Frauen und Kindern begleitet, sodaß der ganze Zug etwa 325 Köpfe zählte. Man sah es den Weißen wie den Schwarzen an, daß sie eine lange Wanderung hinter sich hatten. Sie waren am 31. Oktober von Bagamoyo aufgebrochen und fast ununterbrochen marschiert. Bei einer solchen Entfernung wird auch der schönste Reiseanzug unscheinbar und die frischen Kräfte machen einer gewissen Abspannung Platz. Hätten nicht die Missions- und Militärstationen am Wege — Mamboia, Mpapua, Kilimatinde und Tabora — die Reisenden in der entgegenkommendsten Weise beherbergt, so hätten sie dem Ende des Marsches wohl noch sehnsuchtsvoller entgegengesehen, als es so schon der Fall war.

Der Einzug in Urambo glich einem Triumphzuge. In großen Scharen kamen die Eingebornen unter Führung des

Häuptlings herbei, die Ankömmlinge zu begrüßen. Sie hatten sich Fahnen aus bunten Stoffen zurecht gemacht oder hohes Schilfrohr abgebrochen, womit sie hin und her wedelten. Der junge Häuptling rückte mit seinen Keulen schwingenden Kriegern in seltsam vorwärts und rückwärts bewegtem Tanzschritt an; die Frauen und Mädchen umdrängten die Hängematten ihrer weißen Schwestern und brachten sie durch ihre ungestümen Liebesbezeugungen geradezu in Gefahr, herauszufallen; jede wollte einen Händedruck haben. Man denke sich dazu noch die nicht enden wollenden Jubelrufe und neugierigen Fragen, von denen die Europäer natürlich kein Wort verstanden. Kurz, es war ein so überraschendes Bild, daß die Reisenden ganz davon hingenommen waren.

Auf einem Hügel unter großen Bäumen machte die Karawane Halt. Das war ein Platz zum Rasten wie geschaffen. Hier that sich eine entzückende Fernsicht in die wellige Landschaft von Unyamwesi auf. Unmittelbar zu ihren Füßen aber lagen die stattlichen Gebäude der Missionsstation von Urambo. Das war das Reiseziel. Die Karawane gehörte nämlich der Brüdergemeine, deren Missionare Dahl und Meier eben im Begriff standen, diese Station von der Londoner Mission zu übernehmen.

Der Name „Urambo" war in den letzten Jahrzehnten zu einer gewissen Berühmtheit in Ostafrika gekommen. Sein Herrscher Mirambo hatte ihm dazu verholfen. Er war einer der reichsten „Sultane" im jetzigen deutschen Gebiet. Wie er dazu geworden, deutet schon sein Name an; er soll soviel heißen wie: „Einer, der viele Männer getötet hat." Durch planmäßige Eroberungen hatte er sein anfangs kleines Land auf einen für ostafrikanische Verhältnisse bedeutenden Umfang gebracht. Er beherrschte schließlich ein Gebiet so groß wie Württemberg. Einen ganz besonderen Nimbus verlieh ihm in den Augen der Neger der Widerstand, den er den Arabern leistete. Kein andrer

Häuptling hatte es gewagt, dem blutsaugerischen Händlervolk den Weg zu verlegen. Mirambo aber trotzte ihnen. Jahre lang hat er sie am direkten Verkehr zwischen ihrem Hauptstapelplatz Tabora und ihrer wichtigsten Niederlassung am Tanganjika-See (Udschidschi) verhindert, ja auch in offener Schlacht ihnen siegreich widerstanden. Der überschwengliche Stanley, dem der hochgewachsene Negerfürst in seiner, arabischer Kleidung entgegentrat, hat ihm deshalb in seinen Reisewerken den ehrenvollen Beinamen eines „schwarzen Bonaparte" gegeben.

Die ersten Beziehungen zwischen dem Christentum und Mirambos Reich gehen auf den großen Livingstone zurück. Von ihm empfingen, wie wir früher sahen, sämtliche neuere Missionsunternehmungen im Seengebiet den ersten Anstoß. Als die englische Kirchenmissionsgesellschaft sich zur Besetzung von Uganda entschlossen hatte und zur Sicherung des Verkehrs die Etappenstraße durchs jetzige deutsche Gebiet anlegte, regte sich auch in den Kreisen der Londoner Mission der Wunsch, an der Bekehrung Ostafrikas teilzunehmen. Sie faßten die reichbevölkerten Landschaften am Tanganjika-See ins Auge. Udschidschi sollte der Mittelpunkt des neuen Unternehmens werden. Im Jahre 1877 wurde es ins Werk gesetzt. Heutzutage würden die dorthin reisenden Missionare ohne Zweifel den bequemen Wasserweg Sambesi—Schire—Nyassa benutzen. Der war aber damals noch nicht erschlossen. Man sah sich also auf die alte Karawanenstraße angewiesen, auf der Stanley und alle andern Forschungsreisenden ins Herz des dunkeln Erdteils gezogen waren. Die Londoner Mission konnte sich aber nicht entschließen, ihre Boten am Tanganjika ohne einen gesicherten Rückhalt zu lassen. Der erste Teil des Weges war ja von den Stationen der Kirchenmissionsgesellschaft Mamboia, Mpapua und Ujui besetzt. Aber zwischen Ujui und Udschidschi lag immer noch eine Entfernung von etwa 400 Kilometern. Sie durch Errichtung

einer Zwischenstation zu verkürzen, lag um so näher, als die hier wohnenden Wanyamwesi zahlreich und zugänglich waren. Ein Besuch des Missionars Thomson bei Mirambo fiel sehr ermutigend aus. Der schwarze Herrscher wünschte lebhaft, Missionare bei sich zu haben. Er sicherte ihnen seinen Schutz und weitgehende Unterstützung zu. So kam es zur Gründung einer Missionsstation in der Nähe seiner Hauptstadt, die aus mehreren mit einer hohen Lehmmauer umgebenen Dörfern bestand. Ende Oktober 1879 zog der Missionsarzt Dr. Southon dort ein.

Die neue Niederlassung ward in der Regel kurz Urambo genannt und auch wir wollen bei dieser Bezeichnung bleiben. Streng genommen ist das aber nur der Name für die Landschaft. Sowohl der Wohnort des Häuptlings wie der Missionsplatz haben im Munde der Eingebornen ihre besondere Benennung. Da sich der Name Urambo aber einmal in der Missionsgeschichte eingebürgert hat, behalten wir ihn bei.

Dr. Southon wußte sich seinen mächtigen Landsherrn bald zum guten Freunde zu machen. Er bekam von ihm ein großes Stück Land geschenkt, dessen Grenzen so ausgedehnt sind, daß man zwei Stunden braucht, sie zu umgehen. Auch die Zuneigung des Volkes gewann er leicht, hauptsächlich durch seine ärztlichen Kuren. Leider war ihm aber nur eine kurze Wirksamkeit beschieden. Er starb im Jahre 1882 eines traurigen Todes. Sein schwarzer Diener hatte das Ungeschick, ihm auf einem Ausflug mit dem unversehens losgehenden Gewehr einen Arm zu zerschmettern. Leider war niemand da, der das Glied amputieren konnte. Erst nach einigen Tagen erschien der schleunigst herbeigerufene Missionar aus Ujui und nahm nach der Anweisung des Patienten den bereits brandig gewordenen Arm ab. Doch es war zu spät. Southon mußte unter vielen Schmerzen sterben. Sein Tod war aber für die Heiden ein schönes Zeugnis,

wie ein Christ leidet und heimgeht. Zugleich trat bei dieser Gelegenheit hervor, wie gut in der kurzen Zeit das Verhältnis zwischen Mirambo und dem Missionar geworden war. Der Sterbende bat den Häuptling, nach seinem Tode doch die Weißen, die zu seinem Ersatz kommen würden, freundlich aufzunehmen, worauf Mirambo tiefbetrübt antwortete: „O Bruder, sprich nicht so; ich gäbe gern etwas her, lieber als daß du stürbest. Ob ich andre so lieb haben werde, wie dich, weiß ich nicht; aber was ich kann, will ich für sie thun."

Drei Monate nach Southons Tode kam der zu seiner Unterstützung bestimmte Missionar Shaw an, zu spät, um sich durch den Begründer der Station in die Verhältnisse einführen zu lassen, aber doch noch zu rechter Zeit, um in seine Fußtapfen zu treten. Er hat 13 Jahre lang in Urambo gewirkt. Was die Herrnhuter Brüder bei ihrem Einzug vorfanden, war in der Hauptsache sein Werk. Nicht als ob er immer allein geblieben wäre. Erst stand ihm ein Bauhandwerker Brooks, später ein gewisser Draper zur Seite. Seit 1888 auch seine Gattin. Aber die wichtigste Arbeit lag doch immer auf ihm, und wenn die Herrnhuter Brüder in ihrem ersten Bericht aus Urambo rühmen konnten, daß sie in die schönsten Häuser eingezogen wären, die das Innere von Deutsch-Ostafrika zu der Zeit aufzuweisen hatte, so wird man ihm das Hauptverdienst daran zuerkennen müssen. Das ist um so mehr hervorzuheben, als die ganze Bauarbeit nicht nur einmal, sondern viermal gethan werden mußte. Zweimal wurden die errichteten Gebäude durch Blitzschlag eingeäschert, einmal auch von ruchloser Hand angezündet. Kein Wunder, daß die meiste Zeit und die schönste Kraft der Missionsleute durch diese äußerlichen Arbeiten in Anspruch genommen wurde.

Als die Häuser endlich fertig waren und die eigentliche Missionsthätigkeit des mit den Verhältnissen ganz vertraut

gewordenen Missionars beginnen sollte, erfolgte seine Abberufung. Damit hatte es folgende Bewandtnis. Die Niederlassungen am Tanganjika-See, die das ganze Missionsunternehmen von Urambo veranlaßt hatten, wollten nicht recht gedeihen. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe zu untersuchen. Die Hauptschuld lag wohl bei den arabischen Händlern, deren Macht damals noch nicht gebrochen war. Thatsache ist, das sowohl die zuerst angelegte Station bei Udschidschi, wie das bald darauf am Westufer des Sees entstandene Mtowa nur kümmerlich ihr Dasein fristeten. Etwas besser stand es um das am Südende des Sees gelegene Niamkolo, wohin die Londoner Mission das Schwergewicht ihrer Arbeit legte, als bei der deutsch-englischen Grenzregulierung ein Stück des südwestlichen Ufers unter englische Oberhoheit kam. Kurz vorher war auch die Verbindung vom Nyassa-See her immer günstiger geworden, sodaß der weite und beschwerliche Landweg von den Missionaren gar nicht mehr benutzt wurde. Hatte Urambo erst unmittelbar am Wege nach dem Tanganjika-See gelegen, so lag es jetzt ganz abseits, ein einsamer Posten ohne allen Zusammenhang. Das bewog die Londoner Mission, sich zurückzuziehen. Sie fragte bei verschiedenen deutschen Gesellschaften an, ob sie an ihre Stelle treten wollten, erhielt aber überall abschläglichen Bescheid. Keine wollte sich auf das voraussichtlich sehr kostspielige Unternehmen einlassen. Die Brüdergemeine aber bewies auch hier ihre schon oft erprobte Opferwilligkeit. Sie erklärte sich zur Übernahme bereit. Als Lohn dafür erhielt sie kurz darauf ein Geschenk von 30000 Mark, das ein Freund für die Besetzung der neuen Station zur Verfügung stellte.

So waren die obenerwähnten beiden Brüder Dahl und Meier, denen noch vor Ablauf des Jahres 1898 der aus Südamerika herbeigerufene Missionar Stern folgte, nach Urambo gekommen. Die Londoner Mission hatte einen ihrer

Laienmissionare, den schon erwähnten Draper bis zur Übergabe der Station dagelassen.

Den Ankömmlingen wurde dadurch der Eingang in jeder Hinsicht erleichtert. Wir sahen schon, wie die Eingebornen ihnen entgegen kamen. Aber auch die sonst immer so schwierige Wohnungsfrage war in diesem Falle aufs beste gelöst. Die beiden Steinhäuser mit ihren schönen Dächern und Veranden genügten für die erste Zeit vollauf dem Bedürfnis. Erst als Missionar Stern mit Frau und Kind einzog, mußte ein drittes Wohnhaus gebaut werden. Dazu kamen die von den Engländern geleisteten Vorarbeiten zur Bemeisterung der Landessprache und endlich auch die Willigkeit der Eingebornen, an den Wochentagen zum Schulunterricht, Sonntags zum Gottesdienst zu kommen. Gleich am ersten Sonntag sahen die Brüder eine Versammlung von 5 bis 600 Leuten auf ihrer Station. Wie hätte ihnen da nicht das Herz aufgehen sollen?

Der erste Bericht, den sie in die Heimat sandten, war denn auch voll Lob und Dank. Der mit allen Verhältnissen und der Landessprache vertraute Draper führte sie überall aufs beste ein und erwies ihnen bei den alsbald in Angriff genommenen Sprachstudien die schätzenswertesten Dienste. Die Eingebornen aber machten zunächst alle einen sehr günstigen Eindruck. Die Brüder wurden in dieser guten Meinung auch noch bei Drapers Abreise bestärkt. Das Volk überhäufte den scheidenden Freund, der mit freigebiger Hand fast alle seine Habseligkeiten verteilte, mit rührenden Beweisen der Anhänglichkeit und Dankbarkeit.

Leider blieb aber die Enttäuschung nicht lange aus. Die begeisterte Aufnahme seitens der Leute von Urambo und der überraschend zahlreiche Besuch der Gottesdienste erwies sich bei näherem Zusehen als eine taube Blüte. Die freudige Begrüßung beim Einzug hatte vielmehr den Waarenballen, als den Missionaren gegolten, und der Zulauf zu den Gottesdiensten war

nichts weiter, als eine schöne Gewohnheit, um keinen schlimmeren Ausdruck zu gebrauchen. Es war am letzten Karfreitag, als den Brüdern die Augen darüber vollständig aufgingen. Zu dem angesagten Gottesdienst fanden sich die Eingebornen in solcher Menge ein, wie nie zuvor. Aber wie wurde die Freude darüber gedämpft, als die Missionare sahen, daß einer nach dem andern mit Murren wieder abzog, weil sie keine neuen Kleider erhielten. Das waren sie von früher her gewöhnt. Ein ähnlicher Brauch hatte den guten Schulbesuch veranlaßt. Die Schüler waren monatlich mit einem kleinen Geschenk bedacht worden. Als die neuen Lehrer beim Monatswechsel keine Miene machten, die offenen Hände zu füllen, gab es wieder enttäuschte Gesichter.

Das waren schmerzliche Erfahrungen. Die englischen Missionsleute hatten das Volk offenbar verwöhnt und die großen ihnen zu Gebote stehenden Geldmittel unklug angewandt. Ihre Nachfolger waren keinen Augenblick im Zweifel, was sie thun sollten. Sie mußten mit der unevangelischen Gewohnheit brechen, selbst auf die Gefahr hin, die Leute vor den Kopf zu stoßen. So sehr sie die von ihren Vorgängern übernommene Station zu schätzen wußten, über die von ihnen befolgte Missionsmethode haben sie im stillen oft geklagt. In der geistlichen Arbeit mußten sie geradezu wieder von vorn anfangen. Die Schulthätigkeit gaben sie vorläufig ganz auf. So lange sie die Landessprache noch nicht völlig beherrschten, konnten sie sich vom Unterricht nicht viel Erfolg versprechen. Die dadurch gewonnene Zeit benutzten sie zu eingehenden Sprachstudien. Sie stießen hierbei auf manche Mängel in den von den englischen Missionaren hinterlassenen Vorarbeiten. Shaw hatte seiner Zeit eine Übersetzung des Markusevangeliums angefertigt, bei den Gottesdiensten wurden auch Lieder von ihm in Kinyamwesi gesungen. Aber hier wie dort fanden sich sinnentstellende Sprachfehler. Das

Evangelium mußte von dem sprachbegabten Br. Stern fast ganz neu übersetzt werden. Letzterer arbeitet auch eine Grammatik aus.

Durch alles das wurde die in den Anfangsberichten zum Ausdruck gekommene Freude stark abgekühlt. Die Missionare entdeckten auch immer mehr dunkle Seiten im Volksleben. Urambo wird von zwei Volksstämmen bewohnt, den Wanyamwesi und Watusi. Letztere sind ein schlanker, starker Menschenschlag und leben in kleinen Dörfern abgesondert von den Wanyamwesi. Sie haben eine ausgesprochene Vorliebe für ihr Vieh, was bei jenen durchaus nicht der Fall ist. Damit hängt eine greuliche Sitte zusammen. Sie begraben ihre Toten innerhalb der Einzäunung, in der das Vieh die Nacht zubringt, und bedecken die Leichen nicht mit Erde, sondern mit Kuhdünger. Die Wanyamwesi dagegen haben einen unbändigen Wandertrieb. Man findet sie auf allen Karawanenstraßen. Daß dadurch ihre Leichtlebigkeit und ihr unzuverlässiger Charakter nicht gewinnt, liegt auf der Hand. Besonders nachteilig wirkt das Wanderleben auf das weibliche Geschlecht. Von den Frauen und Mädchen begleiten viele ihre Männer oder Väter bis zur Küste. An den Endpunkten und Rastplätzen der Karawanenwege herrscht aber ein unbeschreiblich leichtfertiges und sittenloses Treiben. So wächst die weibliche Jugend ohne Aufsicht und Zucht heran; die Mädchen laufen buchstäblich wie die Tiere des Waldes herum, bis sie sich verheiraten, d. h. eine der drei oder vier Frauen eines Mannes werden, der nun vielleicht ein strammes Regiment über sie führt.

Von Religiosität ist unter diesen Umständen bei den Wanyamwesi noch weniger zu spüren, als bei den andern ostafrikanischen Völkern. Sie tragen allerdings sehr viele Amulette: am Hals, am Ober- und Unterarm, in den Haaren, Ohren, kurz fast am ganzen Körper; bald sind es Holzklötzchen, bald weiße Muschelsteine oder ähnliche kleine Dinge. Der Verehrung für

die Geister der Verstorbenen begegnen wir auch hier. Für sie erbaut der Heide ganz kleine Hüttchen unmittelbar neben seiner Wohnung. Das ist die Stätte seiner Anbetung. Die bei besonderen Anlässen dargebrachten Opfer bestehen aus Ziegenfleisch und Hirsebier. Wenn lange Zeit Dürre geherrscht hat, wird die ganze Freundschaft eingeladen, um Regen zu erflehen. Das nötige Bier ist schon gebraut, die Glieder der Sippe sitzen im Kreise herum und lassen den aus Stroh geflochtenen Becher wandern. Der erste Schluck wird ausgespuckt, das ist das Opfer für die Geister. Was für eine traurige, niedrige Form der Anbetung!

Die Zauberer spielen natürlich im Volke eine große Rolle. Wenn so ein mfumu (so heißt der Wunderdoktor) von Hütte zu Hütte zieht, führt er in seiner Rindenschachtel eine Menge Zaubermittel mit sich, um sie an die Leute zu verkaufen. Da giebt es geröstete Herzen von Raubtieren, Vogelschnäbel, mit Gift gefüllte Hörner u. dergl.

Dem Treiben der Zauberer wirken die Missionare zunächst durch die auf der Station betriebene ärztliche Thätigkeit entgegen. Br. Meier, der medizinische Kenntnisse mitbrachte, sah sich von Anfang an von zahlreichen Kranken umlagert. Er hat im ersten Jahre 800 behandelt und konnte vielen zur Gesundheit helfen. Die meisten bedanken sich mit einer Gabe von Früchten oder andern Nahrungsmitteln. Die Missionsleute sind übrigens mit ihrem Lebensunterhalt nicht mehr auf fremde Hilfe angewiesen. Ihr großes Grundstück liefert ihnen fast alles, was sie brauchen. Die Häuser sind von einem förmlichen Citronenwald umgeben, der ihnen mehr Früchte bringt, als sie verbrauchen können. Die besten Stücke des Landes bepflanzen sie mit Erdfrüchten und Getreide; sie bauen auch fast alle europäischen Gemüse an. Mühelos fallen ihnen die Früchte des Landes freilich nicht in den Schoß. Es herrscht zeitweilig sehr trockene Witterung und

dann ist die Bewässerung mit Schwierigkeiten und Kosten verbunden. Zu besonderer Vorsicht bei der Feldbestellung mahnt das wiederholt beobachtete Eintreffen von Heuschreckenschwärmen. Glücklicherweise waren sie bisher durch Klappern und Scheuchen zu vertreiben. Die Missionare setzen besondere Hoffnungen auf den Weizenbau, mit dem sie Versuche machen. Sie hoffen mit der Aussaat noch zurecht zu kommen, wenn die Schwarmzeit der Heuschrecken vorüber ist.

Neben dieser äußerlichen Arbeit geht die Erziehung von Waisenkindern einher, die der Missionsstation teils von den deutschen Beamten in Tabora, teils von den benachbarten Häuptlingen übergeben worden sind. Hier sei eingeschoben, daß Mirambo schon lange vor dem Eintreffen der Herrnhuter Brüder gestorben ist. Obwohl er bis an sein Ende im Heidentum beharrte, hinterließ er doch ein gutes Gedächtnis auf der Missionsstation. Sein junger Sohn, der beim Einzug der neuen Missionare Häuptling war, ließ sich schwere Verbrechen zu Schulden kommen und wurde deshalb abgesetzt. Das jetzige Oberhaupt der Landschaft scheint ganz von der deutschen Militärstation abhängig zu sein. Die Erziehung der genannten Kinder ist bisher ohne die unliebsamen Erfahrungen geblieben, welche die Missionare im Kondelande zu machen hatten. Zur Zeit sind die Pfleglinge — 12 Knaben und Mädchen — noch sehr jung. Erst wenn sie heranwachsen, wird sich's zeigen, ob sie für die genossene Liebe dankbar sind. Einstweilen streuen die Brüder und ihre Frauen unverdrossen eine Saat auf Hoffnung in die Kinderseelen aus.

Nachdem sie sich die Sprache der Eingebornen vollständig angeeignet haben, beabsichtigen sie, nächstens wieder einen Anfang mit der Schulthätigkeit zu machen. Vorbereitet haben sie den Schritt durch Besuche in den umliegenden Dorfschaften. Die Gespräche, die sie dort mit den Leuten führten, waren darauf angelegt, diese zu überzeugen, daß der Besuch der Gottesdienste

oder des Unterrichts weder mit Stoff- oder Fleischspenden noch mit irgend welchen anderen Belohnungen verknüpft sein wird. Wer nur irdische Vorteile sucht, soll seine Rechnung nicht finden. Der weitere Lauf der Dinge wird zeigen, ob nicht auch unter den Wanyamwesi und Watusi suchende Seelen vorhanden sind.

Die Missionsstation besteht jetzt gerade 20 Jahre. Daß nach einem solchen Zeitraum noch keine Gemeinde gesammelt, ja noch nicht einmal die erste Taufe erfolgt ist, steht in der Missionsgeschichte von Ostafrika, vielleicht sogar in der ganzen Geschichte der evangelischen Mission einzigartig da. Mag auch die Herzenshärtigkeit der Wanyamwesi besonders groß sein, so sind doch wohl die früheren Missionare nicht ganz ohne Schuld an der bisherigen Unfruchtbarkeit des Arbeitsfeldes. Den neu angekommenen Brüdern hat der Umstand, daß sie seit ihrem Einzug nur taube Blüten zu sehen bekamen, schon manchen schweren Seufzer ausgepreßt. Noch vor kurzem schrieben sie: „Wenn uns doch der Herr, der die Herzen der Menschen lenkt wie die Wasserbäche, bald Erfolg unsrer Arbeit schenken wollte. Die hiesige Station steht schon so lange und noch kein Zeichen eines Lebens aus Gott!“ Man kann ihnen den Schmerz nachfühlen, möchte aber antworten: „Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat. Aber Geduld ist euch not.“ Auch der harte Boden von Urambo wird zu seiner Zeit seine Frucht tragen. Der Herr, in dessen Hand die Fäden des Missionsregiments zusammenlaufen, hat sicherlich das Heil der Heiden von Urambo im Sinn gehabt, als er die einen Glaubensboten durch die andern ersetzte. Wir wissen dieses schwierige Stück des ostafrikanischen Missionsfeldes bei den Herrnhuter Brüdern in guten Händen und dürfen auch dort in Zukunft die Erfüllung der göttlichen Verheißung erwarten, daß das gepredigte Wort nicht leer wieder zurückkommen soll.

Schlußwort.

Ein vielgestaltiges Bild ist bei Betrachtung der evangelischen Missionsbestrebungen im deutschen Gebiet an uns vorüber gezogen. Der große Livingstone ging als Herold voran. Erst wagten nur wenige seinen Spuren zu folgen, zuletzt aber zogen ganze Scharen von Glaubensboten in die erschlossenen Länder. Sechs verschiedene Gesellschaften sind gegenwärtig an der Christianisierung von Deutsch-Ostafrika beteiligt. Ein Blick auf die diesem Buche beigegebene Kartenskizze belehrt uns, daß das Arbeitsfeld von allen Seiten in Angriff genommen ist. Die Universitätenmission und Berlin III haben an der Küste eingesetzt, die Brüdergemeine und Berlin I tief im Innern am Nordende des Nyassa-Sees; die Leipziger Mission wirkt am Kilimandscharo und die englische Kirchenmission in der Mitte des deutschen Gebiets, ganz zu schweigen von den einzeln liegenden Stationen Urambo und Nassa.

Die evangelische Mission ist aller Uniformierung abhold. Das ist uns auch hier entgegengetreten. Jede Kirchengemeinschaft kann ihre besonderen Kräfte und Gaben im Dienst der großen Sache entfalten, wobei der Umstand, daß deutsche und englische Missionare friedlich neben einander arbeiten, als Kennzeichen des wahrhaft ökumenischen Sinnes im evangelischen Missionsbetrieb ausdrücklich hervorgehoben sei. Jede Gesellschaft hat ihre berechtigte Eigenart.

Hier stehen die auf Bekenntnistreue haltenden Lutheraner, dort die durch ihre evangelische Weitherzigkeit bekannten Herrnhuter. Unter den Engländern ist die hochkirchliche Richtung durch die Boten der Universitätenmission vertreten, aber auch die uns deutschen Protestanten vor allem sympathische Lowchurch. In der Praxis finden wir ebenfalls eine große Mannigfaltigkeit. Die einen lieben stark entwickelte Hauptstationen, wo das kirchliche Leben kräftig pulsiert. Die von ihnen aus bedienten Nebenplätze erscheinen dann nur als Sterne dritter oder vierter Ordnung. Magila ist ein Beispiel dafür. Andere errichten lieber kleine Stationen in größerer Zahl, die man auf weite Länderstrecken verteilt und sich ziemlich selbständig entwickeln läßt. Das ist die Praxis aller hier in Frage kommenden deutschen Gesellschaften. Auch die Stellung der Missionare zur Kulturarbeit ist eine verschiedene. Die einen vermeiden fast ängstlich alles äußerliche Beiwerk, wie Gartenanlagen und Feldbestellung, um nicht in den Verdacht zu kommen, das ora et labora den Kolonialmännern zuliebe umzukehren, andere greifen mit vollständiger Harmlosigkeit auch diese Dinge an und pflegen sie mit Hingabe. Die einen begnügen sich Jahre lang mit den bescheidensten Wohnräumen, die geradezu an Einsiedlerhütten erinnern, andere wenden beträchtliche Mittel auf, schöne Gebäude erstehen zu lassen, die bei den Negern die höchste Bewunderung, bei den Kolonisatoren aber wenigstens Anerkennung finden. Die einen legen besonderen Wert auf Schulen und Erziehungsanstalten, die anderen mehr auf die Predigt des Evangeliums unter den Erwachsenen.

So verschieden aber dies oder jenes in der Praxis auch gehandhabt wird, in einem Punkte treffen alle Gesellschaften und Missionare zusammen. Sie betonen die geistliche Aufgabe der Mission. Ihr eigentliches Arbeitsfeld sehen sie in den unsterblichen Seelen der Afrikaner. Darum gilt ihnen als das hauptsächlichste Missionsmittel, gegen das alle andern weit zurück-

treten, das Wort, die Lehre. Sie handeln nach dem Wort ihres Meisters im Gleichnis vom Sauerteig. Die heidnische Welt soll mit neuen Gedanken erfüllt und dadurch von Grund aus umgestaltet werden. Daher die Eile mit dem Erlernen der Landessprache, mit der Verkündigung des Evangeliums in Form von Predigt oder Unterricht und auch mit der Beschaffung einer christlichen Litteratur. Daher aber auch die Geduld im Warten auf äußerliche Erfolge.

Wir haben die Missionsbestrebungen auf den einzelnen Arbeitsfeldern in verschiedenen Stufen der Entwickelung gefunden. Dem entsprechend war an der einen Stelle bereits ein reicheres Maß von Früchten zu sehen, an der andern nur wenige. Es konnte nicht anders sein. Für die Beurteilung des Ganzen ist aber im Auge zu behalten, daß die gesamte evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika noch sehr jung ist. Das im Jahre 1867 gegründete Magila besteht am längsten, nahm sich aber in den ersten Jahren nur wie ein vereinzeltes Frühlingsblümchen aus. Erst nach einem Jahrzehnt kamen weitere Stationen in Usagara und am Rowuma hinzu. Auch diese hatten um ihre Existenz zu kämpfen, besonders während der politischen Unruhen in den achtziger Jahren. So ist eigentlich erst das Jahr 1890 als Beginn der mit Nachdruck betriebenen Missionsthätigkeit im deutschen Gebiet anzusehen. Ein Jahrzehnt ist aber eine verschwindend kurze Zeit für die Bekehrung der Völker.

Wir haben gesehen, wie es jetzt auf den verschiedenen Missionsfeldern zugeht. Einen Überblick auf die zur Zeit vorhandenen Arbeitskräfte und die Erfolge, soweit sie sich in Zahlen fassen lassen, gewährt die umstehende Tabelle.

Diese Zahlen geben dem, der sie zu lesen weiß, eine Antwort auf die in unseren Missionskreisen oft erhobene Frage: „Was sind wir unseren Kolonien schuldig?“ Diese 74 ordinierten Missionare nebst 4 Diakonen, 6 Missionarinnen

Statistische Tabelle über die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika aus dem Jahre 1899.

Gesellschaft / Gebiet	Hauptstationen	Nebenplätze	Europäische Missionare	Eingeborne Helfer: ordinierte	Eingeborne Helfer: nicht ordinierte	Zahl der Getauften	Im Taufunterricht stehen:	Schulen	Schüler
Universitäten-Mission.									
a) Bondei	3	15	7 (u. 4 Missionarinnen)	3	—	594	202	9	761
b) Rowuma	2	12	5	1	—	916	381	14	744
c) bei Dar-es-Salaam	—	2	—	1	—	217	76	2	24
Kirchliche Missionsgesellschaft									
a) Usagara	3	—	9 (u. 2 Missionarinnen)	—	18	196	63	8	572
b) Victoria-Nyanza	1	—	3	—	19	68	21	6	170
Berlin III									
a) Usambara	5	10	9 (u. 2 Diakonen)	—	6	154	113	5	204
b) Usaramo	3	10	6 (u. 2 Diakonen)	—	9	102	58	5	210
Berlin I									
a) Konde	4	5	6 (u. 2 Handw.)	—	4	77	79	6	89
b) Kinga	2	—	2 (u. 1 Handw.)	—	1	11	12	2	23
c) Hehe	3	—	5 (u. 2 Handw.)	—	—	—	—	—	—
Brüdergemeine									
a) Nyassa-Mission	6	?	11	—	3	52	19	4	80
b) Urambo	1	?	3	—	—	—	—	1	?
Leipzig Kilimandscharo	4	10	8	—	—	13	11	9	310
Summe	37	64	74 (dazu 4 Diakonen, 6 Missionarinnen u. 5 Handwerker)	5	60	2400	1035	71	3187

und 5 Handwerkern sind ein kleines Heer, das zur friedlichen Eroberung des deutsch-ostafrikanischen Gebietes für den König mit der Dornenkrone ausgezogen ist. Ihre 37 Hauptstationen sind als ebenso viele gesicherte Pflanzstätten christlichen Glaubens und Lebens anzusehen. Wenn in der Rubrik der Getauften die meisten Gesellschaften nicht mit großen Zahlen prunken können, so darf man nicht vergessen, daß sie es mit der Aufnahme in die christliche Gemeinschaft eben sehr genau nehmen, daß also die hier verzeichneten 2400 Negerchristen eine auserlesene Schar darstellen. Daß sie noch keine fertigen Christen und Muster christlicher Tugenden sind, wissen ihre Lehrer besser, als jeder andere. Sie machen in ihren Berichten gar kein Hehl daraus, daß es eine „Freude mit Zittern" ist, die sie an ihnen haben, und daß das in ihnen angefangene gute Werk noch dauernder Behütung und Nachhilfe bedarf. Und doch beruht auf ihnen, wie auf den mehr als 3000 Schülern die Hoffnung für einen gesegneten Fortgang der Arbeit.

Daß die Zahl der eingebornen Gehilfen noch so klein ist — nur die am längsten in der Thätigkeit stehende Universitäten-Mission konnte schon Eingeborne ordinieren — kann uns nicht überraschen. Es gehören in der Regel christliche Familien und womöglich ganze Generationen dazu, um tüchtige schwarze Lehrer und Prediger hervorzubringen. In einer späteren Periode der ostafrikanischen Missionsgeschichte wird diese Zahl beträchtlich wachsen und der der europäischen Missionare immer näher kommen, um sie zuletzt zu überflügeln. Die Mithilfe seitens der eingebornen Christen wird dann von hervorragender Bedeutung sein.

Wie groß die von den Missionsgesellschaften aufgewendeten Geldmittel sind, läßt sich nicht genau angeben, weil die, welche noch andere Gebiete in Ostafrika unter ihren Händen haben, nicht vollständig getrennte Rechnungen aufstellen. Es mögen im Ganzen etwa 400 000 Mark pro Jahr sein, im höchsten Falle eine halbe

Million. Das ist eine sehr kleine Summe im Vergleich zu dem, was für Kolonisationszwecke aufgewandt wird. Die Militärstationen und die Schutztruppe erfordern jedenfalls viel größere Summen, als sämtliche hier erwähnte Missionsunternehmungen.

Wir können uns der schnellen Besetzung des ostafrikanischen Gebietes freuen, und doch ist das bisher Geleistete nur als bescheidener Anfang anzusehen. Das Ziel ist ja die vollständige Christianisierung der vielen Völker zwischen der Küste des Indischen Ozeans und den großen Seen im Herzen des dunkeln Erdteils. Die Verwirklichung dieses Planes liegt noch in weiter Ferne. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß einzelne Landschaften, wie Usambara, das Dschagga- oder das Kondeland zwar gut besetzt, daß dafür aber andere weite Gebiete nur ungenügend versorgt sind. So der ganze Süden zwischen den Flüssen Rowuma und Rufidji. Die unermeßlichen Länderstrecken im Westen und Nordwesten unseres Gebietes stehen heute noch fast leer. Zwischen dem Kilimandscharo und dem Victoria-Nyanza stößt man auf keine einzige Missionsstation, auch zwischen dem Victoria-Nyanza und dem Tanganjika-See sucht man vergebens nach evangelischen Niederlassungen. Es bleibt also noch viel zu thun. Ganze Völker leben noch in dicker heidnischer Finsternis dahin.

Wir sind bei unserm Rundgang durch die ostafrikanische Mission auch wiederholt dem Sendboten der römischen Propaganda begegnet. Bei der großen Ausdehnung unseres Kolonialgebietes sind die Berührungen mit ihnen glücklicherweise bisher nicht allzu häufig gewesen. Das Schwergewicht ihrer Thätigkeit liegt an der Küste in Bagamoyo und Dar-es-Salaam, ferner in der Landschaft Ukami und im Innern hauptsächlich am Tanganjika-See und am Südufer des Victoria-Nyanza. Sie hatten mit ihrer alten Niederlassung in der zuerst genannten Küstenstadt von Anfang an einen Vorsprung vor der evangelischen Mission, machen aber auch in der neuern Zeit kolossale Anstrengungen,

um ihr zuvorzukommen.*) Den 37 evangelischen Stationen stehen 33 katholische gegenüber, den 89 evangelischen Missionsleuten sogar 162 katholische. Bei dem ausgesprochenen Bestreben der Katholiken, sich in die von den Evangelischen besetzten Gebiete einzudrängen, ist zuweilen geradezu ein Wettlauf beider Konfessionen zu verzeichnen gewesen, wenn es sich um die Gründung neuer Stationen handelte. Auf evangelischer Seite sieht man das als ein Unglück an. Man würde die leidige Konkurrenz am liebsten vermeiden und thut es auch, so viel man nur kann. Jedenfalls darf man den etwa daraus hervorgehenden Störungen des Missionswerkes mit gutem Gewissen entgegensehen. Etwaige Reibereien sind von den Katholiken verschuldet. Etwas Gutes kann übrigens auch aus dem Zusammentreffen der beiden Konfessionen hervorgehen. Die Römischen gehen hier viel vorsichtiger zuwege, als anderswo. Sie halten es sogar für nötig, in ihren Berichten zu betonen, daß sie ihre Taufbewerber gründlich vorbereiten und keine Massentaufen vornehmen. Gerade nach dieser Seite hin haben sich die katholischen „Missionäre" bekanntlich in der ganzen Welt in den übelsten Ruf gebracht. Wir freuen uns, daß die Nähe evangelischer Stationen diese sittigende Wirkung ausübt. Die evangelischen Missionskreise mögen ihrerseits in dem eifrigen Vorgehen der Römischen einen Ansporn zum Einsetzen aller ihrer Kräfte sehen, damit in Deutsch-Ostafrika nicht die trübe Flamme des römischen

*) Nach einer in „Gott will es", der Zeitschrift des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, März 1899 enthaltenen Zusammenstellung ist Deutsch-Ostafrika von der Propaganda in 5 Apostolische Vikariate geteilt, deren Bestand aus folgen Zahlen zu ersehen ist:

Apost. Vik. Nord-Sansibar	hat	12	Stat.,	22	Patres,	23	Fratres,	21	Schwestern,
„ „ Süd-Sansibar	„	7	„	9	„	15	„	16	„
„ „ Tanganjika	„	5	„	12	„	7	„	4	„
„ „ Unyanyembe	„	5	„	11	„	4	„	4	„
„ „ Süd-Nyanza	„	4	„	9	„	5	„	—	„

Kirchenwesens, sondern das reine Licht des evangelischen Glaubens auf den Leuchter gestellt werde.

Die Reisenden, welche um die Wende des Jahrhunderts Ostafrika besuchten und Vergleiche zwischen dem deutschen, englischen und portugiesischen Gebiet anstellen konnten, loben einstimmig die Fortschritte der Länderstrecken, die unter die deutsche Hoheit gekommen sind. Das ist von der natürlichen Entwickelung des Landes, von Ordnung und Sicherheit, von Plantagen und Wegebau, von Schutztruppe und Beamtenschaft zu verstehen. Die deutschen Missionsfreunde aber erstreben noch ein höheres Lob. Sie sähen es gern, daß das deutsche Gebiet auch am besten christianisiert wird.

Das Himmelreich ist gleich einem Netz, das ins Meer geworfen ist, damit man allerlei Gattung fängt (Matth. 13, 47). Wir haben es in unserer Kolonie wirklich mit einem Völkermeer zu thun, und wie wir im ersten Kapitel dieses Buches gesehen haben, fehlt es an wilden, ja sogar widerwärtigen Zügen im Wesen dieser Völker nicht. Aber wenn sie einmal dem großen Menschenfischer ins Netz gegangen sind, wird ihre Unart überwunden und ihre Eigenart geläutert und verklärt. Die oberflächlichen Wasuaheli, die flatterhaften Wanyamwesi, die wilden Waruscha und die trotzigen Wahehe stellen jetzt der Mission manche schwere Aufgabe, aber auch ihr Wesen ist der Veredelung fähig und auch sie werden dereinst den ihnen bestimmten Platz im Reiche Gottes ausfüllen, wenn sie dem unterthan geworden sind, der da spricht: „Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht."

Kartenbeilage zu Paul, Die Mission in unsern Kolonien. 2. Heft.

Luh. v. Ed. Gaebler's geogr. Inst. Leipzig. M

Druck und Verlag von Fr. Richter in Leipzig.